

Ludwig Boltzmann Institut  
für Geschichte der Arbeiterbewegung  
Materialien zur Arbeiterbewegung Nr. 65

Johannes Moser

# Jeder, der will, kann arbeiten

Die kulturelle Bedeutung von Arbeit und Arbeitslosigkeit

Europaverlag  
Wien • Zürich  
1993

MATERIALIEN ZUR ARBEITERBEWEGUNG  
GEGRÜNDET VON KARL R. STADLER

HERAUSGEGEBEN VON  
RUDOLF G. ARDELT UND HELMUT KONRAD  
LUDWIG BOLTZMANN INSTITUT FÜR  
GESCHICHTE DER ARBEITERBEWEGUNG  
UNIVERSITÄT LINZ / UNIVERSITÄT GRAZ  
A-4040 LINZ / AUSTRIA  
A-8010 GRAZ / AUSTRIA

Universitäts-  
Bibliothek  
München

81001754

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

**Moser, Johannes:**

Jeder, der will, kann arbeiten : die kulturelle Bedeutung von Arbeit und Arbeitslosigkeit / Johannes Moser.-Wien ; Zürich : Europa-Verl.,1993

(Materialien zur Arbeiterbewegung ; Nr.65)

ISBN 3-203-51203-3

NE:GT

Medieninhaber Europa Verlag GmbH Wien

© 1993 by Johannes Moser

Satz, Layout Abteilung für Zeitgeschichte (Graz)

Umschlaggestaltung Ute Strohmeier

Hersteller Plöchl Freistadt OÖ

Verlagsort Wien

Herstellungsort Freistadt

Printed in Austria

ISBN 3-203-51203-3

LK 94/ 20784

# Inhaltsverzeichnis

|   |         |
|---|---------|
| Einleitung .....  | 7       |
| Zur historischen Entwicklung des Begriffs ; Arbeit .....  | 15      |
| Neuere Konzeptionen von Arbeit .....                      | 43      |
| Auf der Suche nach den freiwilligen Arbeitslosen? .....   | 62      |
| Arbeitslos am Arbeitsmarkt .....                          | 81      |
| Die institutionelle Schizophrenie .....                   | 111     |
| Subjektive Aspekte der Arbeitslosigkeit .....             | 132     |
| Gängige Stereotypen über Arbeitslose .....                | 149     |
| Das bequeme Leben der Arbeitslosen .....                  | 151     |
| Arbeitslose und Pfusch .....                              | 162     |
| Jeder, der will, kann arbeiten .....                      | 171     |
| Medien und öffentliche Meinung .....                      | 190     |
| Arbeit und Arbeitslosigkeit im common sense .....         | 201     |
| Literatur .....   | 219     |
| <br>Anhang .....  | <br>239 |
| Leitfaden für die Arbeitsloseninterviews .....            | 241     |
| Die Arbeitslosen .....                                    | 243     |
| Leitfaden für die Unternehmerinterviews .....             | 270     |
| Die Unternehmen .....                                     | 272     |
| Leitfaden für die Kurzinterviews .....                    | 307     |
| Interviewpartner der "nichtarbeitslosen" Population ..... | 309     |
| Glossar zur Arbeitslosenversicherung .....                | 312     |
| Zur Person des Autors .....                               | 316     |





# Einleitung

Diese Studie handelt von der kulturellen Bedeutung von Arbeit und Arbeitslosigkeit in unserer Gesellschaft. Entgegen anderslautenden Meinungen wird argumentiert, daß Arbeit – und hier im speziellen Erwerbsarbeit – nach wie vor einen zentralen Stellenwert für die Menschen unserer (post)industriellen Gesellschaft einnimmt. Diese Behauptung wird mit empirischem Material zu Meinungen und Einstellungen über Arbeitslosigkeit untermauert werden.

Prinzipiell wird in vorliegender Arbeit versucht, kultur- und sozialwissenschaftliche Ansätze miteinander zu verbinden. Der britische Soziologe Anthony Giddens hat einmal betont, die Sozialforschung besitze notwendig einen kulturellen, ethnographischen bzw. kulturanthropologischen Aspekt. Dies sei ein Ausdruck der doppelten Hermeneutik, die die Sozialwissenschaften charakterisiere.<sup>1</sup> In unserem Zusammenhang spielen umgekehrt sozialwissenschaftliche Aspekte eine große Rolle bei der Betrachtung kulturwissenschaftlicher Phänomene. Wenn man sich mit einer Fragestellung befaßt, die so klassische sozialwissenschaftliche Bereiche wie Arbeitsmarkt und Arbeitslosigkeit und so traditionell sozialpsychologische Themen wie Einstellungen und Vorurteile umfaßt, kommt man gar nicht umhin, einen breiteren Ansatz zu wählen. Das Phänomen Arbeitslosigkeit hat im Alltagswissen der Menschen einen enorm hohen Stellenwert, vor allem was die negative Einstellung gegenüber Arbeitslosen anbelangt. Es ist allerdings nicht so einfach zu erkennen – wie vordergründig vermutet werden könnte –, warum gewisse soziale Probleme herausgegriffen und aufgenommen werden, andere hingegen nicht.<sup>2</sup> Für die Betrachtung von Arbeitslosigkeit soll die vorliegende Studie ein kleiner Schritt in diese Richtung sein.

Zunächst seien noch einige Grundgedanken formuliert, sofern sie nicht ohnehin in den einzelnen Kapiteln behandelt werden. Ein wichtiger Begriff, der diese Arbeit sozusagen implizit durchzieht, ist jener der Diskriminierung, für den hier einige Überlegungen aufgewendet werden sollen, da er definitorische Probleme in sich birgt, die auch für unseren Kontext relevant sind. Herrscht noch weitgehend Einigkeit darüber, daß so etwas wie Diskriminierung existiert und uns in den verschiedensten Formen gegenübertritt – sei es als rassische, geschlechtliche oder sonstige Benachteiligung –, so gibt es keine klare Meinung darüber, wo Diskriminierung beginnt, was man als solche bezeichnen kann und was nicht. Die Grenzen zu anderen Begriffen sind verschwommen; oft werden beispielsweise Stigmatisierung und Diskriminierung synonym verwendet, und es erhebt sich die

Frage, ob überhaupt eine Trennlinie zwischen negativer Etikettierung oder sozialem Vorurteil einerseits und einer Benachteiligung andererseits gesetzt werden kann. Daß das eine das andere mehr oder weniger bedingt, erschwert die Klärung.

Aber nähern wir uns der Problematik von der Seite jener Definitionen, wie sie uns in Lexika oder Handbüchern geboten werden. Zwei Definitionen von Diskriminierung seien hier stellvertretend für viele andere und ähnliche Beispiele genannt:

"In den Sozialwissenschaften die (auf Grund polit., ökonom., rass. oder ethnischer Unterscheidungsmerkmale) negative Beurteilung und Behandlung sozialer Minderheiten, denen Eigenschaften und Verhaltensweisen zugeschrieben werden, die nicht notwendig tatsächlich gegeben sind. Diskriminierung, eng verbunden mit sozialen Vorurteilen, bedient sich dabei verschiedener Strategien, wodurch diskriminierte Gruppen in sozialer Distanz gehalten werden."<sup>3</sup>

"Die Verdächtigung oder das Verächtlichmachen von Angehörigen einer Gruppe, so daß sie keine oder nur wenige der Chancen haben, die den Mitgliedern anderer Gruppen nach Gesetz und Sitte zustehen, so daß sie aus deren Lebensordnung weitgehend ausgeschlossen werden, bezeichnet man als Diskriminierung (lat. *discriminatio* = Scheidung)."<sup>4</sup>

In beiden Fällen handelt es sich um relativ weitgehende Definitionen, die in der Diskriminierung nicht nur den tatsächlich vollzogenen Akt einer konkreten Benachteiligung sehen, sondern auch eine soziale Etikettierung oder negative Beurteilung aufgrund diverser Unterscheidungsmerkmale bereits als ausreichend für diesen Begriff erachten. Ähnlich verhält es sich mit jenen Definitionen, die sich entweder auf den Markt im allgemeinen oder den Arbeitsmarkt im speziellen beziehen. So schreibt z.B. Peter Mueser im Handbuch "The New Palgrave": "Discrimination may be said to occur in a market where individuals face terms of trade that are determined by personal characteristics which do not appear directly relevant to the transaction."<sup>5</sup> Das Problem bei dieser, wie auch bei anderen Definitionen aus dem wirtschaftswissenschaftlichen Bereich liegt darin, daß die Einbeziehung jedes außerwirtschaftlichen Kriteriums als Diskriminierung betrachtet wird.

Eine breite Definition birgt zwar in der Tat eine Fülle von Vorteilen, die bei einer Einschränkung des Begriffs verlorengehen. Es ist z.B. sehr schwer zu beurteilen, ob nicht bereits die Etikettierung als Ausländer, Arbeitsloser, Frau etc. ausreicht, um in der Schule, am Arbeitsmarkt, am Arbeitsplatz usw. Benachteiligungen zu unterliegen. Andererseits müssen auf diese Art bereits alle subjektiven Empfindungen, die diverse Betroffene angeben, als Benachteiligungen wahrgenommen werden, selbst wenn diese nicht genau zugeordnet werden können. Dafür wird es in der vorliegenden Arbeit einige Beispiele geben. Die subjektiven Empfindungen können

aber bei den Betroffenen, selbst wenn sie nach irgendwelchen "objektiven" Kriterien nicht als Diskriminierung bezeichnet werden, dieselben Wirkungen zeitigen, als wären sie wirklich passiert. Windolf & Hohn haben für das Geschehen am Arbeitsmarkt ebenfalls auf dieses Definitions-dilemma hingewiesen:

"Bei einer zu weiten Definition wird man zwangsläufig jede Form betrieblicher Personalauswahl als diskriminierend empfinden, so daß der begriffliche Unterschied zwischen Selektion und Diskriminierung schließlich verschwindet. Bei einer zu engen Definition werden viele subtile Praktiken, die sich hinter scheinbar objektiven Verfahren verbergen, nicht mehr erfaßt."<sup>6</sup>

Ein weiterer Aspekt wird in der Diskriminierungsliteratur beinahe völlig übersehen: nämlich die Tatsache, daß es über die klassischen diskriminierten Gruppen (Frauen, Farbige etc.) hinaus Menschen gibt, von denen man mit ebensogutem Recht annehmen kann, sie würden benachteiligt; solche Beispiele werden wir im Kapitel über den Arbeitsmarkt finden. Alle diese Überlegungen lassen es als fragwürdig erscheinen, ob der Begriff der Diskriminierung überhaupt im Sinn einer strikten Definition operationabel gemacht werden kann oder ob man ihn nicht besser in einem Bezugsrahmen stehen lassen könnte, innerhalb dessen für unterschiedliche Erscheinungen die jeweiligen empirischen Erkenntnisse zu interpretieren wären. Das bedeutet in bezug auf Arbeitslose, daß beispielsweise Diskriminierung durch Gesetze und Verordnungen, durch Richtlinien des Arbeitsamtes und der Arbeitsmarktverwaltung sehr genau festgestellt werden kann. Anders ist dies z.B. beim Verhalten eines Unternehmers am Arbeitsmarkt. Hier sind die Unterscheidungen, ob gewisse Vorlieben oder Einstellungs- und Entlassungspraktiken Benachteiligungen sind oder ob dem jeweils begründbare Entscheidungskriterien zugrundeliegen, nicht so leicht zu treffen. Zusätzlich kann es gerade auf dem Arbeitsmarkt häufig zu Situationen kommen, in denen der Unternehmer eine wohlüberlegte Entscheidung zugunsten eines gewissen Bewerbers oder einer Gruppe von Bewerbern trifft und damit andere diskriminiert. Die Grenzen sind fließend, und noch unübersichtlicher wird die Situation dort, wo sich Betroffene diskriminiert fühlen, weil sie von ihrer sozialen Umgebung stigmatisiert werden. Es kann oft kaum überprüft werden, ob diese Stigmatisierung wirklich passiert ist oder oftmals nur antizipiert wird, weil der Arbeitslose gewisse Erwartungshaltungen, die auch seine eigenen sind, nicht zu erfüllen glaubt.

Diese Schwierigkeiten mit dem Begriff Diskriminierung sollen und können hier nicht endgültig geklärt werden. Es sollte allerdings deutlich geworden sein, daß darunter mehr verstanden wird als das, was uns im Kapitel über den Arbeitsmarkt als ökonomische Perspektive der Diskriminierung noch einmal begegnen wird –

nämlich lediglich die Unterscheidung nach Merkmalen. In konkreten Fällen werden wir sehen, wie die Etikettierung als Arbeitsloser in verschiedenen gesellschaftlichen Situationen oder Kontexten Folgen zeitigen kann, die durchaus in einen breiteren Rahmen der Diskriminierung fallen.

Diese Studie ist im weitesten Sinn einer interaktionistischen Sichtweise verbunden, die die einzelnen Akteure in das Zentrum der wissenschaftlichen Betrachtung rückt. Wie wir wiederholt hören werden, stellt für sie Arbeitslosigkeit eine Abweichung von der Norm dar, die zumindest verbal heftigst angegriffen wird. Demnach scheint auf das Phänomen Arbeitslosigkeit zuzutreffen, was Howard S. Becker für Devianz generell festgestellt hat: abweichendes Verhalten ist "keine Qualität der Handlung, die eine Person begeht, sondern vielmehr eine Konsequenz der Anwendung von Regeln durch andere ...".<sup>7</sup> Diese nicht besonders spektakulär wirkende Aussage hat weitreichende Auswirkungen. Denn sie verlangt in unserem Fall nichts anderes, als den Blickwinkel zunächst einmal von den Arbeitslosen weg auf die restliche Bevölkerung zu verlagern, um deren Umgang mit dem Phänomen Arbeitslosigkeit im allgemeinen und den Arbeitslosen im speziellen zu untersuchen. In einem zweiten Schritt kann dann einer Betrachtung unterzogen werden, inwieweit einerseits diese Vorstellungen mit der Realität übereinstimmen und wie andererseits die Arbeitslosen selbst damit umgehen oder besser, wie wir sehen werden, nicht umgehen.

Das empirische Material dieser Studie stellen qualitative Interviews dar, die im Rahmen eines Projektes des Büros für Sozialforschung unter Leitung von Hans Georg Zilian in den Jahren 1988 und 1989 in Graz durchgeführt wurden. Es handelt sich dabei um elf Interviews mit Arbeitslosen, 16 Interviews mit Unternehmern und 47 Interviews mit "nichtarbeitsloser" Bevölkerung. In Summe wurden für das genannte Projekt elf Arbeitsloseninterviews, 75 Unternehmerinterviews und 227 Interviews mit "nichtarbeitsloser" Bevölkerung durchgeführt, wovon mir neben allen elf Arbeitsloseninterviews jene Daten zur Verfügung standen, die ich selbst erhoben hatte. Die Interviews dauerten im Fall der Arbeitslosen zwischen ein und zwei Stunden, bei den Unternehmern eine knappe Stunde und bei der "nichtarbeitslosen" Bevölkerung bis zu 45 Minuten. Die Frageleitfäden sind im Anhang wiedergegeben.<sup>8</sup> Die Unternehmer wurden mittels Stichprobe zur Hälfte aus dem Betriebsstättenverzeichnis der steirischen Handelskammer gezogen und zur Hälfte aus jenen Betrieben, die zu einem Stichtag offene Stellen beim Arbeitsamt Graz gemeldet hatten. Die genaueren Details sind für diese Studie weniger bedeutend, können jedoch bei Hans Georg Zilian im Endbericht des Forschungsprojektes nachgelesen werden.<sup>9</sup> Die restlichen Interviews fanden im Rahmen einer Haushaltserhebung statt, die in zwei Grazer Wohngebieten durchgeführt wurde. Dabei sollten mit allen

Arbeitslosen, die bei dieser Zufallserhebung angetroffen wurden, längere Arbeitsloseninterviews abgehalten werden. Unter meinen Interviews ist dies in einem Fall nicht gelungen, weshalb die betreffende Frau unter der "nichtarbeitslosen" Bevölkerung geführt wird, weil ich mit ihr nur ein Kurzinterview führen konnte.

Die Auswertung der Daten orientiert sich an keiner jener elaborierten Richtlinien qualitativer Datenanalyse, wie sie uns von Schütze bis Leithäuser und Volmerg vorliegen, sondern folgt einem eigenen interpretativen Schema, das an gewisse inhaltliche Schwerpunkte gekoppelt ist. Ich bekenne mich zu jenem Hinweis von Hans-Georg Soeffner, der meinte, unser Wahrnehmen, Verhalten und Handeln sei immer vom Deuten begleitet. "Darüber hinaus zwingt uns die fehlende Eindeutigkeit menschlichen Verhaltens zur Wahl zwischen verschiedenen Deutungsmöglichkeiten des von uns Wahrgenommenen."<sup>10</sup> Natürlich kann es bei solchen hermeneutischen Verfahren immer zu Fehldeutungen kommen, aber in unserem Fall dürfte der Fehlerquotient schon aufgrund der weitestgehend standardisierten Meinungen eher gering sein. Die einzelnen Aussagen, die zur Untermauerung verschiedener Thesen herangezogen wurden, verfälschen jedenfalls den Gesamtkontext der Interviews nicht. Eine Zusammenfassung der Arbeitslosen- und Unternehmerinterviews kann im Anhang nachgelesen werden und ermöglicht eine Kontrolle, ob sie richtig verwendet wurden.<sup>11</sup> Die Interviewpartner der "nichtarbeitslosen" Bevölkerung werden in einer Liste mit den Merkmalen Alter, Beruf und Familienstand vorgestellt.<sup>12</sup> Alle Interviewpassagen, die in dieser Arbeit zitiert werden, sind kursiv gesetzt und in der Fußnote mit einem Kürzel versehen, das eine Identifizierung erlaubt: z.B. A1 für das erste Arbeitsloseninterview, U5 für das fünfte Unternehmerinterview und I10 für das zehnte Interview der restlichen Population. Wiederholungen von Aussagen werden absichtlich wiedergegeben, da sie oftmals bedeutend sein können.

Die Auswertung des Materials führte in jenen Bereich, der mit der Frage von Einstellungen zu tun hat. Icek Ajzen unterscheidet zwischen Einstellungen (attitudes) und Charakterzügen (traits). Während Einstellungen von ihrer Natur her bewertend seien und sich auf gewisse Objekte oder Ziele (Personen, Institutionen etc.) beziehen, beschreiben Charakterzüge gewisse Antworttendenzen und beziehen sich auf die Person selbst. Charakterzüge seien nach Meinung von Ajzen stabiler und änderten sich nicht so leicht wie Einstellungen.<sup>13</sup> In dieser Arbeit werden wir jedoch Einstellungen finden, die sich genauso schwer ändern, wie dies Ajzen von Charakterzügen behauptet. Dennoch oder gerade deshalb muß hier festgestellt werden, daß die Einstellungen nichts oder höchstens eingeschränkt mit Charakterzügen zu tun haben. Die Einstellungsforschung ist mit vielen Mängeln behaftet, weshalb quantitative Forscher neuerdings überhaupt raten, von entsprechenden

Fragen in quantitativen Erhebungen abzusehen. Ajzen wiederum argumentiert, es handle sich bei Einstellungen um hypothetische Konstrukte, "die nicht direkt beobachtet werden können, sondern von meßbaren Antworten abgeleitet werden müssen".<sup>14</sup> Die vorliegende Arbeit soll hingegen zeigen, daß Einstellungen sehr wohl anhand von nichtmeßbaren Antworten erhoben und auch in einem größeren kulturellen Kontext beobachtet werden können.

Die Studie gliedert sich in neun Teile, die sich immer wieder aufeinander beziehen. Das erste Kapitel behandelt die historische Entwicklung des Begriffs Arbeit von der Antike bis ins 20. Jahrhundert. Dieser Abriß soll zeigen, ob und wie sich der Umgang mit dem Begriff Arbeit gewandelt hat. Im zweiten Abschnitt werden dann neuere Definitionen und Konzeptionen von Arbeit vorgestellt und diskutiert. Wir werden dabei sehen, daß eine Definition von Arbeit viel schwieriger ist, als auf den ersten Blick vermutet werden könnte. Der Begriff Arbeit wird auf einer breiteren Ebene abgehandelt, obwohl bereits hier darauf verwiesen werden muß, daß diese Studie sich in weiterer Folge auf Arbeit im Sinne von Erwerbsarbeit beschränkt und dementsprechend Arbeitslosigkeit im Sinne von "keine Erwerbsarbeit ausüben" verstanden wird. Diese beiden Kapitel bieten sozusagen jene Grundlagen, auf denen die restlichen Abschnitte aufbauen.

Das dritte Kapitel soll uns die Unangemessenheit wirtschaftswissenschaftlicher (vor allem neoliberaler) Zugänge zum Phänomen Arbeitslosigkeit vor Augen führen. Das ist aus zwei Gründen von besonderer Bedeutung. Erstens unterstellen die Modelle der Ökonomen eine Genauigkeit, die Authentizität verspricht. Zweitens wirken sie damit auf die Öffentlichkeit zurück, obwohl ihre Annahmen auf keinem sehr stabilen Fundament ruhen. Vielen ihrer Modelle liegt die Annahme zugrunde, die Arbeitslosenversicherung würde quasi die Arbeitslosigkeit erst erfinden. Aber wie bereits Hans Georg Zilian und Helmut Kuzmics festgestellt haben: "auch Krankheit muß es vor der Einführung der Krankenversicherung schon gegeben haben".<sup>15</sup>

Die nächsten drei Abschnitte handeln von den Arbeitslosen selbst. Im vierten Kapitel wird die Situation von Arbeitslosen am Arbeitsmarkt einer genaueren Betrachtung unterzogen, das fünfte beschäftigt sich mit dem Verhältnis von Arbeitsamt und Arbeitslosen, und das sechste Kapitel schließlich rückt die subjektiven Seiten der Arbeitslosigkeit in den Mittelpunkt unseres Interesses.

Im siebenten Abschnitt werden sodann die gängigen Stereotypen über Arbeitslose thematisiert. Dem Leser wird sich dabei ein weites Feld bekannter Einstellungen und Äußerungen auftun, die aus der Alltagskommunikation bekannt sind und vielleicht sogar geteilt werden. Daran schließt sich ein kurzes Kapitel über die Rolle

der Medien in diesem Prozeß der Wiedergabe und Verfestigung diverser Einstellungen.

Im abschließenden Teil werden schließlich die einzelnen Fäden zusammenlaufen und zu einem größeren kulturwissenschaftlichen Kontext gebündelt, in dem die verschiedenen Vorurteiltheorien mit dem Konzept des kollektiven Gedächtnisses und dem kulturellen System des common sense verbunden werden. Dieser Abschnitt soll verdeutlichen, wie gewisse Meinungen und Einstellungen entstehen, vermittelt und in unserer Alltagswelt wirksam werden.

## Anmerkungen

- 1 Giddens 1988, S.338.
- 2 Vgl. Blumer 1973, S.157.
- 3 Meyer 1983, S.263.
- 4 Wisniewski & Kunst 1988, S.83.
- 5 Mueser 1987, S.856.
- 6 Windolf & Hohn 1984, S.24.
- 7 Becker 1973, S.8.
- 8 S.235ff.
- 9 Zilian 1990a, S.13ff.
- 10 Soeffner 1989, S.52.
- 11 237-263 und 266-300.
- 12 303-305.
- 13 Ajzen 1988, S.7.
- 14 Ebenda, S.4.
- 15 Zilian & Kuzmics 1990, S.180.



## Zur historischen Entwicklung des Begriffs Arbeit

Im folgenden soll die Geschichte des Begriffs Arbeit – vor allem bezüglich der für den Lebensunterhalt notwendigen (Erwerbs)Arbeit – in groben Zügen referiert werden. Dabei werden verschiedene historische Bedingungen sowie religiöse und philosophische Einflüsse vorgestellt. Der Zeitrahmen erstreckt sich von den frühen Kulturen in Mesopotamien und Ägypten bis ins 20. Jahrhundert. Es handelt sich also um eine Zeitspanne von über 3000 Jahren, wobei man nicht übersehen darf, daß trotz chronologischer Vorgangsweise Schwierigkeiten auftauchen, weil viele Gleichzeitigkeiten des Ungleichzeitigen existieren, da der Begriff Arbeit sehr eng mit den jeweiligen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bedingungen verbunden ist. Hervorzuheben ist, daß dieses Kapitel seine geographische Beschränkung großteils im europäischen Raum hat.

Nach einem babylonischen Mythos – seit dem 16. Jahrhundert v. Chr. überliefert – hatten die Götter die Arbeit auf Halbgötter abgewälzt. Diese leisteten vierzig Jahre lang die übermäßige Arbeit (z.B. Gräben ziehen für die Bewässerung), bis es ihnen zuviel wurde und sie dagegen rebellierten. Sie klagten den alten Göttern ihr Leid, worauf diesen die Tränen in die Augen stiegen und sie die Menschen erschufen, damit jene die Arbeit der Halbgötter übernahmen.<sup>1</sup> Bereits in diesem alten Mythos, bei dem es sich um einen Soziomorphismus handelt, zeigt sich die Mißachtung vieler – vor allem körperlicher – Arbeiten. Bemerkenswert ist die Lösung des Problems: Hierarchisierung, die auch die weiteren Jahrtausende Bestand haben wird. Es scheint sich immer die Frage zu stellen, auf wen die letzten und schlechtesten Arbeiten abgewälzt werden können. Waren das – in Verkürzung der komplexeren Lage – in der Antike zum Teil die Sklaven, so sind es im Mittelalter die hörigen Bauern, in der Neuzeit unter anderem die Industriearbeiter – inklusive Frauen und Kinder – bis hin zu den neuen Underdogs der Gesellschaft, seien das jetzt diejenigen, die zum letzten Drittel unserer sogenannten "Zweidrittelgesellschaft" gehören, oder jene Flüchtlinge, die zu 'Dumpingpreisen' ihre Arbeitskraft am 'Hacklerstrich' feilbieten. Diese Menschen bilden durch die Jahrhunderte jene Reserve an Arbeitnehmern, die schon aus Gründen der Selbsterhaltung gezwungen sind, beinahe jede Arbeit zu beinahe allen Konditionen anzunehmen. Hannah Arendt beschreibt denn auch die Arbeit – mit Marx – sehr treffend als den Bereich der Notwendigkeit, dem beispielsweise die Griechen durch die Haltung von Sklaven zu entgehen suchten.<sup>2</sup>

Dementsprechend nahmen sowohl in der Frühzeit als auch in der Antike die "produktiv Tätigen der Gesellschaft" die untersten Ränge ein. So nannten die

Sumerer "die arbeitenden, gewöhnlichen Menschen 'Schwarzköpfige', unter Anspielung auf die weltweit geläufige Inbezugsetzung von 'dunkel' und 'tiefstehend'".<sup>3</sup> Konrad Köstlin verwies auf den Zusammenhang zwischen ästhetischer Kategorie und sozialer Bewertung.<sup>4</sup> Andererseits sollte jedoch Karl Wernharts Hinweis für Polynesien berücksichtigt werden: die Angehörigen niedrigerer Gesellschaftsschichten hatten eine dunklere Hautfarbe, weil sie mehr im Freien arbeiten mußten.<sup>5</sup> Dies wäre im Fall der Sumerer vorstellbar und findet seine Spiegelung genauso, wenn man die Theorie aufstellt, daß die Bräunung der Haut ab dem Zeitpunkt zum Statussymbol zu werden beginnt, wo die Mehrheit der Menschen in geschlossenen Räumen arbeiten muß und die dunkle Hautfarbe zum Hinweis für eine entsprechend höhere soziale Stellung wird. Was immer letztendlich die Ursache sein mag und wie verknüpft diese Vorstellungen miteinander sein mögen, bleibt doch die Tatsache, daß die Arbeit – damals ausschließlich als körperliche Arbeit verstanden – nicht angesehen war und, denkt man an den Atrahasis-Mythos, nicht eben gerne getan wurde.

Während des Alten Reiches in Ägypten (3. Jahrtausend v. Chr.) wurde Arbeit mit einer Hieroglyphe ausgedrückt, die einen sitzenden Mann zeigt, der ein Gefäß auf dem Kopf trägt.<sup>6</sup> Damals umfaßte das Wort noch jede Tätigkeit, obwohl es bereits eine sehr klar differenzierte soziale Schichtung gab. Es existieren Arbeitsdarstellungen, bei denen neben Ackerbau und Viehzucht die Vogeljagd und der Fischfang gezeigt wurden. Fische waren neben dem Getreide ein Hauptnahrungsmittel, der Fischer selbst jedoch wenig angesehen. In dem literarischen Werk "Gespräch eines Lebensmüden mit seiner Seele", das wahrscheinlich am Ende des Alten Reiches entstanden ist, wird die soziale Stellung des Fischers metaphernreich charakterisiert: "Siehe, mein Name stinkt, siehe mehr als der Geruch der Fischer und mehr als die Rinnsale der Sümpfe, wo sie gefischt haben."<sup>7</sup> Diese Stelle zeigt recht anschaulich die Stellung einzelner Berufe – und vor allem der Handarbeit – in der sozialen Hierarchie Ägyptens. Bei der Verachtung, die hier gegenüber den Fischern zum Ausdruck gebracht wurde, ist wohl kaum anzunehmen, daß sich unter Arbeitern ein großes Selbstwertgefühl bilden konnte. Interessant ist auch, daß gerade Arbeiten, die mit der Erzeugung oder der Verarbeitung von Lebensmitteln in Zusammenhang standen, nicht unbedingt angesehen waren. Fische waren in Ägypten ein Hauptnahrungsmittel – in anderen Kulturen sind es die Arbeiten der Bauern und Hirten, die trotz ihrer Notwendigkeit der Geringschätzung anheimfallen. Und von verschiedenen anderen Kulturen ist bekannt, daß ihre Mitglieder z.B. den Ackerbau verachten und dazu Sklaven halten oder diese Arbeiten von den unteren Gesellschaftsschichten verrichten lassen.<sup>8</sup> Die Tubu in der Südosahara beispielsweise sind ein Nomadenstamm, der den Clans von Ackerbauern oft Schimpfnamen gab.

So nannte man die autochthonen Bauern "Terbonna" (Eselshüter) oder einfach "Kida" (Hunde).<sup>9</sup> Bei den Haussa im Mittelsudan ließen die reichen Händler die Arbeiten von ihren Familienmitgliedern erledigen. Leute, die keine Tragetierr hatten und ihre Lasten selbst auf dem Kopf tragen mußten, führten den Spottnamen "Yan Gurunfa", was soviel bedeutete wie: er trägt nur seinen Hut.<sup>10</sup> Die Wünsche für das Jenseits, die auf einem Sargtext zu finden sind, lassen ebenfalls die Vermutung zu, daß Arbeiter wenig Selbstwertgefühl aus ihrer Beschäftigung ziehen konnten. Man wünschte sich, "keine Arbeit im Totenreich zu tun" und nicht zur Arbeit eingezogen zu werden.<sup>11</sup> Diese Einstellung zur Arbeit zieht sich auch durch das Mittlere und Neue Reich der ägyptischen Geschichte. Im Mittleren Reich kommt eine Bezeichnung auf, die den Nebensinn des "Dienens" und "Fronens" in oft pejorativer Form erkennen läßt.<sup>12</sup>

In der griechischen Antike besitzt die bäuerliche Arbeit noch nicht jene negativen Konnotationen, auf die wir später treffen werden. Zwar wurde die körperliche Arbeit für den Kriegeradel als nicht würdig erachtet, doch findet sich auch ein Lob der landwirtschaftlichen Arbeit, wie überhaupt die Landarbeit die einzig anerkannte körperliche Arbeit war, wenn man das Kriegshandwerk und den Sport nicht als solche betrachtet. Bei Homer will sich Odysseus mit Eurymachos in der Landarbeit messen und mit nüchternem Magen bis tief in den Abend Gras mähen und mit einem Stier von unbezwinglicher Stärke das Feld pflügen.<sup>13</sup> Hier begegnen wir allerdings der idealisierten Betrachtungsweise eines adeligen Autors; bei Homer sind bereits die ersten Anzeichen für die zunehmende Nichtarbeit des Adels zu erkennen. Aus anderen Verhältnissen stammt Hesiod, der selbst ein kleiner Bauer war und für den Faulheit und nicht Arbeit Schande ist.<sup>14</sup> Er meint, daß derjenige den Göttern verhaßt ist, der wie die nichtsnutzigen Drogen lebt. Wenn man arbeitet, wird man vom Faulen beneidet, und zur Fülle gesellen sich Ehre und Ansehen.<sup>15</sup> Außerdem weist Hesiod auf den Gratifikationsaufschub hin: "Vor den Erfolg aber setzten den Schweiß die unsterblichen Götter."<sup>16</sup>

Erst im Zeitalter der Polis trifft man auf die berühmte griechische Verachtung der Handarbeit und des Erwerbslebens. Wer genug besaß, um den eigenen Lebensunterhalt zu bestreiten, und dennoch versuchte, seinen Besitz zu vermehren, erniedrigte sich zu dem, "was die Sklaven und die Armen nur unter dem Druck der Umstände geworden waren – ein Knecht der Notwendigkeit"<sup>17</sup>. Die Arbeit wurde immer mehr auf Sklaven und Unterschichten übertragen, da sie für Angehörige höherer Gesellschaftsschichten nicht schicklich war. Herodot meinte sogar, "daß fast alle Barbaren diejenigen, welche die Gewerbe lernen, und deren Abkömmlinge geringer schätzen, die von gewerblichem Tun aber Entbundenen für edel halten".<sup>18</sup> Sokrates anerkennt zwar den Nutzen der Arbeit, bringt aber doch eine Ge-

ringschätzung der Tätigkeit zum Ausdruck. Die Herrschaft der Demokraten führte dazu, daß das Ansehen der Handwerker stieg, da diese einen großen Anteil der Anhänger Perikles' bildeten. In diesem Sinne läßt Thukydides Perikles in einer Rede sagen: "... seine Armut einzugestehen ist nie schändlich, schändlicher, sie nicht tätig zu überwinden."<sup>19</sup> Bei der Abwertung der körperlichen Arbeit in Griechenland finden wir gleiche Motive wie in Ägypten. Eine besonders markante Stelle präsentiert sich in Xenophons Schrift "Oikonomikos":

"Die handwerksmäßigen Beschäftigungen sind verschrien und werden von Staats wegen mit Recht verachtet. Denn sie schwächen den Körper des Arbeiters, indem sie ihn zwingen, eine sitzende Lebensweise zu führen und hinter dem Ofen zu hocken oder gar am Feuer den Tag zuzubringen. Wenn aber der Körper schwach wird, läßt auch der Geist an Spannkraft nach. Auch gewähren diese Beschäftigungen in der Regel niemandem Zeit, sich um seine Freunde und um die öffentlichen Angelegenheiten zu kümmern."<sup>20</sup>

Die Handwerker sind daher nicht geeignet für den freundschaftlichen Verkehr und zur Verteidigung des Vaterlandes. Auch Platon meint, daß ein wahrer Bürger weder Händler noch Handwerker sein könne. Man fühlt sich bei solchen Ausführungen und Erklärungen unwillkürlich an das alte Sprichwort vom Schaden und Spott erinnert. Einerseits produzieren diese untersten Schichten der gesellschaftlichen Hierarchie all jene Güter, die für die Subsistenz der Gesellschaft vonnöten sind; andererseits sind sie aufgrund der schwierigen Bedingungen, unter denen sie ihre Arbeit verrichten, und aufgrund der Folgen, die diese Arbeiten bewirken, von gewissen politischen und sonstigen Aktivitäten ausgeschlossen.

Auch Aristoteles spricht sich gegen die Zuerkennung des Bürgerstatus an Handwerker aus und erwähnt ein Gesetz aus Theben, wonach nur der ein Staatsamt bekomme, der zehn Jahre lang nicht gemarktet hätte.<sup>21</sup> Aristoteles zählt drei Lebensweisen der Freiheit auf: "Das Leben, das im Genuß und Verzehr des körperlich Schönen dahingeht; das Leben, das innerhalb der Polis schöne Taten erzeugt; und das Leben des Philosophen..."<sup>22</sup> Arbeitende bzw. körperlich arbeitende Menschen sind demnach nicht frei. Anstrengung lehnt Aristoteles ab, und er verurteilt es ebenso, kindischen Spiels wegen zu arbeiten<sup>23</sup>. Hierzu sei an den Ausspruch der Kaiserin von Korea angesichts zweier tennisspielender britischer Sportler erinnert: "Warum lassen sie das nicht von ihren Dienern erledigen?"<sup>24</sup> Dies ist der Kern der überlieferten Einstellung in der Antike. Die Arbeit sollten Sklaven und untere Schichten erledigen, damit man Zeit hatte für die Staatsgeschäfte und für Kontemplation. Dementsprechend sind für Aristoteles die Handarbeiter beseelte Werkzeuge, die unbeseelte Werkzeuge in Gang zu setzen haben.<sup>25</sup>

In der Spätantike entwickelte sich im Kynismus und später im Stoizismus eine Aufwertung der Arbeit. Bei den Kynikern, die die Kritik der 'kleinen Leute' an den sozioökonomischen Verhältnissen ihrer Zeit zum Ausdruck brachten, wurde Arbeit zum "Tugendmittel"; die Stoiker prägten die Worte "Fleiß" und "Liebe zur Arbeit".<sup>26</sup> Dieser Einstellungswandel kündigt sich schon in Aussagen Dion Chrysostomos' an, der vor allem das Landleben hochschätzt, "wo die Armut unabhängige Männer, die mit ihren eigenen Händen arbeiten wollen, an einem anständigen Leben und Auskommen nicht hindert".<sup>27</sup> Er tadelt jedoch alle Beschäftigungen, "die wegen zu geringer Bewegung und zu langem Sitzen der Gesundheit des Körpers und seinem Kräftehaushalt abträglich sind, die Seele entstellen und unfrei machen". Dazu gehören jene Tätigkeiten, die nur wegen des erbärmlichen Luxus in den Städten erfunden wurden.<sup>28</sup> Im allgemeinen dürfte es sich bei den Arbeiten der "unteren Schichten" um einen täglichen Überlebenskampf gehandelt haben, bei dem die Frage der Bewertung ihrer Arbeit bzw. ihre Selbstachtung nicht im Vordergrund gestanden sein kann. Arbeiten, die dem alltäglichen Bedarf dienten, boten nicht viele Identifikationsmöglichkeiten, wie folgende Grabinschrift zu bestätigen scheint:

"Fremder, meine Botschaft ist kurz. Bleib stehen und lies sie durch! Hier ist das unschöne Grab einer schönen Frau. Ihre Eltern nannten sie mit Namen Claudia. Sie liebte ihren Ehemann von ganzem Herzen. Sie gebär zwei Söhne, von ihnen läßt sie einen auf der Erde zurück, den anderen hat sie unter die Erde gelegt. Sie war reizend im Gespräch, doch zurückhaltend im Auftreten. Sie besorgte das Haus, sie spann Wolle. Das ist alles. Geh weiter!"<sup>29</sup>

Die Rolle der Hausfrau dürfte also ebenfalls nicht sehr angesehen gewesen sein, und so endet die Darstellung mit einem schlichten "Das ist alles". Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, es klinge hier jemand (der Schreiber, die Frau?) über ein Leben der versäumten Gelegenheiten – die Pflichten wurden erfüllt, mehr nicht. Der Haushalt ist auch der unfreie, von Notwendigkeit bestimmte Raum der Polis, und nach Coulanges stammen alle griechischen und lateinischen Worte, die Herrschaft über andere ausdrücken, aus dem Haushaltsbereich und waren ursprünglich Namen, mit denen Sklaven ihre Herren anredeten.<sup>30</sup> Die Situation der Sklaven und die Bedeutung der Sklavenhaltung soll in diesem Zusammenhang ausgeklammert bleiben.<sup>31</sup>

Hinnerk Bruhns meint, die antike Verachtung der Handarbeit hätte sich auf die herrschende Schicht beschränkt: "die Armen verlangten nach Arbeit, nicht nach Brot und Spielen".<sup>32</sup> Bruhns Einwand ist nur zum Teil berechtigt, denn man sollte nicht den Aspekt der Notwendigkeit übersehen, der die Armen zwingt, nach Arbeit zu verlangen. Um das an einem Beispiel zu verdeutlichen: Gewisse Arbeiten in einem

Haushalt müssen verrichtet werden (Abwaschen, Putzen, Bügeln etc.), und nur die wenigsten Menschen können sich jemanden leisten, der diese Arbeit für sie erledigt. Allein deshalb muß der Hausarbeit von denen, die sie leisten, noch kein hoher Stellenwert beigemessen werden. Genauso kann die Arbeit von jenen geringgeschätzt werden, die sie aus der Notwendigkeit durchführen, ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Darauf ließe z.B. auch folgende Grabinschrift schließen: "Hier bin ich, Lemiso, zur Ruhe gelegt. Nichts als der Tod hat meinen Mühen und Lasten jemals ein Ende gemacht."<sup>33</sup> Andererseits verweisen manche Autoren immer wieder auf positive Selbstdarstellungen von Handwerkern und Händlern auf Grabinschriften. Frans van der Ven sieht in der Verachtung der Arbeit überhaupt nur ein gewöhnliches Klassenvorurteil.<sup>34</sup> Bei Franz Steinbach heißt es: "Bauern, Töpfer, Weber, Müller, Bäcker und Händler nennen ohne Minderwertigkeitsgefühl in ihren Grabinschriften Stand und Beruf und weisen, mitunter in metrischer Form, stolz auf ihre Arbeit als Lebensleistung hin."<sup>35</sup> Paul Veyne berichtet ebenfalls von einer positiven Einstellung zur Arbeit im einfachen Volk. Als Beleg dienen ihm Häuser in Pompeji, die mit Malereien und Marmorstatuen geschmückt waren und als deren Besitzer Bäcker, Walker oder Töpfer genannt werden. Er gesteht jedoch, daß dieser Mittelstand nicht sehr groß war, sondern der Prozentsatz "an den Fingern zweier Hände" abgezählt werden kann.<sup>36</sup> So muß sicher noch die quellenkritische Frage berücksichtigt werden, bis zu welcher Schicht (nach unten) man sich überhaupt Grabinschriften oder andere Darstellungen leisten konnte. Denn vier Fünftel der römischen Gesellschaft rackerten sich am Land ab, und auch die Mehrheit der Plebejer in der Stadt besaß nichts und verdiente sich den Lebensunterhalt Tag für Tag.<sup>37</sup> Unter dieser Mehrheit der Bevölkerung wird sich kaum jemand eine Selbstdarstellung in irgendeiner Form geleistet haben können, die auf eine Einstellung der Mehrheit der Bevölkerung zur Arbeit schließen ließe.

Prinzipiell wurde auch in Rom – entsprechend seiner bäuerlichen Tradition – der Landbau freier Männer von der Mißachtung der Arbeit ausgenommen. In Ciceros Schilderung, welche Künste und Erwerbszweige eines Freien unwürdig seien, fehlt demgemäß der Landbau.<sup>38</sup>

Anders war das bei den Berufen, die in der Stadt ausgeübt wurden. Unter Ciceros unwürdigen Berufen finden sich der Zöllner, der Wucherer, der Tänzer und alle kleinen Händler, weil sie lügen müssen, um zu verdienen. Ebenso zählen dazu alle Handwerker, da eine Werkstatt "nichts Freies" haben kann. Eines Freien nicht würdig ist natürlich auch die Arbeit aller Tagelöhner, weil nicht deren Fertigkeiten, sondern nur ihre Arbeitsleistung gekauft wird.<sup>39</sup> Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß die bei Cicero als unwürdig aufgezählten Tänzer und Würfelspieler auch in einer mittelalterlichen Schrift Bertholds von Regensburg in den 10. und

letzten Chor der Menschen eingeteilt wurden. Dort finden sich jene, die "aptrünnic worden (sind) mit ir trügenheit und ungehorsam".<sup>40</sup>

Ab dem ersten Jahrhundert vor Chr. konnte 'labor' überdies einen positiven Bezug haben, wenn der Begriff die Bedeutung von mühevoller auf Leistungsziele gerichteter Tätigkeit gewann und durch die Verbindung mit 'virtus' oder 'industria' für die Römer erstrebenswert wurde – zunächst allerdings vor allem im militärischen Bereich.<sup>41</sup> Dennoch überwog noch lange Zeit eine ablehnende Haltung gegen die körperliche Arbeit, die in das Reich der Notwendigkeit gehörte.

Leider findet sich keine Selbstdarstellung der arbeitenden Bevölkerung, die wirklich die schwierigsten und gefährlichsten Tätigkeiten ausüben mußte. So gibt es die Belege von Autoren, deren Aussagen entweder von Mitleid gegenüber jenen Armen geprägt sind oder die von der Notwendigkeit der Arbeit berichten und in den daraus resultierenden Ungerechtigkeiten eine natürliche Weltordnung erkennen. Folge dieser Einstellung ist eine Warnung vor körperlicher Arbeit, was Lukian anhand eines Traumes darlegt. Zwei Frauen erscheinen ihm, wovon ihn eine zur Bildhauerkunst, die andere zur Gelehrsamkeit überreden will. Die Vertreterin der Gelehrsamkeit obsiegt, wobei vor allem ihre Argumente gegen die Bildhauerkunst interessieren. Er würde nicht mehr sein als ein Handwerker, der sein Fortkommen auf "seine Hände gründet", in der Denkungsart niedrig und beschränkt, unbedeutend im gemeinen Wesen ist, "ein bloßer Handwerksmann, einer vom großen Haufen, der sich vor jedem Vornehmeren ducken und schmiegen muß, ... ein wahres Hasenleben lebt und immer die Beute des Mächtigeren ist". Im weiteren erklärt sie für Torheit, etwa Beredsamkeit und Wissenschaft zu verschmähen,

"um in einen armseligen groben Kittel zu kriechen, die Haltung eines Sklaven anzunehmen, Hebel, Grabeisen, Schlägel und Meißel in den Händen zu führen, immer, den Kopf auf deine Arbeit gebückt, mit Leib und Gemüt am Boden zu kleben und in jeder Hinsicht ein niedriger Mensch zu sein, der nie den Mut hat, sein Haupt wie ein freier Mann zu tragen und wie ein freier Mann zu denken, sondern, im Gegenteil, über dem Bestreben, seinen Werken Ebenmaß und Wohlgestalt zu geben, an nichts weniger denkt, als diese Eigenschaften an sich selbst zu zeigen, und also im Grunde weniger geachtet wird als die Steine, die er bearbeitet".<sup>42</sup>

Im ausgehenden römischen Reich kam es – vor allem durch den Engpaß bei der Sklavenbeschaffung – zu Schwierigkeiten beim Besetzen der ungeliebten Arbeitsplätze. Dies mag einerseits mit der Beschwerlichkeit der Arbeit zusammenhängen, andererseits auch mit dem geringen Prestige vieler Tätigkeiten. Zum Teil erhielt die Arbeit dann durch das Christentum eine ideologische Aufwertung, da mit der Erschaffung des Menschen die Arbeit mitgegeben worden sei. Diese Ar-

beitsauffassung verschmolz mit der antiken Einstellung, stellte sie jedoch zugleich in Frage.

Aus der israelitischen Überlieferung stammt der Glaube, daß Gott die Arbeit der Frommen segne. Während aber in einigen alttestamentarischen Zeugnissen sich dieser Segen auch in der Vermehrung materieller Güter ausdrückt, findet sich das in den frühen christlichen Schriften nicht mehr. Gott gilt zwar als Belohner der menschlichen Arbeit und deren Mühen, aber diese Belohnung bildet einen Teil des eschatologischen Endgerichtes in der Form der Teilhabe am Reiche Gottes.<sup>43</sup>

Gott setzte den Menschen in den Garten Eden, um diesen zu bearbeiten und zu bewahren. Mit der Erschaffung des Menschen war demnach die Arbeit mitgegeben, worauf in der christlichen Tradition stets Wert gelegt worden ist. Durch den Fluch Gottes wegen des Sündenfalls wurde die Arbeit zur Mühsal:

"So soll nur der Acker verflucht sein um deinetwillen; unter Mühsal sollst du dich von ihm nähren ... Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du zum Erdboden zurückkehrst." (Gen.3, 17-19)<sup>44</sup>

Wenn die Arbeit trotz ihrer Mühsal als 'Gottesdienst' verrichtet wurde, war sie von Gott gesegnet. "Deshalb war schon vom Alten Testament her keine Abwertung der körperlichen Arbeit möglich. So gibt es bei den Rabbinern auch den erzieherischen Wert der Arbeit bis zur Mahnung: Liebe die Arbeit."<sup>45</sup>

Das Neue Testament steht in dieser jüdischen Tradition. Arbeit dient nicht nur dem Lebensunterhalt, sondern ist für die Qualität des Menschen und zur Bewahrung vor Laster und Faulheit notwendig.

"Auf dieser Grundlage betont das apostolische Schrifttum v.a. die Pflicht zur Arbeit, um dadurch den Lebensunterhalt zu gewährleisten und der Gemeinde nicht zur Last zu fallen. Gleichzeitig wird die Arbeit gegen den Müßiggang abgesetzt; zunächst noch in der Absicht, jene Gemeindemitglieder zu ermahnen, die wegen der Parusieerwartung keiner geregelten Arbeit nachgingen, dann in zunehmendem Maße aus asket.-sittl. Motiven, weil Müßiggang zur Unordnung in der Lebensplanung führe und damit dem Ansehen der Gemeinde schade."<sup>46</sup>

Arbeit wurde nicht in höher- oder geringerwertige unterteilt, es gab sozusagen ein Pendant zur Gleichheit des Menschen vor Gott. Auch Augustinus betont diese Gleichheit jeder Arbeit, solange sie redlich und ohne Jagen nach Gewinn getan werde.<sup>47</sup>

"Vor allem die körperliche Betätigung wird von Augustinus hochgeschätzt, denn durch sie erlangt der Mensch die christlichen Tugenden Besonnenheit, Demut und Gehorsam. Untätigkeit hingegen gebiert Trägheit, Unbesonnenheit und Unbeherrschtheit."<sup>48</sup>



Der Gegenbegriff zur Arbeit war Müßiggang (*otiositas*), gegen den schon Paulus mahnte. "*Otiositas inimica est animae*" heißt es auch in den Mönchsregeln des heiligen Benedikt.<sup>49</sup>

Max Weber meinte, daß der Arbeit im Neuen Testament nichts an neuer Würde hinzugefügt wurde. Es ging auch weder bei Jesus, noch den Aposteln, noch den Kirchenvätern um einen Selbstwert der Arbeit. "Andererseits darf die prinzipielle Aufhebung des sozial bedingten antiken Arbeitsbegriffs durch das grundlegend andere christliche Bezugssystem nicht unterschätzt werden."<sup>50</sup>

"Die sich daraus ergebende Spannung wurde bestimmend für den Arbeitsbegriff im christlichen Europa bis zur modernen Revolution", stellt dazu Werner Conze fest.<sup>51</sup> Zugleich löste sich ab der Zeitenwende der Begriff von der niedrigen Knechts- und Handarbeit, verband sich mit der christlichen Arbeitstradition und wirkte so im Mittelalter fort.

Das Frühmittelalter brachte zunächst große Umwälzungen. Bedingt durch Völkerwanderung, Bevölkerungsrückgang und die Vernichtung des freien Bauerntums kam es zum Niedergang der Städte und der städtischen Gewerbe, überlokale und überregionale Handelsbeziehungen verschwanden und die agrarisch genützten Flächen wurden kleiner bzw. Anbautechniken verfielen. Das alles führte zu einem Rückgang der Produktion in dieser Phase der wirtschaftlichen Regression. Durch die großen Änderungen zu Beginn des Mittelalters ergab sich auch das Problem, daß die Menschen in weiten Teilen Europas auf keine geschlossene Tradition zurückblicken konnten. LeGoff meint, daß sie "die kulturellen Überlieferungen der Vergangenheit nicht jeweils als Einheit" verstanden, "deren innere Widersprüche wenn schon nicht aufgelöst, so doch wenigstens erklärt werden mußten; für sie waren diese Überlieferungen eine Reihe von Texten ohne Kontext, von Wörtern ohne Rede, von Gesten ohne Handlung".<sup>52</sup>

Die Wurzeln dafür liegen in den unterschiedlichen Traditionen, die auf die Menschen des Mittelalters kamen, auch was die Rolle der Arbeit in diesen Überlieferungen betraf. Zum einen gab es das griechisch-römische Erbe, das von einer gegen das Ende der Antike z.T. abnehmenden Ablehnung der Handarbeit gekennzeichnet war. LeGoff wirft hier die Frage auf, welche Bedeutung bestimmte Verse der *Disticha Catonis*, die sehr früh zu einem Lesebuch geworden waren, für die Menschen des Frühmittelalters hatten; wie beispielsweise der Satz: "Bewahre vor allem, was du durch Arbeit erworben / wenn Arbeit verachtet wird, wächst tödliche Not."<sup>53</sup> Einen anderen Strang bieten die Überlieferungen der 'Barbaren', die ebenfalls ein zwiespältiges Bild ergeben. Hier existieren italische, iberische und keltische Wurzeln: es gab handwerkliche Traditionen und Techniken, die an gewisse Gruppen gebunden und durch religiösen Glauben überhöht waren; in der gallischen Mytho-

logie spielte Lug, der Gott der Technik und des Gewerbes, eine bedeutende Rolle. Bei den germanischen Stämmen zeigt sich eine Zweideutigkeit in der gegensätzlichen Bewertung von Arbeit und Nichtarbeit. So verachtet der Krieger wirtschaftliche Tätigkeiten, das Handwerk und vor allem den Ackerbau, wofür als bekanntestes Beispiel immer wieder die Stelle in Tacitus' *Germania* zitiert wird, wo es unter anderem heißt, daß sich die Krieger, wenn sie nicht auf Kriegszug sind, dem Müßiggang hingeben.<sup>54</sup> Die Feldarbeit mußte von Frauen verrichtet werden. "Diese Art Arbeitsteilung wurzelt so tief, daß die Schwyzer Bauern noch im 15. Jahrhundert verspottet wurden, weil sie ihre Kühe und Ziegen selber melkten, anstatt diese niedere Arbeit ihren Frauen zu überlassen."<sup>55</sup> Aber auch bei den Germanen gibt es hohes Sozialprestige für technisches und künstlerisches Virtuosentum, wie es beispielsweise bei den metallverarbeitenden Handwerkern anzutreffen war. Eine quantitative Auswertung des "wergeld" zeigt, daß die Arbeiter am Fuße der sozialen Leiter stehen.<sup>56</sup>

Die bereits konstatierte Regression im Frühmittelalter führte zu einem technischen Rückschritt und dem fast gänzlichen Verschwinden spezialisierter Arbeit. Der Arbeitsbegriff verengte sich auf Handarbeit und dann weiter auf Landarbeit. Mit dem Aufschwung der karolingischen Renaissance zwischen dem 8. und 10. Jahrhundert erlangt die Arbeit eine gewisse Aufwertung. In der älteren deutschen Wortgeschichte steht die ursprüngliche passive Bedeutung von Arbeit noch ganz im Vordergrund. Arbeit war Mühe und Pein, aber die Bewährung in der Arbeit führte zu Würde, Ansehen und Ehre. Die soziale Entwicklung der Arbeiter war jedoch ungünstig, und die freien Bauern verschwinden allmählich, Krieger und Kleriker gewinnen die Vorherrschaft.

Im Hochmittelalter entwickelt sich dann ein regelrechtes Wertesystem – die dreiteilige, ständische Gesellschaft, die ein System sozialer Rangfolge darstellt, das "eher auf dem Status in Gesellschaft und Beruf als auf der rechtlich bestimmten und heiligen *ordo*" beruht.<sup>57</sup> Die verfeinerte Ausführung der Ständelehre bringt die endgültige Unterscheidung zwischen Adel, Klerus und arbeitender Bevölkerung. Eine Aufwärtsmobilität ist in diesem System nicht vorgesehen. Immer wieder wird betont, daß jeder in dem Stand bleiben soll, in den er geboren wurde. Bei Berthold von Regensburg ist die Standeszugehörigkeit von Gott gegeben; gegen solche Bestimmung solle man nicht murren.<sup>58</sup>

Unter den neuen Bedingungen der wirtschaftlichen Expansion im Hochmittelalter entfaltete sich die Lohnarbeit zu quantitativer und qualitativer Bedeutung. Der "take off" der mittelalterlichen Wirtschaft geht nach LeGoff vom Ackerbau und vom Bauhandwerk aus<sup>59</sup>, andere Wissenschaftler heben vor allem auch die Textilindustrie

hervor. Die Städte werden als Zentren des Handwerks und des Handels immer bedeutender.

Die Betrachtung der Arbeit im Mittelalter ist sehr unterschiedlich. Zum einen existiert ein Lob der Arbeit, zum anderen findet sich auch die antike Verachtung, wie z.B. bei Thomas von Aquin. Für ihn gab es im Paradies eine "*agricultura deliciosa*", während man auf Erden von einer "*agricultura laboriosa*" leben muß.<sup>60</sup> Und bei Berthold von Regensburg wird der Begriff Arbeit immer dann verwendet, wenn etwas "unter Zwang vonstatten gehen soll und in Aktionen, von denen nicht der Arbeitende den Gewinn hat, sondern eine andere Person".<sup>61</sup> Den Lastcharakter der Arbeit illustriert eine Abbildung aus dem 10. Jahrhundert, auf der man links einen Krieger samt Ausrüstung sieht und rechts einen Mann, der eine schwere, ihn niederdrückende Last trägt, auf der *labor* steht.<sup>62</sup> Im Mittelhochdeutschen Wörterbuch ist vermerkt, daß Arbeit die Not bedeutet, die man leidet.<sup>63</sup> Hartmann von Aue meint, die Marter und die Arbeit seien die selben Dinge,<sup>64</sup> und für Oswald von Wolkenstein ist Arbeit überhaupt "ein mort".<sup>65</sup>

Eine bedeutende Rolle im Verlauf des Mittelalters spielte die "Emanzipation" des Bürgertums als eigener Stand, dies Hand in Hand mit der Entwicklung der Städte. Die Auswirkung der Entwicklung für den Arbeitsbegriff begann sich allerdings erst nach und nach abzuzeichnen. Für das Hochmittelalter muß festgehalten werden, daß körperliche Arbeit noch immer verachtet wird, wie es Helmuth Stahleder anhand zweier literarischer Beispiele belegt, nämlich Hugo von Trimbergs "Renner" und Berthold von Regensburgs Predigten.<sup>66</sup>

Emanuel Le Roy Ladurie fand bei seiner Untersuchung des Dorfes Montaillou heraus, daß Arbeit für die dortige Bevölkerung nur ein notwendiges Übel darstellte.<sup>67</sup> Die Idee einer geheiligten Arbeitspflicht hatte sich nicht durchgesetzt; verständlich wird diese Einstellung, wenn die spärlichen Quellen betrachtet werden, die sich mit den realen Arbeitsbedingungen auseinandersetzen. Dabei muß man sich noch immer auf die Zeugenaussagen anderer verlassen, durch die die spezifischen Überlebensstrategien der unteren Bevölkerungsschichten nicht unbedingt transparent werden.

Im Spätmittelalter erhält das Selbstbewußtsein vor allem der städtischen und/oder organisierten Arbeiterschaft ein wenig Auftrieb. Auf der einen Seite findet sich das Lob der Arbeit, das aber hauptsächlich der Stabilisierung der Machtverhältnisse gedient haben dürfte. Auf der anderen Seite gibt es doch einige Belege, die von Streiks, Lohnstreitigkeiten etc. berichten, was auf eine stärkere Position gewisser Teile der arbeitenden Bevölkerung schließen läßt.

In der scholastischen Philosophie des Mittelalters galt im allgemeinen, daß Arbeit eine Pflicht für diejenigen sei, die keine Mittel haben, sich am Leben zu erhalten,

aber sie war nicht allgemein Pflicht. Thomas von Aquin erklärte ausdrücklich, nur die Notwendigkeit zwingt zu körperlicher Arbeit.<sup>68</sup> Hier kommt wieder der Einfluß der griechischen Antike zum Vorschein. Dennoch blieb die christliche Wertung erhalten, und die Nützlichkeit der Arbeit bestimmte ihren Wert, auch wenn es den Unterschied der edlen Arbeit und der 'nützen' Arbeit gab, wie das Meister Eckehart ausdrückte.<sup>69</sup> Trotzdem wurde im Spätmittelalter besonders die bürgerlich-handwerkliche Arbeit in den Städten hoch bewertet und damit die reformatorische Lehre vom Beruf vorbereitet.

Zum aufkeimenden Selbstbewußtsein der arbeitenden Bevölkerung gehört der Vorwurf des Müßiggangs, der an Adel und Klerus gerichtet wird. "Als Adam grub und Eva spann, wo war denn da der Edelmann?" ist nur der bekannteste Spruch dafür. Dementsprechend legte Heinrich von Langenstein dem Habsburger Herzog Albrecht ans Herz: "Ich lob dich, du edler baur für alle Kreatur für alle herrn auf erden der Kayser muß dir gleich werden".<sup>70</sup> Auch Heinrich der Teichner meinte um 1350, kein König könnte so edel sein, wenn er nicht Wein und Brot von den Bauern bekäme, er betont allerdings in schon bekannter Weise, daß jene für einen höheren Stand nicht taugen.<sup>71</sup> Eine im Spätmittelalter beliebte Fabel wendet sich ebenfalls gegen den Müßiggang. Es wird die arbeitende Ameise der faulen Heuschrecke gegenübergestellt. Die Heuschrecke bemüht sich im Sommer nicht um Nahrung und verlangt im Winter, von der Ameise versorgt zu werden, was diese ablehnt. Interessant ist hier, daß die Ameise immer mit dem Arbeiter gleichgesetzt wurde, der den Arbeitsscheuen als "her" oder "jungher" anspricht.<sup>72</sup> Der Adel wurde also bereits wortwörtlich angegriffen, die Konsequenz der Ameise wagte man zunächst aber noch nicht zu ziehen.

Die Neuzeit brachte ab dem 16. Jahrhundert für die Beziehung zur Arbeit und die damit verbundenen Bedingungen einige Neuerungen. Zunächst muß die Reformation erwähnt werden, die durch die Wiederaufnahme des Arbeitsbegriffs des Neuen Testaments die Arbeit abermals aufwertete. Als Maßstab für den Wert der Arbeit galt allerdings, inwieweit sie gläubig verrichtet wurde. Der lutherische Arbeitsbegriff erlaubte, "daß der Mensch durch Arbeit in Auskömmlichkeit und Wohlstand lebte, ..., er gestattete aber nicht, darin den Inhalt des Lebens oder gar das Streben zu Akkumulation und Expansion von Kapital und Wirtschaftsmacht zu sehen".<sup>73</sup> Hier ist anzumerken, daß Max Weber, wenn er von den Leistungen der Reformation sprach, diese immer nur aus dem Blickwinkel seines Calvinismusverständnisses sah.<sup>74</sup> Calvin selbst hatte darüber hinaus ein ähnliches Verständnis von Arbeit wie Luther und ist nur bedingt vom späteren Puritanismus her zu deuten. Die moderne Wirtschaftsdynamik konnte durch den Protestantismus allenfalls erleichtert, keinesfalls aber verursacht werden. Prinzipiell "führt keine Brücke

von christlicher Arbeit zum modernen 'Kapitalismus'".<sup>75</sup> Ebenso weist Ferdinand Seibt darauf hin, schon bei Thomas von Aquin finde sich das, "was Max Weber nach einer gröber profilierten Perspektive erst der lutherischen Gedankenwelt und überhaupt dem Berufsethos des Reformationszeitalters zuschrieb".<sup>76</sup> Dennoch hatte der Protestantismus weitreichende Bedeutung. Der Wert einer 'vita contemplativa' wurde geleugnet; man war der Meinung, daß zu viele Mönche und Geistliche nicht arbeiten und daher faul und unnütz seien. Aber es wurde nicht nur der Müßiggang der oberen Stände verurteilt, man bekämpfte ebenso die "Arbeitsscheu" und das Betteln am unteren Ende der Hierarchie. Diese Einstellung kommt auch in den folgenden Sprichwörtern aus dem 16. Jahrhundert zum Ausdruck:

Darnach einer ringt, darnach im gelingt. (Bei Agricola und Franck)

Wer des Kerns der Nuß wil geniessen,  
Den muß die Schalen zu brechen nicht verdrießen. (Andreas Gartner)

Dann nichts ist also schwer und scharff  
Das nicht die arbeit underwarff  
Nichts mag kaum sein so ungelegen  
Welchs nicht die Arbeit bring zuwegen. (Johann Fischart)<sup>77</sup>

Dieser Haltung entsprang der Gedanke, daß Arbeit Strafe, Zucht und Erziehung sein und von der Obrigkeit erzwungen werden sollte. Allerdings betont LeGoff, daß die Wurzeln der Einstellung schon im Mittelalter liegen, wo die Moderne vorbereitet wurde; ein von Historikern häufig übersehener Sachverhalt. Die Einstellung zu Müßiggang und Nichtarbeit und die darauf folgenden politischen und sozialen Konsequenzen waren bereits in den herrschenden theologischen Vorstellungen vorweggenommen.<sup>78</sup> Das mündete schließlich in die Arbeits- und Zuchthäuser, die seit dem 16. Jahrhundert von calvinistischen Ländern – besonders Holland – ausgingen.

Mit dem Merkantilismus, der im 17. Jahrhundert zur vorherrschenden ökonomischen Strömung Europas wurde, änderte sich die theoretische Auseinandersetzung mit der Arbeit, sie wird als Produktionsfaktor bedeutend. Die bürgerliche Auffassung der Arbeit als Leistung für Ziele, Planung und Erfolg trat noch stärker in den Vordergrund. Man setzte Maßnahmen zu einer breitestmöglichen Mobilisierung des Arbeitspotentials: Erhöhung der Bevölkerungszahl; Bereitstellung von Beschäftigungsmöglichkeiten sogar unter Einrichtung von Zwangsmaßnahmen (Arbeitshäuser); Aufbau eines Bildungssystems für die neuen Produktionstechniken.<sup>79</sup> Schon in Francis Bacons Utopie "Nova Atlantis" war das Motto die Besiegung der Natur durch Arbeit.<sup>80</sup> Hobbes sah vor allem den Nutzen der Technik für den menschlichen

Fortschritt.<sup>81</sup> Bei John Locke beginnt die Geschichte des modernen Begriffs der Arbeit; er befand, "daß Arbeit, indem sie die Dinge veränderte, Recht schaffe".<sup>82</sup> Er meint, 90% (bzw. 99%) der für das menschliche Leben nützlichen Erzeugnisse seien ein Ergebnis der Arbeit.<sup>83</sup> Arbeit verleihe daher den Menschen ursprüngliches Eigentumsrecht an Grund und Boden, und Arbeit verleihe den Dingen ihren Wert.<sup>84</sup>

Locke kennt aber bereits zwei Arbeitsbegriffe: "Der eine gilt paradigmatisch für den Naturzustand; Arbeit als Mittel der Aneignung schafft Eigentum. ... Der andere Arbeitsbegriff entsteht erst mit der zweiten Stufe des Naturzustandes und gilt vor allem in der bürgerlichen Gesellschaft: Lohnarbeit."<sup>85</sup> Der Verkauf der Arbeit begründet demnach kein Eigentumsrecht und auch kein Recht an politischer Teilnahme an der bürgerlichen Gesellschaft, die dem Schutz des Eigentums dient, das der Lohnarbeiter nicht hat. Lohnarbeit ist nach Locke ein Zustand, in den man durch unvernünftiges Verhalten gerät.<sup>86</sup> Das Verständnis der Arbeit als Ware ist also bei Locke schon durchaus festgeschrieben und bildet damit eine der Wurzeln eines ethnozentristischen Mißverständnisses – das Bild vom faulen Eingeborenen. Malinowski hat uns gezeigt, daß Gewinn z.B. für die Kiriwinianer kein Anreiz zur Arbeit ist, jener "wirkt unter den unverfälschten Bedingungen der Eingeborenen niemals als Anstoß zur Arbeit".<sup>87</sup> Man kann anhand dieses Hinweises von Malinowski die Entwicklung des modernen Arbeitsbegriffs gut nachvollziehen. Bestätigt wird dies zusätzlich durch die frühen Reiseberichte und idealisierenden Darstellungen von u.a. indianischen Kulturen, deren Sorglosigkeit und Friedfertigkeit die Erinnerung an das Goldene Zeitalter der Antike wach werden ließen.<sup>88</sup> Hier ist noch keine Rede vom faulen Eingeborenen. Bei Leibniz schließlich taucht die Behauptung auf, Arbeit werde umso mehr Freude bereiten, je weniger sie notwendig und qualvoll sei.<sup>89</sup> Es sind schon die Strukturen jener Utopie der Arbeiterbewegung zu erkennen, die nach sinnvoller Arbeit trachtet, die Freude schafft und deren Erträge gerecht verteilt werden.

Auch in zwei Kupferstichen von William Hogarth wird die neue Einstellung zur Arbeit deutlich. In den zwei Bildern "Gin Lane" und "Beer Street" schildert er nicht nur zwei unterschiedliche zeitgenössische Formen der Geselligkeit, er verweist "vor allem auf unterschiedliche und gegensätzliche Ökonomien und Lebensweisen, auf grundverschiedene soziale Milieus und klassenspezifische Kulturen, innerhalb derer die in Frage stehenden Trinksitten angesiedelt sind".<sup>90</sup> Die in der "Gin Lane" dargestellte unterste Bevölkerungsschicht, die sich – hier wohl mit dem Stilmittel grotesker Übertreibung – dem Suff hingibt, wird kontrastiert mit den zufriedenen Handwerkern in der "Beer Street", die sich in einer Arbeitspause ein Bier gönnen. Im ersten Kupferstich, der den Alkoholismus zur Zeit der ersten "Branntweinpest" 1720 – 1751 verbildlicht<sup>91</sup>, erreicht Hogarth jene betroffen machende Aussagekraft,

auf die man über 100 Jahre später wieder in Emile Zolas Beschreibung der Pariser Armen treffen wird. Zu diesen Darstellungen paßt ein weiterer Zyklus von Hogarth, der von Georg Christoph Lichtenberg kommentiert wurde und in dem eine Geschichte erzählt wird, in der ein Fleißiger und ein Fauler ihre "Karriere" in derselben Werkstatt am Webstuhl beginnen:

"Allein die Züge derselben fangen bald an stark zu divergieren und endigen sich beide mit gewissen ProzeSSIONen, die den Helden zur Ehre angestellt werden. Der Faule nämlich entsagt der Welt unter großem Auflauf und begibt sich am Ende seiner Taten in den bekannten Luftbad-Orden zur Ruhe, in welchem nach einem sehr alten Gebrauch nicht der Ritter das Band, sondern das Band den Ritter trägt. Er wird gehenkt."<sup>92</sup>

Der Fleißige allerdings wird Lord-Mayor von London. Somit illustrieren Hogarths Bilder und Lichtenbergs Interpretation die Bedeutung von Arbeit im 18. Jahrhundert.

Im 18. Jahrhundert entstanden auch eine Vielzahl von disziplinierenden Praktiken, die die neue Bedeutung der Arbeit in der beginnenden kapitalistischen Gesellschaft durchsetzen sollten. Begleitet wurde diese disziplinierende Praxis von den adäquaten theoretischen Ausführungen. Beim Klassiker der politischen Ökonomie Adam Smith wird Arbeit endgültig zur Ware.<sup>93</sup> Im Kameralismus war die Arbeit zunächst utilitarisiert worden, bei den Physiokraten und Smithianern wurde Arbeit zu einem Zentralbegriff ihres Systems. Ein Satz von William Petty aus dem Jahr 1662 kann noch immer als Leitspruch gelten: "That Labour is the Father and active principle of Wealth as Lands are the Mother."<sup>94</sup> Arbeit sollte materielle und moralische Bedürfnisse befriedigen, und zur Arbeitspflicht kam das Recht auf Arbeit und die freie Arbeitswahl. Das hatte weitreichende Konsequenzen für die Wirtschafts- und Sozialordnung: "Bauernbefreiung stand gegen Grunduntertänigkeit, Gewerbe-freiheit gegen Zunftzwang und monopolistische Privilegierung, Freizügigkeit gegen Ortsgebundenheit, Entfesselung der Konkurrenzwirtschaft gegen jegliche Bindung."<sup>95</sup> Ohne Zweifel schuf schon die klassische Nationalökonomie die Wurzeln für die späteren Revolutionen im industriellen und politisch-sozialen Bereich, ohne dies allerdings beabsichtigt zu haben. Albert O. Hirschman hat aber eindrücklich gezeigt, wie schon zuvor und parallel zu den klassischen Nationalökonomien die Basis für ein anderes Verständnis ökonomischen Verhaltens entworfen wurde.<sup>96</sup> Eigentum und Luxus gehörten nun zu durchaus erstrebenswerten Zielen, woraus im späten 18. Jahrhundert in England Konflikte zwischen Besitzenden und Nicht-besitzenden resultierten, die sich vor allem auch in einer verschärften Rechtsprechung gegen Eigentumsdelikte ausdrückten: "Das größte Verbrechen gegen das

Eigentum war, keines zu haben."<sup>97</sup> Mit diesen neuen Bedingungen korrespondierten Ausdrucksformen über Arbeit in Dichtung und Literatur:

Daß Arbeit keine Sklaverei,  
Daß sie das Glück der Menschen sei. (Johann A. Cramer)

Arbeit ist des Bürgers Zierde,  
Segen seiner Mühe Preis – (Friedrich Schiller)<sup>98</sup>

Für Samuel Johnson war arbeiten noch "to act with painful effort"<sup>99</sup>, obwohl es eine weitere aufschlußreiche Bemerkung von ihm gibt, die bereits einen Wandel ankündigt: "Es gibt für einen Mann wenig Möglichkeiten, sich unschuldiger zu betätigen als beim Geldverdienen."<sup>100</sup> In der Folge setzte sich jedenfalls immer mehr die Meinung durch, daß die Arbeit von der Last zur Lust werden würde und zur "Quelle alles wahren Vergnügens" (Justus Möser, 1774).<sup>101</sup>

Durch die neue wirtschaftliche Entwicklung im Umfeld der industriellen Revolution wurden alte Ordnungen und Traditionen grundlegend durcheinandergebracht. Dies wirkte sich natürlich auch auf die Arbeits- und Lebensbedingungen der Menschen aus. Die liberalen Ökonomen in der Nachfolge von Smith (etwa Ricardo) schufen eine im ökonomischen Sinn wertschaffende Arbeit, die moralisch wertfrei wurde – die 'reine' Ökonomie war sozial schonungslos geworden.<sup>102</sup> Anders verläuft die Entwicklung in der idealistischen Philosophie. Kant beschäftigte sich zwar nicht mit dem Begriff Arbeit, aber er setzt sich in seiner Ethik für die Befreiung und gegen die Fremdbestimmung des Menschen ein. Fichtes Arbeitsbegriff wiederum ist anthropologisch zu verstehen; Arbeit sei Ausdruck der Freiheit, erzwingen die Zivilisation und solle "aufhören, Last zu sein". Der eigentliche Zweck der Arbeit sei "nicht fortgesetztes Wirtschaftswachstum und Wohlstandssteigerung, sondern Entlastung des Menschen von der Mühsal, um Muße und damit einen würdigen Zustand zu erreichen, auf den der Mensch ein Anrecht habe".<sup>103</sup> Bei Hegel steht der Arbeitsbegriff in einem stärker legalistischen Kontext. Arbeit produziert mit dem Produkt auch den Rechtsgrund des Eigentums, ist also eine rechtsbegründende Kategorie – ähnlich wie bei Locke –, außerdem wird bei ihm der Zusammenhang zwischen Arbeit und Bedürfnis wieder hervorgegestellt.<sup>104</sup> Hegel verstand Arbeit als den Weg vom Bedürfnis zur Befriedigung und von dieser zur Freiheit.<sup>105</sup>

Davon war man zunächst jedoch noch weit entfernt. Zur Zeit der beginnenden Industrialisierung – ich möchte hier noch einmal auf die Ungleichzeitigkeit in den verschiedenen europäischen Regionen verweisen – rückte vor allem die Betrachtung der Einstellung der unteren Schichten zur Ökonomie in den Vordergrund; diese sollte grundlegend verändert werden. Die häufige Kritik der Zeitgenossen an



Müßiggang, Faulheit und Genußsucht der ländlichen Gewerbetreibenden erweist sich in erster Linie als eine gängige Schutzbehauptung merkantiler Politik, meint der Historiker Hans Medick. "Sie diene der Rechtfertigung niedriger Löhne und erzwungener Armut als angeblich einzigem Antriebsmittel zu Arbeitsamkeit und Askese."<sup>106</sup> Ein Arbeiter, der zu viel verdiene, sei selten ein guter Arbeiter, schrieb ein Autor um 1760.<sup>107</sup> Auch Braun berichtet von der Einstellung, guter Verdienst vermehre "die Üppigkeit, den Luxus, die Völlerei, das Spielen und Tanzen", daher müßten die Löhne auf dem Existenzminimum gehalten werden. So schreibt ein gewisser David Bürckli 1816 in der Zürcher Tageszeitung: "Die Mutter des Erwerbsfleisses ist die Not ...".<sup>108</sup> Die Menschen der Protoindustrialisierung und wahrscheinlich auch jene danach kannten einen spezifischen Zusammenhang von Arbeit und Bedürfnisbefriedigung, der sich nach anderen Regeln richtete als nach denen kontinuierlicher Arbeitsdisziplin und größtmöglicher kommerzieller Verwertung der Arbeitskraft. Die Produktionsziele ihrer Ökonomie waren konsum- und bedürfnisorientiert:

"Die 'labour-consumer-balance' der ländlich-gewerbetreibenden Familie hob keineswegs nur auf das physische Subsistenzminimum ab. Sie realisierte sich auch nicht in einem abstrakten Verhältnis von Arbeit und 'Freizeit', in welchem 'Minderarbeit' stets dem 'Mehrverdienst' vorgezogen wurde, sondern innerhalb eines Lebenszusammenhangs, in welchem Bedürfnis, Arbeit und Genuß noch nicht voneinander abgeschnitten waren. Arbeitsaufwand und Arbeitsablauf waren im 'Alltagsleben' der ländlichen Gewerbetreibenden zwar zunächst auf die Sicherung der familiären Subsistenz gerichtet, im gleichen Zusammenhang jedoch ebenso unmittelbar auf die soziokulturelle Reproduktion in öffentlicher Geselligkeit und demonstrativem Luxus und Konsum."<sup>109</sup>

Diese Öffentlichkeit begann sich durch die Industrialisierung nun ebenfalls zu verändern, wie das auch Richard Sennett zu zeigen versuchte.<sup>110</sup> Die Ursachen der Notlage der arbeitenden Bevölkerung aber nur in den spezifischen Formen des Konsums zu suchen wäre weit hergeholt.

Die Arbeiterschaft verfolgte zum Teil bereits andere Ziele und hatte durchaus moderne Erklärungen für ihre Notlage. 1848 richtet die Fabrikarbeiterversammlung zu Köln ein Rundschreiben an die Inhaber von Fabriken, worin es heißt, die Arbeiter hätten Opfer gebracht, als es galt, die Konkurrenz zu bestehen und Fabrikate anderer Produzenten vom Markt zu verdrängen. Wenn eine künstliche Teuerung bewirkt werden sollte, hätten die Inhaber die Fabriken stillgelegt, ungerührt, ob dadurch Hunderte zugrunde gingen. Sie forderten einen Zwölfstundentag, geregelten Mindestlohn, Krankengeld etc.<sup>111</sup> Auch Thompson zeigt, daß die Arbeiter ihre eigenen Theorien über politische Ökonomie entwickelten; schon 1817 entwarfen die Strumpfwirker von Leicester eine Unterkonsumptionstheorie der

kapitalistischen Krise. Sie verlangen bei einer Lohnkürzung des Volkes eine adäquate Kürzung der Konsumption der Fabrikanten und, "daß, wenn den Handwerkern allgemein im ganzen Land reichlich Löhne bezahlt würden, der einheimische Verbrauch unserer Fabriken sich sofort mehr als verdoppeln würde und folglich jedermann bald volle Beschäftigung fände". Man dürfe nicht den Lohn kürzen, um damit am ausländischen Markt zu bestehen, weil dies bedeute, für einen gewonnenen Kunden im Ausland zwei zu Hause zu verlieren.<sup>112</sup> Aber selbst jene Arbeiter, die sich glücklich schätzen durften, Arbeit zu haben, konnten kein rechtes Auslangen damit finden.

Die Entwicklungen zeitigten jedoch Folgen in der Entstehung eines neuen Klassenbewußtseins, worauf es zu einer besseren Organisation der Arbeiter kam. Diese führte zur Gründung von ersten Arbeiterzeitungen, zu Aufständen und anderen Formen der Organisierung. Entscheidend für die Aufstände dieser Zeit waren vor allem das Zusammentreffen von Gewohnheitsrechten (etwa Thompsons Ansatz einer "Moralischen Ökonomie"<sup>113</sup>), chiliastischen Ideen und neuen Konzeptionen, wobei letztere der Arbeiterbewegung den Weg wiesen. Aufgrund der schlechten Situation der arbeitenden Bevölkerung wurden Überlegungen angestellt, wie man diese Lage verbessern könnte. Die Überlegungen finden sich aber durchaus nicht nur bei den frühen Proponenten des Sozialismus. Die liberalen Theoretiker überhöhten den Arbeitsbegriff, und die Arbeit wurde zur modernen Religion. Diese Einstellung wurde vor allem von Unternehmern im 19. Jahrhundert propagiert, stand aber im Widerspruch zur Erfahrung der Lohnarbeiter. Die Konservativen hingegen verurteilten nicht selten die sozialen Folgen liberaler Ökonomie. Franz von Baader – katholischer Theologe und Philosoph – bemerkte 1835, "daß die von den Smithianern gepriesenen 'Vorteile der größeren Produktivität durch ihre fabrikmäßige Verteilung usw.' nur zur Anhäufung des Reichtums in wenigen Händen und zum größeren Elend der immer geringer entlohnnten Arbeiter ('proletarier') geführt hätten". Er verfolgte ähnliche Ansätze wie Marx, erblickte aber die Lösung nicht in revolutionärer Emanzipation, sondern in konservativer Rückbindung der Menschen und ihrer Arbeit.<sup>114</sup> Die Folgerungen, die die romantisch-konservativen Denker daraus zu ziehen bereit waren, erwiesen sich von vornherein als untauglich. Mit dem Vorschlag etwa, die Arbeit wieder den Bauern oder den Handwerkern zuzuordnen, konnte das Rad der Zeit nicht mehr zurückgedreht werden.

Die sozialistischen Theoretiker sahen in der Arbeit die Grundlage einer Gesellschaft der Freiheit. Bereits die Utopisten – wie Thomas Morus oder Tommaso Campanella – faßten die Arbeit als Pflichtdienst an der Gesellschaft und als einzigen Rechtstitel auf Genuß bzw. Eigentum auf. Babeuf erhob diese Idee zum politischen Programm, die Ungleichheit des Eigentums und der Machtchancen gehöre abge-

schaftt und durch die Pflicht zu gemeinschaftlicher Arbeit solle das Recht auf gleichen und anständigen mittelmäßigen Wohlstand entstehen.<sup>115</sup> Die Frühsozialisten hatten den Arbeitsbegriff allerdings noch nicht ökonomisch kritisiert, wie dies dann bei Karl Marx erfolgte.

Hier sollen nur einige Aspekte von Marx' Arbeitsbegriff skizziert werden, da eine intensivere Auseinandersetzung den Rahmen sprengen würde.<sup>116</sup> Auch für Marx macht die Arbeit das Wesen des Menschen aus, "die ganze sogenannte Weltgeschichte sei nichts anderes als die Erzeugung des Menschen durch die menschliche Arbeit".<sup>117</sup> Diese blasphemisch gemeinte Formulierung – so Hannah Arendt –, daß eben die Arbeit (und nicht Gott) den Menschen erschaffen habe, spricht "nur in schockierender Radikalität aus, worüber sich die gesamte Neuzeit im Grunde einig war".<sup>118</sup>

Eine wichtige Unterscheidung trifft Marx zwischen Arbeit und Arbeitskraft; Arbeit ist keine Ware mehr, folglich kann sie keinen Tauschwert haben, wohl aber ist die Arbeitskraft eine Ware.<sup>119</sup> Hier liegt für Marx auch der Schlüssel zum Elend der arbeitenden Bevölkerung. Da der Arbeiter keinen Anteil an den Produktionsmitteln hat und kein über das Existenzminimum hinausgehendes Eigentum, fallen Existenz und Wesen des durch Arbeit definierten Menschen weit auseinander. "Die entfremdete Arbeit kehrt das Verhältnis dahin um, daß der Mensch ... sein Wesen nur zu einem Mittel für seine Existenz macht."<sup>120</sup> Marx interpretiert daher den Kapitalismus als eine sozioökonomische Formation, die die Selbstidentifizierung der arbeitenden Subjekte in ihren eigenen Produkten strukturell erschwert oder verunmöglicht.<sup>121</sup> Arbeit sollte Selbstverwirklichung sein; durch die Arbeit im Industriesystem erhoffte er kürzere Arbeitszeit und damit mehr Freizeit, die wiederum der Produktivkraft der Arbeit nützen sollte.<sup>122</sup> Marx legte den Denkraum für einen Arbeitsbegriff, der von den Sozialisten nach ihm nur zum Teil aufgenommen wurde.

Bei ihnen kam die Widersprüchlichkeit des Begriffs in der politischen Praxis zum Tragen. Einerseits war Arbeit eine Plage für die Unterschicht, zum anderen sollte sie ein Ehrentitel für den Arbeiterstand sein. Man könnte argumentieren, daß die "Überhöhung" der Arbeit und der Arbeiterbewegung eine notwendige Strategie war, um eigenes Selbstbewußtsein und dadurch politische Kompetenz und Einfluß zu gewinnen. Am Ende des 20. Jahrhunderts, wo viele Ziele der Arbeiterbewegung bereits erreicht sind, scheint das übliche Stigma der Handarbeit wieder zum Vorschein zu kommen.

Eine eigenständige Konzeption der Arbeit im 19. Jahrhundert entwickelte Paul Lafargue, der zur Enthaltensamkeit von der Arbeit aufrief. "Das verständnislos geforderte 'Recht auf Arbeit' war für ihn unter den gegebenen Bedingungen nur ein

'Recht auf Elend'. Revolutionär sollte ein Gesetz erzwungen werden, "daß jedermann verbietet, mehr als drei Stunden pro Tag zu arbeiten". Er lobte die Faulheit als Mutter der Künste und der edlen Tugenden und war mit dieser Einstellung weit entfernt von Marx' Wesensbestimmung des Menschen durch Arbeit.<sup>123</sup> Seine Ideen sollten erst 100 Jahre später – unter anderem im Zusammenhang mit der Diskussion um ein Grundeinkommen – wieder aufgegriffen werden.

Der Begriff Arbeit konnte ab der Mitte des 19. Jahrhunderts nur mehr in bezug auf die Theoretiker des Sozialismus und Kommunismus betrachtet werden, wobei sich vor allem der christliche Arbeitsbegriff in einem Zwiespalt zwischen Feindschaft und Nachbarschaft zum Sozialismus befand. Ein bedeutender Kritiker des Sozialismus war Lorenz von Stein, für den der Sozialismus nur durchschritten, aber nicht zum Ziel gesetzt wurde. Arbeit war für Stein, ontologisch und historisch verstanden, "die Betätigung der freien Selbstbestimmung der Persönlichkeit in der Natur und damit die lebendige Verwirklichung der persönlichen Freiheit ... Sie ist das wirkliche Werden der Freiheit der Menschen; sie ist darum absolut notwendig, und in diesem Sinne ist die Menschheit zur Arbeit geschaffen".<sup>124</sup> Wie John Stuart Mill sieben Jahre nach ihm verwarf er die Lösungen des Sozialismus und Kommunismus, weil er sie als freiheitsgefährdend erachtete. In der Folge entwickelte sich eine gewisse Basis einer bürgerlichen Sozialverantwortung (in diesem Sinne muß auch Paul Göhres Bericht seiner Tätigkeit in einer Fabrik und als Handwerksbursche verstanden werden<sup>125</sup>), die von Liberalen, Konservativen und "Staatssozialisten" vertreten wurde.<sup>126</sup> Dazu zählte auch der Nationalökonom Gustav Schmoller, der im Jahr 1889 die sozialen Zustände heftig anprangerte und auf deren schädliche Folgen hinwies.<sup>127</sup>

Eine eigene Ausprägung entwickelte der liberal-konservative Heinrich von Treitschke, der bei der antiken Wertung der Arbeit anschloß. Er nannte "die Einführung der Sklaverei" eine "rettende Tat der Kultur" und knüpfte daran die Begründung für die "aristokratische Verfassung der Gesellschaft". Es gebe keine Kultur ohne Diensthofen und nur wenigen sei es beschieden, die "idealen Güter der Kultur ganz zu genießen", lautete sein Credo. Für die große Mehrheit sei es durchaus ehrenwert, im Schweiß ihres Angesichts zu schaffen. In diesem Geiste sollte der Arbeiter Zufriedenheit statt Begehrlichkeit entwickeln.<sup>128</sup> Ähnlich äußerte sich Friedrich Nietzsche, der über die "atemlose Hast der Arbeit" klagte, die jegliche Muße mit dem schlechten Gewissen belaste. Er entlarvte die bürgerlichen Wertungen – "Würde der Arbeit, Segen der Arbeit" – als erbärmliche Verschleierungen. Dem stellte er die Kultur der Antike mit ihrer Sklavenhaltung gegenüber, die dem Bürger die "Vornehmheit und die Ehre des otium und bellum" verliehen hätte.<sup>129</sup>

Neben den sozialistischen und manchen konservativen Denkern befürworteten auch die Utilitaristen eine Politik, die menschlichere Arbeitsbedingungen schaffen sollte. Ihnen ging es jedoch nicht um eine egalitäre Gesellschaft, vielmehr meinten sie, der Nutzen für die Gesellschaft sei das Maß der Dinge. "Each labourer in the absence of other motives", so W. Stanley Jevons – ein utilitaristischer Nationalökonom –, "is supposed to devote his energy to the accumulation of wealth. A higher calculus of moral right and wrong would be needed to show how he may best employ that wealth for the good of others as well as himself."<sup>130</sup> Freie Menschen sollten nicht als Güter Mittel zum Zweck für andere sein, formulierte etwa Carl Menger.<sup>131</sup> Der englische Philosoph und Nationalökonom John Stuart Mill steckt ganz klar die Grenzen zum Sozialismus ab und präsentiert sein Programm:

"Während wir mit der größten Energie die Tyrannei der Gesellschaft über das Individuum zurückweisen, die, wie man annimmt, die meisten sozialistischen Systeme einschließen, blicken wir doch vorwärts auf eine Zeit, da die Gesellschaft nicht länger in Müßiggänger und Fleißige geteilt sein wird; da die Regel, daß die, die nicht arbeiten, nicht essen sollen, nicht nur auf die Armen angewandt wird, sondern unparteiisch auf alle; da die Teilung des Arbeitsprodukts, anstatt in so großem Maße von dem Zufall der Geburt abzuhängen, wie sie das jetzt tut, einmütig als eine Frage der Gerechtigkeit anerkannt sein wird; ... Das gesellschaftliche Problem der Zukunft sahen wir darin, wie sich ein Höchstmaß an individueller Handlungsfreiheit mit einem gemeinsamen Besitz an den Rohstoffen der Erde und einer gleichen Teilhabe aller an den Gewinnen vereinigter Arbeit verbinden ließe."<sup>132</sup>

Daran kann man erkennen, daß neben sozialistischen und konservativen Ideen ebenso die Einstellung der Utilitaristen eine Rolle bei der Verbesserung der Sozialgesetzgebung gespielt haben dürfte, gerade weil die Utilitaristen dem Hauptstrang der bürgerlichen Nationalökonomie zugeordnet werden konnten und ihre Ansichten daher auch in Wirtschaftskreisen ernstgenommen wurden. Daraus ergaben sich verschiedene Fragen sozialer Ansprüche, die sich in Deutschland in der Sozialpolitik Bismarcks niederschlugen.

Dahinter stand unter anderem der Aspekt der nationalen Bedeutung von Arbeit. Zum Beispiel erschien beim Prager Professor Karl Thomas Richter die Arbeit als das große Subjekt der modernen, in Leistungsationen gegliederten Menschheit. Die Arbeit drücke den Menschen "den Stempel seines Wesens auf; sie bildet die Nation. Nationalität und nationale Arbeit sind gleiche Begriffe".<sup>133</sup> Mit der Zeit rückte der Begriff 'nationale Arbeit' in eine ideologische Verengung, wie etwa bei Wilhelm Heinrich Riehl, der in der nationalen Arbeit den Geist der Nation ausgedrückt sehen wollte. "Beim wahren Fortschreiten der Kultur [sollte] zuletzt jeden Arbeiter das Bewußtsein begeistern, daß er ... für die Nation arbeitet, daß er

mitwirkt, die Grundlagen unseres lebendigsten Lebens, unserer Volkspersönlichkeit, eigenartig zu gestalten."<sup>134</sup>

Von verschiedenen Seiten keimte Kritik an dem neuen ökonomistischen und funktionalistischen Arbeitsbegriff. So wandte sich die katholische Kirche in ihrer Enzyklika "Rerum Novarum" gegen die zweckorientierte Schonungslosigkeit der Arbeit. Diese sei keine freie Ware, und die Menschenwürde des Arbeiters müsse berücksichtigt werden. Die Wirtschaft müsse sowohl auf soziale Gerechtigkeit als auch auf das Gemeinwohl Rücksicht nehmen.<sup>135</sup> Auch Max Scheler wandte sich gegen die Hypertrophie des bürgerlich-liberalen wie des sozialistischen Arbeitsbegriffs. Er verstand Arbeit weiterhin als Last: "Ein Tätigsein ist ... genau in demselben Maße unlustvoll, als es 'arbeiten' ist, so daß man sehr wohl 'Unlust' als ein notwendiges Merkmal des Arbeitens betrachten kann."<sup>136</sup> Das menschliche Dasein solle sich nicht von der rastlosen Arbeit beherrschen lassen, die "die verschiedenen objektiven Zusammenhänge, in denen der Mensch seine Befriedigung finde, entwerte und funktionalisiere". "All diese Werte, Muße, Bildung, Freude, Beeinflussung der Staats- und Gemeindepflichten usw. können in letzterer Theorie [der sozialistischen; J.M.] einen vom 'arbeiten' unabhängigen Wert nicht finden, müssen vielmehr von der Arbeit selbst, als der Schöpferin aller Werte, abgeleitet werden, wenn sie Wert sein wollen."<sup>137</sup>

Genau vor diesem Hintergrund entwickelte sich der Taylorismus. Aufgrund wissenschaftlicher Erkenntnisse und genauer Zerlegung der Arbeitsabläufe sollte die menschliche Arbeitskraft bestmöglich ausgenutzt werden. "Soldiering" und "Slackening" würden verhindert werden, und "es galt zu entdecken, wie schnell eine bestimmte Arbeit tatsächlich verrichtet werden konnte". Auf diese Art und Weise könnte ein Maß der Intensität der Arbeitskraftverausgabung festgesetzt werden.<sup>138</sup> Das hatte aber weitreichende Folgen sowohl für den Arbeitsprozeß als auch für den Begriff Arbeit. Harry Braverman hat dabei vor allem drei Aspekte besonders herausgestrichen: 1. Der industrielle Produktionsvorgang wird systematisch vom technischen Wissen der arbeitenden Subjekte abgekoppelt. 2. Die technische Planung wird von der manuellen Arbeitsdurchführung strikt getrennt. 3. Daraus ergibt sich das institutionalisierte Wissensmonopol der Betriebsleitung, das die minutiöse Kontrolle des Arbeitsprozesses erlaubt.<sup>139</sup> Der Anarchist Kropotkin prangerte diesen Umstand an, wenn er meinte, der Arbeiter habe durch die fortwährende Arbeitsteilung das Interesse an seiner Arbeit verloren und sei – besonders in der Großindustrie – auch seiner erfinderischen Kräfte verlustig gegangen.<sup>140</sup> Seine Vorschläge für eine Überwindung dieser Tatsache sind zwar nicht mehr zeitgemäß und mit Mängeln durchzogen, die hier nicht ausgeführt werden sollen; prinzipiell

steht er mit seiner Meinung aber für die Kritik an den Auswirkungen des Taylorismus.

Dieser hatte nach meiner Meinung weitreichende Konsequenzen für die Einstellung zur Arbeit, die gerade heute in den Industriestaaten deutlich werden. Die Tatsache, daß die meisten Menschen nach einer white collar-Tätigkeit streben, hängt vor allem mit dem Sozialprestige der Arbeit zusammen, das sich nicht nur daraus ergibt, daß man sich im Büro nicht mehr schmutzig macht, sondern gerade auch aus den Vorstellungen einer verantwortungsvollen Tätigkeit, deren Ablauf und Organisation nicht nur von außen gesteuert wird. Die Tayloristen übersahen, wie so viele Ökonomen – was ich an anderer Stelle zeigen werde –, daß das Verhalten der arbeitenden Menschen nicht lediglich durch materielle Bedürfnisse oder Notwendigkeiten bestimmt wird, sondern von einer Vielzahl von Faktoren. So gelangte zumindest manuelle Arbeit wieder zu jenem negativen Ruf, der ihr schon von alters her entgegengebracht wurde. Zwar wurden die Auswirkungen des tayloristischen Arbeitsverständnisses in der Folge durch die "Human Factor Industrial Psychology" und die "Human Relations-Schule" abgeschwächt, aber im Grunde genommen wurden nur mehr Verbesserungen innerhalb des neuen Systems vorgenommen. Erst weit nach dem Zweiten Weltkrieg kam es dann zu neuen Strömungen<sup>141</sup>, die den produktiven und schöpferischen Bedürfnissen der arbeitenden Menschen wieder Rechnung tragen sollten.

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts existierten jedenfalls verschiedene Stränge eines Arbeitsbegriffs, die je nach Bedarf und Ideologie Verwendung fanden. So wurde der Begriff der "nationalen Arbeit" im Nationalsozialismus noch einmal überhöht und für die Politik des faschistischen Regimes funktionalisiert. "Bezeichnend sind dafür Begriffe wie 'Arbeitsfront', 'Arbeitsschlacht' und auch die Umdeutung des ersten Mai zum 'Tag der Arbeit'."<sup>142</sup> Im nationalsozialistischen Arbeitsbegriff war aber auch die rassistische Auslegung ganz klar verankert. So hieß es in einer Rede, die der Reichsarbeitsführer Hierl 1937 hielt: "Unsere Arbeitslager sind Bollwerke gegen jene jüdisch-materialistische Arbeitsauffassung, die in der Arbeit nur ein Geldgeschäft, in der Arbeitskraft eine Ware sieht."<sup>143</sup> Den Juden ginge die ideelle Einstellung zur Arbeit ab, die den nordischen Menschen auszeichne.

Für Max Weber benötigte jedes hochentwickelte Produktionssystem eine arbeitende Klasse, "für die Arbeit mehr ist als etwas, das im Schweiß des Angesichts ausgeführt wird". "Arbeit muß als eine selbstverständliche Tätigkeit begründet werden. Und noch mehr als das, sie muß als eine moralische Pflicht erfahren werden."<sup>144</sup> In diesem Sinne habe die protestantische Ethik als Normenquelle fungiert, die zum Akzeptieren der Arbeit als einer moralischen Pflicht geführt habe. Georg Simmel sah das anders; für ihn stand ausschließlich der ökonomische Aspekt

im Vordergrund. Die menschlichen Beziehungen seien durch die Einführung der Geldwirtschaft neutraler und unpersönlicher geworden, Arbeit sei eine Ware, und dadurch habe der Arbeiter objektiv gesehen auch mehr Wahlmöglichkeiten<sup>145</sup>:

"Das gewachsene Selbstgefühl des modernen Arbeiters muß damit zusammenhängen: er empfindet sich nicht mehr als Person untätig, sondern gibt nur eine genau festgestellte – und zwar auf Grund des Geldäquivalentes so genau festgestellte – Leistung hin, die die Persönlichkeit als solche gerade um so mehr freiläßt, je sachlicher, unpersönlicher, technischer sie selbst und der von ihr getragene Betrieb ist."<sup>146</sup>

Auf diese Art werde die Unterordnung unter ein hierarchisches System nicht als bedrückend empfunden. Simmel meint, "daß der objektive Charakter der Zielsetzungen kaum subjektive Erfahrungen hervorrufen könne".<sup>147</sup>

Diese verschiedenen – sozialistische, konservative, nationale, liberale und philosophische – Wurzeln liegen also den moderneren Konzeptionen von Arbeit zugrunde, von denen einige im nächsten Kapitel skizziert werden sollen. Einigkeit herrschte zunächst wohl am ehesten darüber, daß Arbeit zum konstitutiven Prinzip der modernen demokratischen Gesellschaft geworden ist, was im Begriff der Leistungsgesellschaft ihren Niederschlag findet. Aber selbst dieser Grundgedanke wird in der "postmaterialistischen" Diskussion mittlerweile in Frage gestellt.



## Anmerkungen

- 1 Lambert and Millard 1969. Müller 1983, S.310f.
- 2 Arendt 1981, S.78.
- 3 Müller 1983, S.312.
- 4 Köstlin 1974, S.43ff.
- 5 Wernhart 1974, S.106.
- 6 Lexikon der Ägyptologie 1975, Sp.370.
- 7 Eggebrecht 1983, S.55.
- 8 Vgl. Herzog 1983, S.270; und Fuchs 1961, S.100f.
- 9 Ebenda, S.101.
- 10 Mischlich 1942, S.91.
- 11 Lexikon der Ägyptologie 1975, Sp.370f.
- 12 Ebenda, Sp.370.
- 13 Ebert et al. 1984, S.16f.
- 14 Conze 1972, S.155.
- 15 Hesiod 1965, S.64f.
- 16 Zitiert nach Ebert et al. 1984, S.25.
- 17 Arendt 1981, S.64.
- 18 Conze 1972, S.155.
- 19 Ebert et al. 1984, S.194.
- 20 Ebenda, S.192.
- 21 Aristoteles 1959, III,5.
- 22 Arendt 1981, S.21.
- 23 Aristoteles 1951, S.290.
- 24 Zilian 1985, S.9.
- 25 Lexikon des Mittelalters I 1977, Sp.874.
- 26 Conze 1972, S.156.
- 27 Dion Chrysostomos 1967, S.135f.
- 28 Ebenda, S.137f.
- 29 Corpus Inscriptionum Latinarum 1918, S.590.
- 30 Arendt 1981, S.31ff.
- 31 Vgl. dazu Backhaus 1981; Lauffer 1955; Borries 1980; Meillassoux 1989; Schneider 1983.
- 32 Bruhns 1981, S.40.
- 33 Borries 1980, S.88.
- 34 Van der Ven 1972, S.44.
- 35 Steinbach 1967, S.749.
- 36 Veyne 1989, S.135.
- 37 Ebenda, S.136f.

- 38 Cicero 1964, S.150.
- 39 Ebenda.
- 40 Stahleder 1972, S.237.
- 41 Conze 1972, S.157.
- 42 Zitiert nach Ebert 1984, S.200.
- 43 Lexikon des Mittelalters I 1977, Sp.870.
- 44 Zit. nach Conze 1972, S.158.
- 45 Ebenda.
- 46 Lexikon des Mittelalters I 1977, Sp.870.
- 47 Conze 1972, S.159.
- 48 Reinsprecht 1984, S.29.
- 49 Conze 1972, S.160.
- 50 Ebenda.
- 51 Ebenda, S.158.
- 52 LeGoff 1984, S.59.
- 53 Ebenda, S.61.
- 54 Tacitus 1977, S.31.
- 55 Schib & Hubschmid 1977, S.44.
- 56 LeGoff 1984, S.65.
- 57 Ebenda, S.58.
- 58 Stahleder 1972, S.180.
- 59 LeGoff 1984, S.40.
- 60 Seibt 1981, S.159.
- 61 Stahleder 1972, S.237.
- 62 Borst 1983, S.338.
- 63 Mittelhochdeutsches Wörterbuch 1854, S.53.
- 64 Götze 1939, S.117.
- 65 Wiedemann 1979, S.39.
- 66 Stahleder 1972.
- 67 Le Roy Ladurie 1983, S.358.
- 68 Conze 1972, S.162.
- 69 Ebenda.
- 70 Seibt 1981, S.176.
- 71 Franz 1967, S.465.
- 72 Wiedemann 1979, S.207.
- 73 Conze 1972, S.166.
- 74 Wiedemann 1979, S.66.
- 75 Conze 1972, S.166.
- 76 Seibt 1981, S.159.
- 77 Wiedemann 1979, S.244ff.
- 78 LeGoff 1984, S.29.

- 79 Wiedemann 1979, S.27.
- 80 Conze 1972, S.167.
- 81 Ebenda, S.168.
- 82 Ebenda.
- 83 Schneider 1983, S.12.
- 84 Conze 1972, S.168.
- 85 Krämer-Badoni 1978, S.54.
- 86 Ebenda.
- 87 Malinowski 1979, S.194.
- 88 Kohl 1986, S.21 passim.
- 89 Conze 1972, S.169.
- 90 Medick, 1982, S.174.
- 91 Ebenda, S.183.
- 92 Lichtenberg 1953, S.1109f.
- 93 Fischer & Heier 1983, S.20.
- 94 Conze 1972, S.174f.
- 95 Ebenda, S.176f.
- 96 Hirschman 1980.
- 97 Thompson 1987, S.67.
- 98 Zitiert nach Conze 1972, S.172.
- 99 Johnson 1979, o.S.
- 100 Zitiert nach Hirschman 1980, S.66.
- 101 Conze 1972, S.172.
- 102 Ebenda, S.182.
- 103 Ebenda, S.184f.
- 104 Krämer-Badoni 1978, S.81f.
- 105 Conze 1972, S.187.
- 106 Kriedte et al. 1977, S.139.
- 107 Ebenda, S.139f.
- 108 Braun 1960, S.218.
- 109 Kriedte et al. 1977, S.142.
- 110 Vergleiche Sennett 1986.
- 111 Schraepfer 1955, S.99f.
- 112 Thompson 1987, S.222.
- 113 Thompson 1980.
- 114 Conze 1972, S.195.
- 115 Ebenda, S.196f.
- 116 Vergleiche dazu: Honneth 1980, S.185-232; Heller 1972; Arendt 1981; Conze 1972 S.196ff; Boesch 1980 S.178ff; Krämer-Badoni 1978 S.86ff.
- 117 Conze 1972, S.200.
- 118 Arendt 1981, S.80.

- 119 Boesch 1980, S.186f.
- 120 Conze 1972, S.201.
- 121 Honneth 1980, S.190.
- 122 Conze 1972, S.203.
- 123 Ebenda, S.205.
- 124 Ebenda, S.206.
- 125 Göhre 1981.
- 126 Conze 1972, S.207.
- 127 Brüggemeier 1988, S.230.
- 128 Conze 1972, S.207f.
- 129 Ebenda, S.212.
- 130 Jevons 1871, S.32.
- 131 Menger 1923, S.11.
- 132 Mill 1969, S.145f.
- 133 Conze 1972, S.210.
- 134 Riehl 1861, S.108.
- 135 Conze 1972, S.213.
- 136 Zitiert nach ebenda, S.212.
- 137 Ebenda.
- 138 Gottschalch 1981, S.86.
- 139 Braverman 1977, S.93ff.
- 140 Kropotkin 1976, S.214.
- 141 Gottschalch 1981, S.94ff.
- 142 Conze 1972, S.214.
- 143 Zitiert nach ebenda.
- 144 Israel 1972, S.132.
- 145 Ebenda, S.156f.
- 146 Simmel 1907, S.362.
- 147 Israel 1972, S.157.

## Neuere Konzeptionen von Arbeit

Wir haben im vorigen Kapitel die Entwicklung des Begriffs Arbeit bis zu unserem Jahrhundert aufgezeigt. Dabei wurde noch zu wenig berücksichtigt, was der Kulturanthropologe Victor Turner im Anschluß an Joffre Dumazedier herausgearbeitet hat, nämlich daß "die Unterscheidung zwischen Arbeit und Muße ... ein Produkt der industriellen Revolution ist".<sup>1</sup> Diese Unterscheidung ist von eminenter Bedeutung, da sie u.a. das Spannungsfeld charakterisiert, in dem sich der Begriff Arbeit bewegt – zwischen dem Aspekt, Arbeit sei eine zentrale Kategorie für das Verständnis der Gesellschaft und das Menschsein überhaupt, und dem Versuch, die Bedeutung der Arbeit zu relativieren. Wir werden im folgenden nochmals auf diese Unterscheidung zu sprechen kommen. Zunächst soll nur festgehalten werden, daß die Industrialisierung nicht so sehr eine höhere Arbeitsmoral hervorgebracht hat, wie vielfach fälschlich vertreten wird – wer die Beschreibungen der Arbeitsverhältnisse vor der Industrialisierung kennt, wird schwerlich eine mangelnde Arbeitsmoral unterstellen können –, sondern vielmehr mußte die neue industrielle Arbeiterschaft in ein für industrielle Arbeitsabläufe notwendiges Zeitkorsett gepreßt werden, das für vorherige Arbeitsprozesse untypisch war. E.P. Thompson und andere haben diese Form der Disziplinierung und die davor liegende Arbeitseinteilung eindrücklich geschildert.

Die vorindustrielle Arbeitsweise, die einem Wechsel zwischen Arbeit und Fest oder Regeneration unterliegt und dabei wesentliche Bedeutung für das Gemeinschaftsleben hat, wurde von einzelnen Ethnologen noch in unserem Jahrhundert – neben anderen Arbeitsformen – vorgefunden. Sutti Ortiz etwa beschrieb jene Gemeinschaftsarbeit unter den Paez, bei der der Arbeitstag mit einer Feier ausklingt.<sup>2</sup> Malinowski berichtet von den Trobriandern, daß sie zwar bezahlte Arbeit kennen, jedoch wäre Gewinn niemals ein Anreiz. Vielmehr sei die Gemeinschaftsarbeit für die Stammesökonomie von Bedeutung.<sup>3</sup> Besonders verpönt sei persönlicher Ehrgeiz mit dem Ziel, andere zu überflügeln oder persönlichen Reichtum anzuhäufen<sup>4</sup>. Arbeit und Freizeit, soweit man dies hier überhaupt unterscheiden darf, stehen also noch in einem engeren Verhältnis als in der industriellen Gesellschaft. Vorsicht ist allenfalls deshalb angebracht, weil im bäuerlichen Arbeitsbereich diese Trennung auch heute manchmal noch nicht ganz vollzogen ist.

Diese Gedanken sollen jedoch nur eine Überleitung bilden zu jenen neueren Konzepten von Arbeit, denen ich mich zunächst über verschiedene Definitionen von Arbeit nähern möchte, wie sie in diversen Nachschlagewerken zu finden sind.

So heißt es beispielsweise in Meyers Lexikon: "Arbeit, jede auf ein wirtschaftl. Ziel gerichtete, planmäßige Tätigkeit des Menschen, gleichgültig ob geistige oder körperl. Kräfte eingesetzt werden. Das Ziel kann reine Bedarfsdeckung oder Gewinn- bzw. Einkommensmaximierung sein. ..." <sup>5</sup> Diese und ähnliche Definitionen sind häufig anzutreffen, wobei sich die rein ökonomische Perspektive aus vielerlei Gründen problematisch erweist, weil jenes personalistische Element geleugnet wird, das über den wirtschaftlichen Aspekt hinausreicht. In einem anderen Nachschlagewerk – aus der ehemaligen DDR – lautet die Definition sinnverwandt folgendermaßen:

Arbeit ist "im weitesten Sinne die Verausgabung menschlicher Arbeitskraft als zweckmäßige, bewußte Tätigkeit des Menschen, in der er mit Hilfe von Arbeitsmitteln Naturstoffe verändert und sie seinen Zwecken nutzbar macht. Die Arbeit ist in allen Gesellschaftsformationen unerläßliche Existenzbedingung des Menschen". <sup>6</sup>

Somit steht ebenfalls die ökonomische Perspektive im Zentrum, obwohl sie hier durch den Aspekt der Zweckrationalität zu verdecken versucht wird. Diese dem marxistischen Denken geschuldete Definition vermag also die komplexe Dimension des Begriffs Arbeit ebensowenig zu fassen wie die erstgenannte. Eine sehr vernünftige – allerdings nicht auf eine Definition abzielende – Kritik des ökonomischen Ansatzes lieferte Karl Polanyi, der von einer "fiktiven Ware" Arbeit spricht. Arbeit und Boden in den Marktmechanismus einzubeziehen bedeutet, "die Gesellschaftssubstanz schlechthin den Gesetzen des Marktes unterzuordnen". <sup>7</sup> Arbeit – so Polanyi – sei bloß "eine andere Bezeichnung für eine menschliche Tätigkeit, die zum Leben an sich gehört, das seinerseits nicht zum Zwecke des Verkaufs, sondern zu gänzlich anderen Zwecken hervorgebracht wird; auch kann diese Tätigkeit nicht vom restlichen Leben abgetrennt, aufbewahrt oder flüssig gemacht werden". <sup>8</sup> Damit verweist Polanyi auf jene konzeptuellen Schwierigkeiten mit diesem Begriff, auf die wir in diesem Kapitel noch mehrmals stoßen werden. Ebenso haben manche Wirtschaftswissenschaftler selbst das Problem der ökonomischen Theorie im Zusammenhang mit dem Begriff der Arbeit erkannt. Stefan Schleicher und Alexander van der Bellen meinen, dies sei "nicht zuletzt das Ergebnis mißverständlicher Kurzformeln, auf die das äußerst komplexe Problem der Arbeit oft reduziert wird". <sup>9</sup> Karl Polanyis Verdienst liegt in diesem Zusammenhang darin, darauf hingewiesen zu haben, "daß die übliche Vorgehensweise der Volkswirtschaftslehre, den ökonomischen Bereich analytisch aus dem Gesamtzusammenhang kultureller und gesellschaftlicher Beziehungen herauszulösen, seine Grenzen hat". <sup>10</sup> Diese Problematik wird uns in einem anderen Kontext im nächsten Kapitel beschäftigen.

Eine über das Ökonomische hinausgehende Perspektive bieten Fritz Vilmar und Leo Kißler, die den Begriff Arbeit in zwei unterschiedliche Organisationsformen teilen und einerseits als "selbstbestimmte Arbeit", andererseits als "gesellschaftlich organisierte Arbeit" verstehen:

"Arbeit als weitgehend selbstbestimmte kreative Tätigkeit, in der Menschen nicht nur Zweckdienliches herstellen, sondern sich selbst verwirklichen, d.h. sich als fähig, kompetent, stark, erfinderisch, erfolgreich personal bestätigt finden;  
Arbeit als gesellschaftlich organisierte, je schon durch Herrschaftsstrukturen vorgeprägte, d.h. meist fremdbestimmte Tätigkeit, die Menschen ausüben müssen, um ihre Existenz zu sichern."<sup>11</sup>

Hans Georg Zilian wirft zu Recht die Frage auf, inwieweit nicht fast jede Arbeit gesellschaftlich organisiert ist, sei sie kreativ oder nicht. Er vermutet hinter dieser Klassifikation eine "ziemlich ausgebaute Menge von Generalisierungen über die Arbeit in modernen Gesellschaften", die stimmen mögen, jedoch nichts mit einer Definition von Arbeit zu tun hätten.<sup>12</sup> In der Tat ist auch diese Trennung von Vilmar und Kißler problematisch, so sehr sie der Realität der Industriegesellschaft nahekommt. Ein hoher Prozentsatz jener Arbeiten, die von Menschen ausgeführt werden, sind gesellschaftlich organisiert und fremdbestimmt, dies bedeutet dennoch nicht, daß damit jede Form der Selbstbestimmung und vor allem der Kreativität ausgeklammert bleibt. Es gibt genügend Beispiele dafür, wie Menschen auch in fremdbestimmten Tätigkeitsbereichen einen kreativen Umgang mit dieser Situation finden oder dieser zumindest ein Widerstandspotential entgegensetzen, um die Kontrolle über die eigene Arbeitstätigkeit zurückzugewinnen.<sup>13</sup>

In ähnlicher Weise wie die zuvor zitierten beiden Autoren traf Hannah Arendt eine Unterscheidung zwischen Arbeiten und Herstellen. Demnach erhält man beim Herstellen ein fertiges Produkt, das der vorhandenen Dingwelt eingefügt werden kann. Hingegen "ist das Arbeiten niemals 'fertig', sondern dreht sich in unendlicher Wiederholung in dem immerwiederkehrenden Kreise, den der biologische Lebensprozeß ihm vorschreibt und dessen 'Mühe und Plage' erst mit dem Tod des jeweiligen Organismus ein Ende findet".<sup>14</sup> Daher dient Arbeit nur der eigenen Subsistenz – Arendt nennt dies in einer treffenden Umschreibung "Das Reich der Notwendigkeit" –, während das Herstellen jene Tätigkeit darstellt, aus der überdies symbolische Ressourcen gewonnen werden können.

Aber all diese Distinktionen bergen die Gefahr in sich, der komplexen Dimension von Arbeit nicht gerecht zu werden. Was als Arbeit verstanden wird und was nicht, kann sogar über Episoden variieren, wie uns ein schönes literarisches Beispiel zeigt, das ich von Hans Georg Zilian entlehnt habe. Dem "bekannten Lebenskünstler"

Tom Sawyer wurde von seiner Tante aufgetragen, an einem schulfreien Samstag den Zaun zu streichen. Zunächst überlegt er, für diese Arbeit andere Kinder anzuheuern. Er muß allerdings feststellen, daß seine Schätze – rostige Nägel etc. – für eine Bezahlung nicht ausreichen. Als ihn ein erstes Kind bei seiner Tätigkeit beobachtet, geschieht folgendes:

"... Tom strich schon wieder mit Hingabe. Liebevoll fügte er einen Pinselstrich an den anderen – dreimal waagrecht, dreimal senkrecht und einen sehr zarten tat er schräg darüber. Es schien ihm wahrhaft Freude zu bereiten.

Ben Rogers begann die Sache in ganz anderem Licht zu sehen als vorhin. Wenn Tom jetzt zurücktrat, um seine Arbeit zu überprüfen, trat auch Ben zurück und legte, genau wie der Künstler, den Kopf schief. Plötzlich zeigte er auf eine winzige farbfreie Stelle, die Tom übersehen hatte. 'Hier muß man auch drüberstreichen – leih mir einmal den Pinsel'."<sup>15</sup>

Tom lehnt die Bitte ab, weil seine Tante dies nicht erlaube; sie sei in bezug auf den Zaun "mächtig heikel" – "Was meinst Du, wie lange ich bitten mußte, bevor sie mir erlaubte, den Zaun zu streichen?" Der Ausgang der Geschichte dürfte allgemein bekannt sein: "Der Zaun war mit einer dreifachen Farbschicht bedeckt. Die Mehrzahl der Buben des Städtchens hatte ihrer jäh erwachten Leidenschaft fürs Zäunestreichen alle Tauschobjekte geopfert, über die sie verfügten. Manche waren sogar zu seinen Schuldnern geworden, weil sie nicht aufhören mochten ..." Mark Twain zieht schließlich selbst die Bilanz dieser Episode: Tom Sawyer sei dahintergekommen, "daß alles, was man tun muß, Arbeit heißt, hingegen alles, was man freiwillig tut, Vergnügen bereitet".<sup>16</sup>

Das Beispiel ist lehrreich, wiewohl die Analyse von Twain zu kurz greift. Sie ist jener ökonomischen Sichtweise verbunden, derzufolge Arbeit als ein "Übel" aufgefaßt wird, das man vernünftigerweise auf jemand anderen abwälzt, wenn man es sich leisten kann oder jemand findet, der das aus anderen Gründen tut. Aber genausowenig, wie alle Dinge Vergnügen bereiten, die freiwillig getan werden – man denke an die Mühen einer freiwilligen Weiterbildung, wo man manchmal alles hinwerfen möchte –, genausowenig kann behauptet werden, alle Arbeiten, die verrichtet werden müssen, bereiten kein Vergnügen. Daß dieses Verständnis von Arbeit und die Kategorie des Zwangs nicht ausreichen, kommt auch in unseren Interviews des öfteren zum Ausdruck. Herr Friedl, dessen Arbeit als Kellner sicherlich nicht als besonders selbstbestimmt aufgefaßt werden kann, meinte etwa: *Du mußt die Liebe haben zu dem Beruf*.<sup>17</sup> Dies verweist auf jene symbolische Dimension, der mit dem Zwangscharakter der fremdbestimmten Arbeit nicht zu Leibe gerückt werden kann.

All die Beispiele zeigen uns, daß es gar nicht so einfach ist, das Phänomen Arbeit in den Griff zu bekommen. Vor allem die Auswirkungen der Industrialisierung



bedingen unterschiedliche Konzeptionen von und Einstellungen zu Arbeit. Dabei geht es nicht immer um eine Klärung des Begriffs, sondern oftmals auch "nur" um die Auswirkungen auf die gesellschaftlich organisierte Arbeit. Wir haben bereits im vorigen Kapitel gehört, daß der industrielle Arbeitsvorgang weitreichende Folgen nach sich zog, der – mit Braverman – die arbeitenden Menschen immer mehr von der Planung und damit vom technischen Wissen abkoppelte. Diese Sichtweise findet ihren Niederschlag in der sogenannten Dequalifizierungsdebatte, bei der behauptet wird, die Industrialisierung hätte zu einer Dequalifikation der Beschäftigten geführt.<sup>18</sup>

1980 setzte unter anderem der Philosoph Günther Anders im zweiten Band seines Werkes "Die Antiquiertheit des Menschen" die negative Kritik an der industriellen Produktionsweise auf anderen Ebenen fort. Er spricht einerseits von einer Unfreiheit der Arbeiter, weil sie "das Ganze des Produktionszusammenhangs" aus den Augen verloren hätten<sup>19</sup>, und andererseits von einer Destruktivität der Arbeitswelt, die gewöhnlich nur unter dem Aspekt ihrer Produktivität Beachtung findet. Er sieht in der Ökonomie den fatalen Trend, den Menschen überflüssig zu machen und einen Zustand zu verwirklichen, in dem so wenig Arbeiter wie möglich erforderlich sind. Dabei unterstellt er den Unternehmern nicht, Menschen arbeitslos machen zu wollen. Ihr Ziel sei "nicht die Arbeitslosigkeit des Arbeiters, sondern die Arbeiterlosigkeit ihrer Betriebe".<sup>20</sup> Diese Rationalisierung liquidiere die *homines fabros*, und das Privileg Arbeit werde für eine immer schmäler werdende Elite reserviert. Es drohe eine Existenz ohne Arbeit, unter der er ein "höllisches" Dasein versteht. "'Höllisch' deshalb, weil wir um eine der stärksten und wichtigsten und beliebtesten Lüste, nämlich um die ... 'voluptas laborandi' betrogen sein werden."<sup>21</sup> Obwohl nun Anders einer Fehlmeinung erlegen ist, wenn er meint, unserer Gesellschaft ginge die Arbeit aus – genau das Gegenteil ist der Fall; die Zahl der unselbständig Erwerbstätigen ist in den letzten Jahrzehnten stetig gestiegen –, trifft er in einigen Punkten den Kern jener Problematik, die auch in dieser Arbeit thematisiert werden soll. Angesichts seiner zum Teil scharfsinnigen Formulierungen mag man ihm diese "blinde Stelle", wie Bodo von Greiff es genannt hat<sup>22</sup>, nachsehen.

Vor allem argumentiert er mit seinen Thesen gegen jene leichtfertige Meinung einer einfachen Substituierbarkeit der entfremdeten Arbeit durch Freizeit, wie sie aus einigen Gelehrten- und Redaktionsstuben zu uns dringt. Ein garantiertes Grundeinkommen, so die extremste Position, entschärfe die Arbeitslosigkeit und erlaube es jenen von der Arbeitswelt Ausgeschlossenen, in ihrer frei verfügbaren Zeit einer kreativen und selbstbestimmten Tätigkeit nachzugehen. In einer abgeschwächten Form liest sich diese Forderung bei André Gorz folgendermaßen: "Mit weniger Arbeit mehr produzieren, die Früchte des technischen Fortschritts besser verteilen,

ein neues Gleichgewicht herstellen zwischen Pflichtarbeit und frei verfügbarer Zeit, allen Menschen die Möglichkeit zu einem entspannteren Leben und vielfältigeren Beschäftigungsmöglichkeiten geben."<sup>23</sup> An anderer Stelle geht er noch weiter: "Nicht leere Muße- und Ruhestandszeit, sondern freie Zeit für ein anderweitig aktives Leben. Nicht einfach Arbeitslosigkeit, sondern 'schöpferische Arbeitslosigkeit', um den Ausdruck von Ivan Illich zu verwenden."<sup>24</sup>

Gorz träumt hier an der Realität vorbei und erweist sich im ersten Teil seiner Argumentation – mit seiner positiven Charakterisierung einer weitgehenden Informatisierung und Irregularisierung der Arbeitswelt – als Mitstreiter neoliberaler Vorstellungen.<sup>25</sup> Dagegen betonen viele Autorinnen und Autoren, Freizeit und Muße erlangten erst im Zusammenspiel mit Arbeit ihre Bedeutung. "Wirkliche Muße existiert aber nur dann, wenn sie Arbeit ergänzt oder belohnt."<sup>26</sup> Marie Jahoda verweist ebenfalls darauf, daß Freizeit eine Ergänzung der Arbeit sei und Arbeitslosigkeit nicht mit ihr gleichgesetzt werden dürfe: "... dieses Nur-für-sich-Leben, ohne Zweck, ohne eine Einbindung in die Gesamtgesellschaft, ohne das Erlebnis des Zusammenarbeiten-Müssens, das die organisierte Arbeit vermittelt, ist keine Freizeit. Unbeschränkte 'Freizeit' ohne Arbeit ist eine der schrecklichsten Bürden, die man dem Menschen auflasten kann."<sup>27</sup> Günther Anders sieht das genauso und kritisiert die Gleichsetzung von Freizeit und Freiheit im Zusammenhang mit der Arbeitslosigkeit: "Umgekehrt wird die *Freizeit*, also das Nicht-arbeiten, als *Fluch* empfunden werden. Und anstelle des berühmten Fluch-Satzes (Gen.3, Kap.14) wird es dann heißen müssen: 'Auf Deinem Hintern sollst Du sitzen und TV anglotzen dein Leben lang!'"<sup>28</sup> Gorz meint überhaupt, daß Arbeit zwar den sozialen Zusammenhalt und die Eingliederung in die Gesellschaft gewährleiste, sie sei aber "nicht reduzierbar auf 'Arbeit' als anthropologische Kategorie ... Denn diese zur bloßen Subsistenz notwendige Arbeit konnte niemals zum gesellschaftlichen Integrationsfaktor werden".<sup>29</sup> Diese Charakterisierung tritt jedoch einfach zu kurz. Gerade wenn Arbeit als anthropologische Grundkonstante verstanden wird, ist sie mehr als Mittel zur Subsistenzerhaltung. Man kann Arbeit nämlich durchaus als Resultat eines gestalterischen Willens des Menschen – auch in Fragen der Subsistenzsicherung – sehen, wie dies bei Günther Anders anklingt und wie dies Hans Georg Zilian getan hat. Letzterer meinte:

"Die Erzeugung von 'Werken' im weitesten Sinn heißt, eine Wirkung in der Welt auszuüben, eine Spur in ihr zu hinterlassen. Es gibt kein Hindernis, das Bedürfnis nach Arbeit in diesem weitesten Sinn, nach der Hervorbringung von Werken und der Entfaltung einer Wirkung, in der Natur des Menschen zu verankern. In diesem weiten und noch recht ungenauen Sinn von Arbeit gibt es überhaupt keinen Menschen, der 'arbeitsunwillig' oder 'arbeitscheu' wäre. Jedes Baby tritt auf wackligen Beinen immer wieder den Beweis an, daß der Mensch

ein exploratives und kooperatives Wesen ist; es gibt niemanden, der nicht wollte, daß sein Leben mit Sinn und Zweck erfüllt ist, daß er Pläne hat, die er in Kooperation und Konflikt mit anderen verwirklichen muß. Die Herstellung arbeitsartiger Strukturen auch in den deviantesten Kontexten legt dafür beredtes Zeugnis ab. Es ist kaum zu leugnen, daß viele Formen der Kriminalität harte Arbeit darstellen; und selbst etikettierte Wahnsinnige beginnen, den Verkehr zu regeln oder sich auf andere Art nützlich zu machen."<sup>30</sup>

Gorz reduziert eine Betrachtung der Arbeit als anthropologische Konstante jedoch auf eine reine Frage der Selbsterhaltung, die dem Wesen der Arbeit in keinem Fall gerecht wird. Er muß dies jedoch tun, da er sonst seine anderen Utopien über ein schöneres Leben ohne Arbeit nicht aufrechterhalten kann.

Das Problematische an den Utopien der vorgeblich progressiven Denker ist nicht allein die Realitätsferne – die in vorliegender Arbeit durch empirisches Material, das die Bedeutung von Arbeit quasi in der Negation zeigt, nämlich durch die Beschäftigung mit Arbeitslosigkeit, widerlegt werden soll –, sondern die Tatsache, daß mit dieser Argumentation noch jenen Vorschub geleistet wird, die dauernd vom schönen Leben in der Arbeitslosigkeit schwärmen. Mit Alfred Schütz könnte der Vorwurf formuliert werden, diese Sozialwissenschaftler beschränkten sich darauf zu sagen, "was diese Welt für sie bedeutet", und vernachlässigten, "was sie den Handelnden in dieser Welt bedeutet".<sup>31</sup> Zilian und Kuzmics haben die Gorzschen Thesen "von einer individuellen Souveränität, die der ökonomischen Rationalität und den äußeren Zwängen entzogen ist", und von einer Sphäre "von Kommunikation, Geschenk, ästhetischer Kreativität und Vergnügung, Produktion und Reproduktion des Lebens, Zärtlichkeit, Entfaltung körperlicher, sinnlicher und geistiger Fähigkeiten, Schöpfung von Gebrauchswerten ... – kurz ein Ensemble von Tätigkeiten, die die Substanz des Lebens bilden und daher ... Vorrang beanspruchen"<sup>32</sup>, einer ziemlich herben Kritik unterzogen:

"Gorz breitet hier ein Warenangebot aus, wie es auch auf dem Psychobazar verhökert wird; da man all diese Aktivitäten selbst besorgen muß, wird Gorz' zukünftiger Mensch ziemlich umtriebiger sein müssen, zugleich aber 'feminin', – das Leistungsprinzip etc. wird von 'den Werten der Gegenseitigkeit, Zärtlichkeit, Uneigennützigkeit und Zuwendung' abgelöst werden. In der Informalisierung der Arbeit und in den neuen Rollendefinitionen privilegierter Mittelschichtler sieht Gorz all dies bereits vorweggenommen.

Gorz verbindet in seiner Arbeit einen archaischen Jargon der 'Negationen der Negation' etc. mit einem unerschütterlichen Vertrauen in irgendwelche Schwindelprognosen futurologischen Zuschnitts und in den Informationsgehalt standardisierter Umfragen. So entsteht einerseits eine wohlfeile Utopie – das Entwerfen konventioneller Utopien ist keine Kunst. Andererseits finden wir bei ihm kurzfristige Prognosen über einen fabelhaften technologischen Fortschritt, von denen wir heute wissen, daß sie nicht eingetroffen sind."<sup>33</sup>

Tatsache ist, daß diese Utopien noch nicht einmal ansatzweise verwirklicht wurden. Genau in dem Punkt irrt auch ein sonst so brillanter Denker wie Ralf Dahrendorf, der meint, es sei nicht zynisch gewesen, als der frühere britische Premierminister Macmillan die Frage stellte: "Warum jammert ihr eigentlich so über die Arbeitslosigkeit, ihr habt doch immer mehr Freizeit gewollt?"<sup>34</sup> Wenn es nicht zynisch verstanden werden soll, dann ist es zumindest keine besonders intelligente Frage, denn unsere Arbeitslosen konnten von dieser schönen Seite eines vorgebliebenen Genusses der freien Zeit wenig berichten – mit Ausnahme der Saisonarbeitslosen, die die erste Zeit ihrer Arbeitslosigkeit als Urlaub verstehen. Vielmehr erzählten sie uns von jener Problematik mit der plötzlich im Übermaß vorhandenen 'freien Zeit', wie dies bereits in der Studie "Die Arbeitslosen von Marienthal" herausgearbeitet wurde. Arbeit strukturiert die Zeit, weshalb während der Arbeitslosigkeit die Beschäftigung mit sich selbst zum Problem wird. Auf diese subjektive Seite der Arbeitslosigkeit wird in einem späteren Kapitel noch einmal eingegangen. Interessant ist hier jedenfalls die Äußerung von Herrn Bäcker, der über seine Situation während der Arbeitslosigkeit meinte: *Beim Daheimsitzen sieht man den Sinn des Lebens nicht.*<sup>35</sup>

Ein weiterer heftig diskutierter Strang bei der Betrachtung des Arbeitsbegriffs bezieht sich auf das Infragestellen der Zentralität des Begriffs Arbeit. Ich möchte hier vor allem auf die Positionen von Jürgen Habermas und Claus Offe eingehen, die sich von zwei unterschiedlichen Ausgangspunkten her dem Problem nähern.

Der Sozialwissenschaftler Axel Honneth merkte an, daß die kritische Gesellschaftstheorie "die Monopolstellung des Arbeitsbegriffs im Marxismus" nicht unangetastet lassen konnte.<sup>36</sup> Eine Überarbeitung bzw. Neukonstruktion dieses marxistischen Arbeitsbegriffs vollzog Jürgen Habermas mit seiner Theorie kommunikativen Handelns.<sup>37</sup> Habermas' Konstruktion kann dabei durchaus auf historische Vorläufer zurückblicken. Bereits Hannah Arendt unterschied die Sphären des Arbeitens und Herstellens von jener des Handelns.<sup>38</sup> Dabei grenzte sie die beiden "nichtsozialen Tätigkeitstypen des Arbeitens und Herstellens" von der "intersubjektiven Tätigkeitsweise des Handelns" ab.<sup>39</sup> Auch bei Robert E. Park, dem bedeutenden Vertreter der Chicagoer Schule der Urban Anthropology, findet sich bereits eine Unterscheidung von Konkurrenz und Kommunikation. Für Park ist Konkurrenz "ein Ausdruck und Mittel des sozialdarwinistisch aufgefaßten Kampfes ums Überleben, der sein soziales Korrektiv in Kommunikationsprozessen findet".<sup>40</sup> Nach Park trägt Kommunikation "als vergesellschaftetes Prinzip zur Hervorbringung einer kulturellen (moralischen) Ordnung bei, die als Korrektiv gegenüber dem Wildwuchs der symbiotischen (ökologischen) Ordnung fungiert".<sup>41</sup> Obwohl Parks

Position in Deutschland nicht rezipiert wurde, wie Rolf Lindner moniert, zeigt sein Modell starke Ähnlichkeiten mit Habermas' Theorie.

Habermas bewegt sich auf einer ähnlichen Ebene, wobei für ihn der Arbeitsbegriff eigentlich gar nicht im Mittelpunkt des Interesses steht. "Als durchgängiges Motiv seiner weitgefächerten Anstrengungen kann der Versuch gelten, den gesellschaftlichen Ort praktischer Vernunft als möglicher emanzipativer, gesellschaftsverändernder Kraft gerade jenseits der Arbeit auszumachen."<sup>42</sup> Der Arbeitsbegriff spielt demnach bei Habermas eine Nebenrolle, die dennoch tragend ist. Nach Axel Honneth sieht Habermas im "Austrocknen kommunikativer vergesellschafteter Lebensverhältnisse durch zweckrational organisierte Handlungssysteme" eine Gefahr für das gegenwärtige Sozialsystem. Einer Interpretation dieser Entwicklungstendenz diene daher Habermas' Unterscheidung von Arbeit und Interaktion, von instrumentalem und kommunikativem Handeln.<sup>43</sup> Zu seinem Verständnis von Arbeit meint Habermas: "Unter 'Arbeit' oder *zweckrationalem Handeln* verstehe ich entweder instrumentales Handeln oder rationale Wahl oder eine Kombination von beidem."<sup>44</sup> Das kommunikative Handlungsmodell deckt hingegen das "Gesamtfeld sozialen Handelns ab", es liefert "den analytischen Maßstab, um den Freiheitsgrad sozialer Lebenszusammenhänge an dem Kommunikationsgehalt ihrer Interaktionsformen normativ zu bewerten".<sup>45</sup> Diese Unterscheidung von Habermas faßt Heiner Ganßmann folgendermaßen zusammen:

"Die beiden Seiten des Schemas entsprechen bei Habermas zwei Arten von Vernunft, nämlich Zweckrationalität einerseits und kommunikative Vernunft andererseits, sowie zwei Arten der Handlungsorientierung: Erfolgsorientierung und Verständigungsorientierung. Das ganze Begriffsschema faßt sich zusammen in der Unterscheidung von System und Lebenswelt."<sup>46</sup>

Diese Trennung in System und Lebenswelt, in eine zweckrationale und kommunikative Sphäre ist jedoch äußerst problematisch. Sie widerspricht jenem kulturwissenschaftlichen Ansatz, der in der Kultur ein interdependentes, alle Lebensbereiche umfassendes "Muster" sieht. Demnach kann gar keine Trennung zwischen System und Lebenswelt bestehen, da sie sich – wenn man sich schon dieser Terminologie bedienen will – wechselseitig beeinflussen. Nicht zuletzt fehlt der empirische Bezug, der Habermas' Modell stützen könnte. Gerade die Arbeit im allgemeinen – und auch die Erwerbsarbeit im speziellen – steht in einem größeren Kontext der Lebenswelt und ist durchaus gekennzeichnet von jenen Merkmalen der Interaktion, die Habermas dem kommunikativen Handeln zuordnet. Genau diese Haltung, die auch bei Habermas zum Ausdruck kommt, kritisiert Cynthia Fuchs Epstein an den methodologischen und theoretischen Entwicklungen inner-

halb der Soziologie, die von der kulturellen oder menschlichen Seite der Arbeit weggeführt hätten. Viel von jenem Reichtum wäre verlorengegangen, der frühere Studien zu Arbeit und Beschäftigung ausgezeichnet hätte, "as sociologists have neglected to inquire into the specific meanings workers bring to bear on their work and the link between work values and the wider culture".<sup>47</sup>

Von einer anderen Warte aus betrachten jene Kritiker den Begriff Arbeit, die seine zentrale Stellung für die Menschen und die Gesellschaft in Frage stellen. Stellvertretend für diese Richtung sollen hier die Ausführungen des Soziologen Claus Offe diskutiert werden, der in dieser Auseinandersetzung eine führende Rolle spielt. Am 21. Deutschen Soziologentag 1982 in Bamberg stellte er die Frage, ob Arbeit nach wie vor eine soziologische Schlüsselkategorie sei, wie dies die klassischen Traditionen der bürgerlichen und marxistischen Soziologen behaupteten, die die Gesellschaft und ihre Dynamik als "Arbeitsgesellschaft" konstruierten.<sup>48</sup> Er meint, in den neueren thematischen Inhalten der Sozialwissenschaften – wie die Erforschung des Alltags, Lebenslauf- und Lebensweltanalysen etc. – jene Anhaltspunkte zumindest für den negativen Befund auszumachen,

"daß Arbeit und die Stellung der Arbeitenden im Produktionsprozeß nicht als oberstes organisierendes Prinzip sozialer Strukturen behandelt wird, daß die gesellschaftliche Entwicklungsdynamik nicht vorab als aus betrieblichen Herrschaftskonflikten hervorgehend konzeptualisiert wird, daß der kapitalistisch-industrielle Rationalitätstypus der Optimierung des Verhältnisses von technisch-organisatorischen bzw. ökonomischen Mitteln und Zwecken nicht als die Form der Rationalität unterstellt wird, welcher der weiteren Gesellschaftsentwicklung den Weg weist, usw.". <sup>49</sup>

Es werde mit der Vorstellung gebrochen, so Offe, die in der Arbeitssphäre gemachten Erfahrungen und die dort angetroffenen Verhältnisse müßten eine "irgendwie privilegierte Determinationskraft für gesellschaftliches Bewußtsein und Handeln" haben.<sup>50</sup> Aufgrund dreier Anhaltspunkte glaubt Offe – "trotz der fortbestehenden Tatsache der Erwerbsabhängigkeit des ganz überwiegenden Teils der Bevölkerung" –, von einer "abnehmenden Determinationskraft der Tatbestände von Arbeit, Produktion und Erwerb" sprechen zu können.<sup>51</sup>

Erstens behauptet er, Arbeit sei so abstrakt geworden, "daß sie nur noch als Kategorie der deskriptiven Sozialstatistik in Betracht kommt, nicht aber als analytische Kategorie zur Erklärung sozialer Strukturen, Konflikte und Handlungen".<sup>52</sup> Lohnarbeit und Lohnabhängigkeit seien heute kein vorrangiger Brennpunkt kollektiver Betroffenheit und kollektiver Bedeutung mehr, da die Teilung des Arbeitsmarktes, die Informalisierung und Irregularisierung der Erwerbsarbeit, die Mischung von Klassenpositionen und die Aufteilung in "herstellende" und "dienstleistende" Arbeitsformen dem widersprächen.<sup>53</sup>

Zweitens hegt Offe Zweifel an der "subjektiven Valenz bzw. Zentralität der Arbeit für die Arbeitenden". Zwei Mechanismen könnten diese zentrale Funktion bewirken, nämlich die Normierung der Arbeit als Pflicht auf der Ebene der Sozialintegration und die Installierung der Arbeit als Zwang auf der Ebene der Systemintegration. Die Vermittlung der Arbeit als sittliche Pflicht scheitere jedoch an der Erosion der Überlieferungen, die ein solch ethisches Verständnis von Arbeit getragen haben, oder am konsumzentrierten Hedonismus, durch dessen Propagierung die moralische Infrastruktur zerstört werden kann. Für die Ebene der Systemintegration verweist Offe darauf, daß der Motivationseffekt von Erwerbseinkommen nach neueren wirtschaftspsychologischen Studien zumindest bei hohen Einkommen nicht sehr groß sei, sondern vielmehr die subjektiv erfahrenen Kosten der Arbeit – das "Arbeitsleid" – die Anreizwirkungen übersteigen.<sup>54</sup>

Drittens schließlich sieht er für das "arbeitszentrierte" Gesellschaftsmodell keine Grundlagen mehr, weil Arbeit objektiv gestaltlos und subjektiv peripher geworden sei.<sup>55</sup>

Offe findet also eine Fülle von Argumenten, die belegen (sollen), daß Arbeit als Schlüsselkategorie für die soziologische Theorie ihre Bedeutung eingebüßt hätte. Mit gleichwertigen Argumenten kann jedoch nach meiner Meinung das Gegenteil behauptet werden. Abgesehen von der Tatsache, daß Offe seine Aussagen bezüglich Arbeit auf die Erwerbsarbeit beschränkt, was beispielsweise reproduktive Tätigkeiten ausklammert, die für den Lebenszusammenhang der Akteure ebenfalls von großer Bedeutung sind, finden sich doch einige Schwachstellen in seiner Argumentation. Ein Grundmangel besteht mit Sicherheit darin, daß Offe wiederholt von Studien spricht, die seine Thesen untermauern, ohne diese Arbeiten auf ihren empirischen und theoretischen Gehalt zu überprüfen.

Aber Offes Ergebnisse sollen hier genauer diskutiert und nicht auf dieser allgemeinen Ebene der Kritik belassen werden. Es mag zwar stimmen, daß unsere "Arbeitsgesellschaft" einem großen Wandel unterzogen war, der klassische Positionen der "Arbeitswelt" ins Wanken gebracht hat. Doch die viel wichtigere Frage in unserem Zusammenhang ist jene, ob diese objektiven Veränderungen im Arbeitszusammenhang Auswirkungen auf das subjektive Verständnis der Menschen bezüglich Arbeit zeitigten. Ich behaupte, daß die Kategorie "Arbeit" – und im speziellen Erwerbsarbeit – für die Menschen noch immer jenen zentralen Stellenwert einnimmt, den Offe für die soziologische Theorie leugnet. Das kann man unter anderem auch den Antworten unserer Befragten entnehmen, die später noch eingehend vorgestellt werden.

Schon die erste Begründung von Offe – Arbeit sei abstrakt geworden, sie stelle nur noch eine Kategorie der deskriptiven Sozialstatistik dar etc. – dient im Endeffekt

nicht seiner These der abnehmenden Zentralität von Arbeit. Zwar stimmt seine Behauptung, Arbeit sei gestaltlos geworden, aber das bedingt nicht notwendigerweise, daß sie dadurch auch ihre zentrale Stellung eingebüßt hat. Es mag wenig informativ sein, von jemandem zu wissen, ob er Arbeitnehmer sei, wie Offe schreibt. Das bedeutet jedoch keineswegs, daß dies nicht für die Arbeitnehmer selbst von Relevanz ist. Zilian und Kuzmics meinen dazu, es sei ebenso extrem uninformativ, "wenn wir von jemandem erfahren, er sei sterblich – könnte das belegen, daß dem Tod weder praktische noch theoretische Bedeutung zukommt? Offenkundig nicht".<sup>56</sup> Denn:

"Die Frage nach der 'Bedeutsamkeit' der Arbeit kann zunächst ganz einfach in eine 'objektive' und eine 'subjektive' Komponente aufgespalten werden. Unter dem ersten Aspekt geht es schlicht darum, wie wichtig Arbeit ist und bis auf weiteres sein wird, unabhängig davon, ob dies die relevanten Akteure selbst wahrnehmen oder nicht. Daß Arbeit von den einzelnen Akteuren nicht oder nur undeutlich wahrgenommen wird, kann wohl nicht heißen, daß sie schon deshalb an Bedeutsamkeit (oder an Erklärungswert) verliert – im Gegenteil, gerade die Tatsache, daß z.B. die Sexualität in einer Gesellschaft sublimiert oder verdrängt wird, kann dieser Kategorie die allergrößte Bedeutsamkeit verleihen."<sup>57</sup>

Marie Jahoda bezweifelt ebenfalls diese Sichtweise einer abnehmenden Bedeutung von Arbeit und betont, der soziale Wert der Arbeit werde unterschätzt.<sup>58</sup> Wie in vorliegender Arbeit noch gezeigt werden wird, ist die Teilnahme an unserer "Arbeitsgesellschaft" für die Menschen so zentral, daß jene, die davon ausgeschlossen sind, mit einem Bündel von Vorwürfen und sogar Sanktionen rechnen müssen. Daher kann Offes Behauptung, Lohnarbeit und Lohnabhängigkeit seien heute kein vorrangiger Brennpunkt kollektiver Betroffenheit und kollektiver Bedeutung mehr, nicht bzw. nur eingeschränkt zugestimmt werden. Das kann höchstens für jene Bereiche gelten, wo es darum geht, kollektive Arbeitnehmerinteressen zu vertreten, da dies vielen Betroffenen entweder nicht mehr notwendig erscheint oder dies von eigenen Institutionen wie Gewerkschaften wahrgenommen wird und daher aus dem direkten Gesichtsfeld der Arbeitnehmer verschwindet. Auf der Ebene der Bedeutung für die Menschen selbst hat Arbeit nach wie vor jenen zentralen Stellenwert, der ihr abgesprochen wird.

Damit komme ich bereits zur zweiten zentralen Argumentationslinie, bei der Offe Zweifel an der subjektiven Valenz der Arbeit für die Arbeitenden hegt, weil Arbeit einerseits nicht mehr als Pflicht und andererseits nicht mehr als Zwang empfunden würde. Für diese Behauptungen kann Offe allerdings keine schlüssigen Befunde vorweisen. Nach unseren Befragungen wird Arbeit nach wie vor als Pflicht verstanden, selbst der von Offe und anderen konstatierte "konsumzentrierte Hedonismus"



konnte daran nichts ändern. Offe behauptet zwar, die Aufwertung der Freizeit laufe auf eine Abwertung der Arbeit hinaus, aber dies scheint mir nicht schlüssig zu sein. Wie wir bereits gehört haben, setzt Freizeit Arbeit voraus, und Zilian und Kuzmics stellen daher die berechnete Frage: "Muß, wenn das zweite Kind geboren wird, die Liebe zum ersten zwangsläufig abnehmen?" Ihre Antwort darauf lautet: "Wohl kaum, es sei denn, man stellt sich solche affektiven Bindungen als einen 'Vorrat' vor, der nun auf zwei Personen 'aufgeteilt' werden müsse."<sup>59</sup> Daß dies nicht der Fall ist, dürfte auf der Hand liegen. Der Wert der Freizeit kann weiterhin steigen, ohne an der Bedeutung der Arbeit für die Menschen etwas zu ändern. Wie Victor Turner festhielt, ist Muße Nicht-Arbeit<sup>60</sup>, "eine Phase der Anti-Arbeit im Leben eines Menschen, der auch arbeitet". Turner schreibt weiters: "Wollten wir der Begriffsschöpfung frönen, könnten wir sie als *anergisch* im Gegensatz zu *ergisch* bezeichnen."<sup>61</sup> Dem kann durchaus zugestimmt werden, auch wenn Freizeit heute oft körperlich oder geistig – je nach Betätigung – anstrengender sein kann als Arbeit, wenn man beispielsweise an Radfahren, Tennis oder das Schachspiel denkt.<sup>62</sup> Trotzdem gewinnt sie ihre Bedeutung aus jenem Grad der Freiwilligkeit, der der Arbeit häufig nicht anlandet.

In seinem dritten Schwerpunkt der Argumentation bezieht sich Offe abermals auf eine "objektiv gestaltlose" und "subjektiv peripher" gewordene Arbeit, an der soziologische Strukturkonzepte und Konfliktschemata nicht mehr angesetzt werden könnten. Er sieht dabei in Habermas' Theorievorschlag des kommunikativen Handelns eine geeignete Position, um die alten, nicht mehr geeigneten klassentheoretischen Paradigmen zu überwinden. Nicht mehr jene in der Produktionssphäre wurzelnden antagonistischen Konflikte beherrschen westliche Gesellschaften, sondern eher Themen wie Ökologie, Friede und Abrüstung etc.<sup>63</sup> Auch hier gilt, was bereits zuvor festgestellt wurde; die Arbeitswelt hat sich zwar verändert, neue Konfliktpotentiale sind aufgetaucht usw. Dies bedeutet jedoch keineswegs zwangsläufig, daß die Bedeutung von Arbeit geschmälert wurde, sondern höchstens eine Aufwertung anderer Themenbereiche. Man kann vielmehr feststellen, Arbeit ist zu einer Selbstverständlichkeit im Lebenszusammenhang der Menschen geworden. Wie Marie Jahoda hervorgestrichen hat, erkennt man den Stellenwert von Arbeit erst, wenn man sie verloren hat.<sup>64</sup> Zilian und Kuzmics nennen es die "abnehmende Zentralität" des Selbstverständlichen; mit Bedeutungslosigkeit habe dies wenig zu tun.<sup>65</sup>

Ich habe nun einige Definitionen und Konzeptionen von Arbeit vorgestellt, die die "neuere" Diskussion dieses Begriffs bestimmen. Dies geschah nicht in der Absicht, Arbeit allumfassend zu diskutieren, sondern es sollte gezeigt werden, wie schwierig sich eine konzeptuelle Fassung des Begriffs gestaltet. Arbeit kann nicht

kurz und bündig erläutert werden, weshalb viele Definitionen scheitern. Sie ist aber genausowenig von einem größeren kulturellen Kontext abzukoppeln, wie in manchen soziologischen Konzeptionen versucht wird. Hans Georg Zilian hat auf eine berühmte Passage bei Ludwig Wittgenstein verwiesen, in der dieser den Begriff des Spiels erörtert. "Sag nicht: 'Es muß ihnen etwas gemeinsam sein, sonst hießen sie nicht Spiele' – sondern *schau*, ob ihnen allen etwas gemeinsam ist." Als Ergebnis dieses Betrachtens kommt Wittgenstein zu folgender Einsicht:

"Wir sehen ein kompliziertes Netz von Ähnlichkeiten, die einander übergreifen und kreuzen. Ähnlichkeiten im Großen und Kleinen.

67. Ich kann diese Ähnlichkeiten nicht besser charakterisieren als durch das Wort 'Familienähnlichkeiten'; denn so übergreifen und kreuzen sich die verschiedenen Ähnlichkeiten, die zwischen den Gliedern einer Familie bestehen: Wuchs, Gesichtszüge, Augenfarbe, Gang, Temperament, etc. etc. – Und ich werde sagen: die 'Spiele' bilden eine Familie."<sup>66</sup>

Wenn wir nun Wittgensteins Ausführungen auf den Begriff Arbeit anwenden, bedeutet dies nach Zilian, daß an die Stelle "eines gemeinsamen Durchschnitts der Merkmale der Mitglieder einer Begriffsfamilie" eine "Art *Verkettung* von Merkmalen" tritt<sup>67</sup>, wodurch Arbeit in verschiedenen kulturellen Kontexten greifbar wird. Zwar ist auch die Idee der Familienähnlichkeit, wie Zilian an anderer Stelle schreibt, "mit den skizzierten konzeptuellen Schwierigkeiten behaftet", dennoch könne ein "Gruppenporträt der Begriffsfamilie 'Arbeit' zumindest in Umrissen" entworfen werden.<sup>68</sup>

Genau das sollte in diesem Kapitel versucht werden. Es gibt zwar Schwierigkeiten mit dem Begriff Arbeit, aber in einem größeren Rahmen haben verschiedene Konzeptionen Platz, so weit der Weg von Malinowskis Trobriandern zu Habermas' "instrumentellem Handeln" auch sein mag. Dabei beschränke ich mich in der Folge auf die Bedeutung von Arbeit im Zusammenhang mit Erwerbstätigkeit, obwohl der breitere Rahmen nicht aus den Augen verloren wird. Dies wird an folgendem Beispiel ersichtlich. Ich werde zeigen, daß Arbeitslose gerade aufgrund der kollektiven Einstellung bezüglich der Wichtigkeit von Arbeit stigmatisiert und diskriminiert werden. Es gibt nun Fälle, wo dies offensichtlich kaum der Fall ist. Eine verheiratete Frau beispielsweise, die arbeitslos wird, muß in den seltensten Fällen mit solchen Konsequenzen rechnen, da ihr von der Öffentlichkeit die Ersatzrolle der Hausfrau zugeschrieben wird, die nun eben die reproduktiven Tätigkeiten erledigt – bei einem Mann würde das selten funktionieren. Das verweist uns auf jene breitere Konzeption von Arbeit, die – bewußt oder unbewußt – ihren Platz im common sense einnimmt.

Gerade in unseren Interviews kommt immer wieder zum Vorschein, daß von einer verschwindenden Bedeutung von Arbeit – im Sinne von Erwerbstätigkeit – nicht die Rede sein kann. Der saisonarbeitslose Herr Friedl erzählte der Interviewerin zum Beispiel:

*Also wenn ich einmal, sagen wir, zwei oder drei Monate nicht arbeite, dann werde ich schon ganz unruhig. ... Das ist der einzige Grund, was mich immer gezwungen hat, daß ich arbeiten gehe, sicher. Weil ich einfach arbeiten will, ich will arbeiten. Weil für das bin ich ja da, daß ich arbeiten gehe. Bin ja nicht geboren, daß ich daheim umadumsitz' und sand! oder was.<sup>69</sup>*

In keinem einzigen unserer Arbeitsloseninterviews schilderte ein Betroffener, er hätte die freie Zeit genießen können. Als Ausnahme müssen hier die Saisonarbeitslosen genannt werden, die die erste Zeit der Arbeitslosigkeit als Urlaub verstehen, da sie die Monate davor nie frei hatten und beispielsweise im Gastgewerbe bis zu 16 Stunden am Tag arbeiten mußten. Aber wie uns das Beispiel von Herrn Friedl lehrt, dauert diese Phase nicht so lange, wie viele Experten zu wissen vorgeben. Wie wichtig die Arbeit ist, der so vieles geopfert oder untergeordnet wird, fand die Volkskundlerin Walburga Haas in ihrer Diplomarbeit über das "gesunde Leben auf dem Lande" heraus. Gesundheit bedeutete für ihre Population vor allem Funktionsfähigkeit, und gesundheitliche Mängel werden vorwiegend dann wahrgenommen, wenn nur mehr eine eingeschränkte Arbeitsleistung erbracht werden kann: "Gesundheit bedeutet Leistung".<sup>70</sup>

Aber auch in Literatur und Musik wird Arbeit immer wieder thematisiert. Franz Innerhofers "Schöne Tage" zeigen die Härte der bäuerlichen Arbeitswelt nach dem Zeiten Weltkrieg, die die Hauptfigur Holl voll zu spüren bekommt. Dieser reagiert auf seine Sozialisation durch Schläge und Prügel nicht etwa mit Ablehnung, sondern er versucht alles bestmöglich zu erledigen und Kompetenz zu erlangen, um dem bäuerlichen Arbeitsethos zu entsprechen. Dies gelingt ihm, als ein Traktor angeschafft wird, mit dem er am besten von allen umzugehen versteht. Dazu schreiben Zilian und Kuzmics:

"Kurz vor seiner 'Befreiung' – Holl bricht aus und sucht sich eine Lehrstelle – hat Holl doch auch ein Gefühl der Kompetenz, der Freude an seinem Können, wenn auch nicht an der Arbeit schlechthin. Und durch seine Kooperation bei einer Vielzahl von Akten der Unterwerfung, angesichts eines mehrstöckigen Gefängnisses (Hof, Dorf, Kirche, Schule), das ihn zum ewigen Knechtdasein zu verurteilen schien, entwickelt er doch auch eine 'Arbeitsmoral' – er will nicht faul sein, bemüht sich, ist lernwillig, und entwickelt so etwas wie Selbstbeherrschung sogar beim Geprügelt-Werden."<sup>71</sup>

Nun glaube ich zwar nicht, daß von einer Kooperation bei der Unterwerfung gesprochen werden kann, weil sich Holl nach den Züchtigungen lachend unter Dienstboten mischte. Diese Betrachtungsweise steht in jener Tradition, die aus den Opfern Mittäter werden läßt. Hier handelt es sich vielmehr um ein Ritual oder eine Sitte, deren Nichtbeachtung sicherlich noch härtere Konsequenzen nach sich gezogen hätte. Dennoch beweist das Beispiel, daß es verschiedene Sozialisationsmechanismen gibt, die eine entsprechende Einstellung zur Arbeit vermitteln. Sie können – wie in diesem Beispiel – auf ziemlich rigorose Art und Weise wirken, aber es gibt auch subtilere Methoden, die zum gleichen Ziel führen. Die Summe der Sozialisationsmechanismen führt zu einem kulturellen Gedächtnis, das eine Verbindlichkeit des Wissens bereitstellt; diese hat zwei Aspekte: "den der *Formativität* in seinen edukativen, zivilisierenden und humanisierenden Funktionen und den der *Normativität* in seinen handlungsleitenden Funktionen".<sup>72</sup> Innerhofers Werk zeigt uns jedenfalls, daß selbst bei Arbeiten, die einen hohen Grad von Entfremdung oder Fremdzwang aufweisen, eine positive Beziehung zur Arbeit an sich gewonnen werden kann, die nach meiner Meinung nicht lediglich durch Zwang hervorgerufen wird. Diese Erklärung würde nämlich selbst bei Innerhofers autobiographischem Roman zu kurz greifen, da Holl nicht nur in die Lehre ausbricht, sondern nach der Arbeit in einer Fabrik auch noch ein Universitätsstudium absolviert.

Der österreichische Musiker Ostbahn-Kurti übernahm einen Song von Bruce Springsteen, der von der Fabrikarbeit handelt. Darin skizziert er den Alltag seines Vaters, der Fabrikarbeiter war. Auch hier kommt die negative Seite der entfremdeten Beschäftigung zum Ausdruck – "weu des Lebms is Arbeit und de bringt eam um" –, jedoch steht dahinter das Prinzip der Bedeutung von Arbeit, der alles untergeordnet werden muß: "Weu in da Arbeit, in da Arbeit, do muaß ma ollas gebm." Sowohl bei Innerhofer als auch bei Ostbahn-Kurti kommt ein Ambivalenzkonflikt zum Vorschein; die Arbeit kann aufgrund aller damit verbundenen Probleme negativ dargestellt werden, dennoch steht sie immer im Mittelpunkt der individuellen Lebensentwürfe.

Wie sehr dies das Bild von Arbeitslosen beeinflusst, soll in der vorliegenden Arbeit noch gezeigt werden. Aber gerade die Arbeitslosen selbst haben diese Einstellungen ebenfalls verinnerlicht und wissen daher genau um jene Meinungen, die über sie geäußert werden. Karl Gruber meinte nicht umsonst auf die Frage, was ihn zum Arbeiten zwingt: *Naja, einmal, einmal allein das Ansehen schon einmal, nicht.*<sup>73</sup> Eine ältere Studie von Kaplan und Tausky, die auf Befragungen von 275 Langzeitarbeitslosen beruht, streicht ebenfalls den hohen Stellenwert der Arbeit für das Selbstwertgefühl der Menschen hervor: "... it is apparent from their responses that

many of our subjects desired to prove their social worth by working".<sup>74</sup> Einen faszinierenden Aspekt orten sie in der Tatsache, daß eine Gruppe extrem benachteiligter Menschen die dominierende Arbeitsethik mit all ihren negativen Stereotypen gegen Personen, die Gelder aus der Sozialfürsorge beziehen, so verinnerlicht hat.<sup>75</sup> Dies wird uns auch bei unseren Arbeitslosen begegnen.

Frau Bäcker, deren Mann jährlich von Saisonarbeitslosigkeit betroffen ist, artikuliert die Bedeutung von Arbeit für die Menschen sehr eindrücklich:

*Die meisten, glaube ich, die meisten wollen schon arbeiten; die meisten Leute, weil das ist ja kein Leben ohne Arbeit, das ist das Grund-, das Grundprinzip überhaupt, daß ich ein Recht auf Arbeit habe und daß ich arbeiten kann, finde ich halt. Das ist das Wichtigste, was ein Land einem Menschen bieten kann.*<sup>76</sup>

Dann leistet sie noch einen unbeabsichtigten Beitrag zur Diskussion um die sogenannten Wirtschaftsflüchtlinge:

*Weil wenn es das nicht mehr bieten kann, dann ist das Land zum Vergessen, ... wenn ich keine Existenzgrundlage mehr habe, dann, dann muß ich schauen, daß ich woanders hinkomme, nicht.*<sup>77</sup>

Die Bedeutung von Arbeit wird uns durch alle noch folgenden Kapitel begleiten. Sie ist sozusagen die Voraussetzung für fast alle Annahmen, die von den Ökonomen bis zu unseren Befragten geäußert werden. Dieses Kapitel sollte anreißen, in welchem breitem Spektrum sich der Begriff Arbeit bewegt. Wie bereits erwähnt, werde ich mich auf Arbeit im Sinne von Erwerbstätigkeit beschränken, weil hier auch der Begriff der Arbeitslosigkeit so verstanden wird, daß jemand – aus welchen Gründen immer – nicht am Erwerbsleben teilhat. Dabei ist Arbeitslosigkeit keineswegs ein Produkt der Industrialisierung, wie man vielleicht meinen könnte, sondern war durchaus auch im präindustriellen Europa gegeben, selbst wenn Bettler und herumziehende Gelegenheitsarbeiter von vielen Historikern nicht als Arbeitslose verstanden werden.<sup>78</sup> "Auch das Wort [arbeitslos; J.M.] hat zumindest im Deutschen eine weit über die Industrialisierung und die noch späteren Kategorisierungsleistungen der Bürokratie hinausreichende Tradition – im Gegensatz zum englischen 'unemployed', das bereits die Idee des 'Beschäftigungs'-verhältnisses inkorporiert."<sup>79</sup>

Die Nichtteilnahme am Erwerbsleben ruft in unserer Gesellschaft jene Deutungsmuster des common sense hervor, die Thema dieser Studie sind und für die die Betrachtung des Begriffs Arbeit und die Konzeption von Arbeit insofern Bedeutung erlangen, als sie zu einem genaueren Bild des Phänomens beitragen können. Im nächsten Kapitel werden wir bereits sehen, wie manche dieser Vorstellungen von Arbeit Eingang in die Modelle der Ökonomie finden.

## Anmerkungen

- 1 Turner 1989b, S.47.
- 2 Ortiz 1979, S.218.
- 3 Malinowski 1979, S.194ff.
- 4 Malinowski 1981, S.103.
- 5 Meyer 1983.
- 6 Sachwörterbuch 1969, S.102.
- 7 Polanyi 1978, S.106.
- 8 Ebenda, S.107.
- 9 Schleicher & van der Bellen 1989, S.62.
- 10 Bargatzky 1985, S.105.
- 11 Vilmar & Kißler 1982, S.18.
- 12 Zilian & Kuzmics 1990, S.10.
- 13 Vgl. Honneth 1980, S.224.
- 14 Arendt 1981, S.90.
- 15 Mark Twain: Tom Sawyer, Wien 1952, zit. nach Zilian 1985, S.7.
- 16 Ebenda, S.8.
- 17 A11.
- 18 Einige kritische Anmerkungen zu dieser These in: Moser 1990, S.83ff.
- 19 Anders 1980, S.91.
- 20 Ebenda, S.26f.
- 21 Ebenda, S.27f.
- 22 Greiff 1990, S.191.
- 23 Gorz 1980, S.126.
- 24 Ebenda, S.131.
- 25 Vgl. Zilian & Kuzmics 1990, S.212f.
- 26 Turner 1989b, S.54.
- 27 Kreuzer 1983, S.13.
- 28 Anders 1980, S.28.
- 29 Gorz 1989, S.28.
- 30 Zilian 1985, S.6.
- 31 Schütz 1972, S.6.
- 32 Gorz 1980, S.74.
- 33 Zilian & Kuzmics 1990, S.212.
- 34 Dahrendorf 1983, S.33.
- 35 A10.
- 36 Honneth 1980, S.186.
- 37 Habermas 1981.
- 38 Arendt 1981.

- 39 Honneth 1980, S.205.
- 40 Lindner 1990, S.58f.
- 41 Ebenda, S.59.
- 42 Ganßmann 1990, S.227.
- 43 Honneth 1980, S.215.
- 44 Habermas 1968, S.62.
- 45 Honneth 1980, S.217f.
- 46 Ganßmann 1990, S.231.
- 47 Epstein 1990, S.88f.
- 48 Offe 1983, S.38.
- 49 Ebenda, S.41.
- 50 Ebenda.
- 51 Ebenda, S.44.
- 52 Ebenda, S.44f.
- 53 Ebenda, S.45ff.
- 54 Ebenda, S.50f.
- 55 Ebenda, S.57ff.
- 56 Zilian & Kuzmics 1990, S.201.
- 57 Ebenda.
- 58 Kreuzer 1983, S.14.
- 59 Zilian & Kuzmics 1990, S.151.
- 60 Ich verwende hier Freizeit und Muße synonym.
- 61 Turner 1989b, S.54.
- 62 Vgl. Zilian & Kuzmics 1990, S.2.
- 63 Offe 1983, S.57f.
- 64 Jahoda 1986, passim.
- 65 Zilian & Kuzmics 1990, S.173.
- 66 Zit. nach Zilian 1985, S.3.
- 67 Ebenda.
- 68 Zilian & Kuzmics 1990, S.13.
- 69 A11.
- 70 Haas 1992, S.8 und passim.
- 71 Zilian & Kuzmics 1990, S.44.
- 72 Assmann 1988, S.15.
- 73 A2.
- 74 Kaplan & Tausky 1971, S.475.
- 75 Ebenda, S.481.
- 76 A10.
- 77 Ebenda.
- 78 Vgl. Moser 1990, passim.
- 79 Zilian & Kuzmics 1990, S.176.

# Auf der Suche nach den freiwilligen Arbeitslosen?

## *Gleichnis von den im Schnee liegenden Baumstämmen*

Scheinbar liegen sie glatt auf und mit kleinem Anstoß sollte man sie wegschieben können. Nein, das kann man nicht, denn sie sind fest mit dem Boden verbunden. Aber siehe, sogar das ist nur scheinbar.

Franz Kafka

Dieses Gleichnis von Franz Kafka illustriert recht deutlich jenes Phänomen, das in diesem Kapitel geklärt werden soll. Es geht um die theoretischen, aber auch empirischen Voraussetzungen, die der 'verzweifelten' Suche nach sogenannten "freiwilligen" Arbeitslosen oder gar "Sozialschmarotzern" zugrundeliegen.

"Few things are guaranteed to raise the temperature in the saloon bar more quickly than the story about the friend of the wife's brother who knows of someone working as coach driver during the summer and wintering in the Bahamas on his unemployment pay."<sup>1</sup>

In der Tat hören wir im alltäglichen Leben immer wieder jene Geschichten vom Mißbrauch der Arbeitslosenversicherung, nach denen sich eine gewisse Anzahl von Menschen auf Kosten der Allgemeinheit ein schönes Leben gestaltet. Nun lehrt uns – wenn schon nicht der gesunde Menschenverstand – das Spiel "Stille Post" bereits, was wir von solchen über mehrere Stationen transportierten Geschichten halten können. Dies soll allerdings nicht das Thema dieses Kapitels sein; hier geht es vielmehr darum, wie dieses vermeintliche Alltagswissen in die theoretischen Annahmen diverser wirtschaftswissenschaftlicher Modelle Eingang findet. Vor allem sollen die Ideen einiger neoklassischer Autoren besprochen werden, die mit ihren Theorien zur freiwilligen Arbeitslosigkeit einigen Einfluß auf die Diskussion über Arbeitslosigkeit ausgeübt haben.

Um zunächst bei Kafka zu bleiben: Es gibt verschiedene Perzeptionen dessen, was als Schmarotzertum aufgefaßt wird, und wir werden an anderer Stelle noch sehen, daß diese unterschiedlichen Wahrnehmungen zu größeren Verwirrungen führen können, wiewohl sich so manche ihr fixes Bild über diverse soziale Gegebenheiten bereits gebildet haben. Aber vieles ist eben nur scheinbar, wie uns auch ein Beispiel lehrt, das Hans Georg Zilian in einer seiner letzten Studien gebracht hat. Unter der Überschrift "Das Fenster zum Hof" – nach dem berühmten Hitchcock-Klassiker – schildert er, wie wenig gewisse Alltagshypothesen in der Wirklichkeit ihre Entsprechung finden müssen, auch wenn das im Film der Fall ist.<sup>2</sup> In



seiner Darstellung schildert eine Frau im Interview eine Familie, deren Mitglieder für sie alle Kriterien der Arbeitsunwilligkeit erfüllen. Besondere Aufmerksamkeit widmet sie dabei dem Familienvorstand: *Der Vater sitzt, wenn ich vom Arbeiten heimkomme zu Mittag, sitzt er da hinten am Bankerl und tut sich sonnen.*<sup>3</sup> Im Gespräch mit Herrn Polanetz, der auf eben dieser Bank interviewt wurde, stellt sich heraus, daß er nach 44 Jahren Arbeit seine Pension gar nicht so recht genießen kann, da er durch seine Beschäftigung mit Ölen und Gasen eine Krankheit davongetragen hat, die häufig Anfälle verursacht.<sup>4</sup> Hier zeigt sich ein Phänomen, auf das Pierre Bourdieu hingewiesen hat: "...die *soziale Nachbarschaft* als Ort des *letzten Unterschieds* kann durchaus auch zugleich der Punkt der größten Spannungen sein. Die objektiv geringste Distanz im sozialen Raum kann mit der subjektiv größten Distanz zusammenfallen".<sup>5</sup> Diese hier geschilderte spektakuläre Fehleinschätzung sollte uns nun nicht dazu verleiten, auf die Suche nach den wirklichen Mißbräuchen zu gehen. Vielmehr möchten wir an den Anfang unserer Erläuterungen einige prinzipielle Überlegungen stellen.

Das Arbeitslosenunterstützungssystem ist ein Versicherungssystem, das dazu dient, die ökonomische Krise zu mildern, wenn jemand arbeitslos wird. Die Unterstützungen werden dann gezahlt, wenn Leute arbeitslos geworden sind, wenn also der Versicherungsfall eingetreten ist. Aus einer anderen Position kann man diese Sichtweise verwerfen, wenn man – z.B. mit der Autorität des common sense – behauptet, Personen gingen in Arbeitslosigkeit ab oder verweilten dort, weil es eben diese Unterstützungen gibt. Dem ganzen System wird damit die Funktion zugeschrieben, die Arbeitsmoral der Bevölkerung zu untergraben. Dies führt zu der spektakulären These, "daß die Arbeitslosenversicherung Arbeitslosigkeit erzeugt – daß sie also die Krankheit erst herbeiführt, für deren Therapie sie sich hält".<sup>6</sup> Diese Meinung schlug sich vor allem in den letzten Jahren wieder in diversen Presseberichten nieder. Auffallend ist die Zunahme solcher Medienberichte zu Zeiten hoher Arbeitslosigkeit. Alain Deacon zeigte für Großbritannien, daß 1976 – die Diskussion findet vor dem Hintergrund zunehmender Langzeitarbeitslosigkeit 1976/77 statt – das öffentliche Interesse am möglichen Mißbrauch von Arbeitslosengeld intensiver wurde als zu irgendeiner Zeit seit den 20er Jahren. Die Attacken gegen die "scroungers" begannen mit Behauptungen des Abgeordneten Ian Sproat, der meinte, nur die Hälfte der Bezieher von Arbeitslosengeld suchten wirklich Arbeit,<sup>7</sup> und der 20% der Ansuchen um social security als betrügerisch zu erkennen glaubte.<sup>8</sup> Wie er diesen Prozentsatz errechnete, gab er ebensowenig bekannt wie jener österreichische Journalist, der im August 1987 in der auflagenstärksten österreichischen Tageszeitung die Arbeitsunwilligkeit von Arbeitslosen beklagte und behauptete, es gäbe "in Österreich mehrere zehntausend Personen ..., die das soziale

Netz als eine Art finanzielle Hängematte betrachten".<sup>9</sup> Daher hätten österreichische Unternehmer große Schwierigkeiten, freie Arbeitsplätze zu besetzen. Großes Kopfzerbrechen bereitet dem Autor die wenig bemerkenswerte Tatsache, daß es auch bei Arbeitslosigkeit offene Stellen geben kann. Da ihm dies jedoch nicht einleuchtend erscheint, erfolgen Motivzuschreibungen an Personen, die er überhaupt nicht kennt.

Diese Tatsache der Unwissenheit österreichischer Journalisten in ökonomischen Belangen wäre nicht weiter tragisch, wenn nicht beobachtet werden könnte, wie diverse common sense-Annahmen Eingang in wissenschaftliche Betrachtungen finden. Auf diese Tatsache weisen die beiden Ökonomen Grubel und Walker hin – ohne dies zu intendieren –, die zu den sogenannten "Arbeitsscheuen" meinen:

"Unfortunately, there exist no reliable methods for establishing the size of the group of people with these characteristics. On the one side we have the social welfare workers, labor unions and insurance administrators who assert that the group is extremely small. On the other side is the episodal evidence with which everyone is familiar, often as a result of a direct personal experience."<sup>10</sup>

Auch hier finden wir also wiederum den Rückbezug auf die Alltagserfahrung jedes einzelnen, die so vieles lehren kann. Den Ökonomen ist die Unvollständigkeit ihrer Systematisierungen durchaus bewußt. Die Einbeziehung weiterer Variablen, die in diesem Zusammenhang notwendig wären, würde jedoch solche Schwierigkeiten aufwerfen, daß man sich lieber beschränkt und die Einschränkung als eine Art Berufsrisiko hinnimmt. Übrig bleiben Tests, die unter Zuhilfenahme irgendwelcher öffentlicher Statistiken einen gewissen Prozentsatz freiwilliger Arbeitslosigkeit errechnen. "Die Befunde dieser Art von Forschung formen die öffentliche Meinung und beeinflussen die alltägliche Praxis unserer Entscheidungsträger unbeschadet der Tatsache, daß sie keineswegs auf sicheren Fundamenten beruhen, sondern auf einem Morast aus ungelösten konzeptuellen, empirischen und methodologischen Fragen."<sup>11</sup>

Eine Haltung, die diesen Einstellungen zugrundeliegt, dürfte jene Annahme sein, daß Arbeit für den Menschen ein Übel sei und der Mensch daher immer, wenn es möglich sei, Freizeit der Arbeit vorziehe; vor allem dann, wenn damit keine oder nur geringe Einkommenseinbußen verbunden sind. Daher führe die zu großzügige Auszahlung von Arbeitslosengeldern zu einer Erosion der Arbeitsmoral. Diese diversen Auffassungen, wonach Arbeit ein Übel oder zumindest kein zentraler Wert mehr sei und die Arbeitsmoral sinke, fließen in unterschiedlicher Form in die Überlegungen der Ökonomen ein. Ein immer wieder in die Diskussion gebrachter Begriff ist das sogenannte "Einkommens-Freizeit-Präferenzmodell":

"In this simple version of our model it follows that if leisure is a normal good, the introduction of the unemployment compensation scheme induces the average worker to consume added amounts of leisure per time period. The quantity consumed is an increasing function of the ratio of benefits to income from employment."<sup>12</sup>

Die Autoren Grubel und Maki beziehen sich in ihren Ausführungen ausdrücklich auf populäre Ansichten, die in diversen Geschichten zum Ausdruck kämen und die eine Ausnützung des Versicherungssystems bestätigen.<sup>13</sup> Dabei weisen sie die Unterstellung eines moralisierenden Standpunktes zurück. Sie meinen: "Our model implies that the workers react rationally to a set of new opportunities and relative prices created by the government".<sup>14</sup> Eine hohe Ersatzrate mache es eben rational, mehr Freizeit zu genießen. Damit distanzieren sie sich durch ihre versuchte 'wertfreie' Darstellung von Zuschreibungen an Arbeitslose wie 'Faulheit' o.ä. Dennoch impliziert das von ihnen erklärte Verhalten gewisse Wertungen, die kaum für gut befunden werden. "Wie würden wir über Eltern denken, die ihr Kind ertrinken lassen, weil die Kosten seines Todes durch eine Versicherung gedeckt oder gar überkompensiert werden."<sup>15</sup> Die offene Frage bleibt allerdings, ob das unterstellte Verhalten überhaupt vorliegt.

Von einer anderen, aber nach meiner Meinung ebenfalls falschen Annahme geht Christine Morgenroth aus, wenn sie in ihrer psychoanalytischen Studie meint, Arbeitslose könnten aus diversen Gründen ihre Arbeitslosigkeit nicht genießen, was durch den Mechanismus der Projektion verunmöglicht werde. Für den Arbeitslosen könne die Projektion eine entlastende Rolle bei der Bewältigung eines Ambivalenzkonfliktes spielen, der daraus entstünde, daß neben der Wut und der Trauer über den Arbeitsverlust auch so etwas wie "ein heimliches Vergnügen" über das Entrinnen aus dem Arbeitsleid besteht. Die Entlastung von der Arbeit erscheine jedoch nicht akzeptabel und müsse daher verworfen werden. "Dieser Anteil wird indes nicht gelöscht, er verschwindet nicht, vielmehr wird er auf die soziale Umgebung projiziert, die diesen Sachverhalt ins Negative verkehrt ('Arbeitslose sind Drückberger ...'). In dieser entstellten Version wird er nun den Arbeitslosen als Vorwurf präsentiert."<sup>16</sup> Deswegen könnten die Arbeitslosen nun die entlastenden Momente ihrer Arbeitslosigkeit nicht mehr gelten lassen und widmeten sich vermehrt der Trauer über den Verlust des Arbeitsplatzes. Diese Sichtweise hat meines Erachtens zweierlei Mängel. Zum einen wird abermals der Leidcharakter der Arbeit überbetont, wie das von den Menschen selbst gar nicht in dieser Form verstanden wird, da positivere Bezüge zur Arbeit dominieren. Zum anderen scheint die Projektion des Ambivalenzkonfliktes auf die soziale Umgebung nicht stimmig. Wenn nämlich die positive Seite des Konfliktes dem Arbeitslosen nicht als akzeptabel erscheint, dann geschieht dies nach meiner Meinung deshalb, weil Arbeit in unserem Gesellschafts-

system einen anerkannt hohen Stellenwert hat. Das bedeutet weiters, daß nicht der Arbeitslose etwas auf die Umgebung projiziert, was von dieser negativ gegen ihn ausgelegt wird, sondern die negative Charakterisierung der Arbeitslosigkeit – oder der Wert der Arbeit an sich – existiert bereits und wird vom Arbeitslosen antizipiert, weshalb er möglicherweise die vielleicht vorhandenen entlastenden Aspekte verwirft. Keineswegs jedoch entwirft der Arbeitslose die Negativschablone seiner selbst, wie dies der Ansatz von Morgenroth erscheinen läßt.

Die Ökonomen Grubel und Walker sprechen von einem "work-leisure preference trade-off", der das Verhältnis darstellt, ab dem ein Individuum bereit ist, Freizeit dem Einkommen durch Arbeit vorzuziehen.<sup>17</sup> Diese Modelle gehen davon aus, daß Freizeit für den Menschen ein erstrebenswerteres Gut ist als die Arbeit und er daher bei bester Gelegenheit (hohe Versicherungssumme) die Freizeit der Arbeit vorzieht. Der Nutzengewinn an Freizeit sei höher als der Verlust von Einkommen. Demnach sei das Arbeitsmarktverhalten nicht nur an der Konzessionsbereitschaft zu messen, sondern auch an der Intensität der Arbeitssuche. Das Verhalten der Arbeitssuchenden zielt auf die individuelle Nutzenmaximierung der Erträge aus Markt- und Nichtmarktaktivitäten. Schließlich bestünden die Kosten der Arbeitslosigkeit nur aus der replacement ratio. Übersehen werden dabei verschiedene Aspekte, die Arbeit für den einzelnen Akteur bedeutend machen:

- Arbeit vermittelt soziale Kontakte
- durch Arbeit wird sozialer Status und Prestige erworben
- am Arbeitsplatz werden wichtige Teile sozialer, technischer und gesellschaftlicher Realität erfahren
- Arbeit trägt zur Bildung der personalen Identität eines Menschen bei
- Arbeit strukturiert die Zeit und erlangt dadurch langfristige Bedeutung für die Normierung des Lebenszyklus.<sup>18</sup>

Dies alles sind Gründe, die der einfachen Rechnung des "Einkommens-Freizeit-Präferenzmodells" widersprechen. Aber es gibt noch einen weiteren bzw. verwandten ökonomischen Ansatz, der alle immateriellen Komponenten der Arbeitslosigkeit ausblendet. Grubel und Walker entwarfen ein Grundkonzept des sogenannten "moral hazard" – den Begriff entnahmen sie der Rhetorik der Versicherungsbranche. Er besagt ganz einfach, daß mit der Höhe des Eigenrisikos die Wahrscheinlichkeit der Schadensfälle abnimmt. Auch bei diesem Modell liegt der Schaden nicht im Verlust der Arbeit, sondern im Wegfall der damit verbundenen Entlohnung. Daher senke das Arbeitslosenversicherungssystem das Eigenrisiko, und Arbeitnehmer werden daher umso eher bereit sein, den Schaden des Ar-

beitsverlusts selbst herbeizuführen.<sup>19</sup> In ihren Betrachtungen berücksichtigen die Autoren jedoch nicht, daß das Versicherungssystem gerade dazu dient, den Entscheidungsspielraum von Arbeitnehmern zu erweitern. Doch abgesehen von allen Einschränkungen, denen diese Modelle unterliegen, könnten wir auch die empirische Evidenz der Behauptungen prüfen.

Bevor wir dies tun, müssen noch einige grundlegende Anmerkungen zu den diversen ökonomischen Ansätzen hinzugefügt werden. Dem neoklassischen Modell entsprechend entsteht unfreiwillige Arbeitslosigkeit nur in Form friktioneller Arbeitslosigkeit. In vielen Fällen seien dafür die Arbeitsanbieter verantwortlich, weil sie "nicht zur angemessenen regionalen, beruflichen und qualifikatorischen Mobilität bereit sind"<sup>20</sup>. Freiwillig arbeitslos sind demnach alle Arbeitnehmer, die zum herrschenden Lohnsatz keine Arbeit anbieten.<sup>21</sup> Im neoklassischen Modell soll der Staat keinen Einfluß auf die Wirtschaft nehmen, wobei verschiedene Autoren jedoch darauf verweisen, daß es auch in einem absolut wirtschaftsliberalen Staat Arbeitslosigkeit gebe, die von strukturellen, saisonalen und zyklischen Faktoren verursacht werde. Keynesianische Ökonomen wiederum sehen die Ursachen der Arbeitslosigkeit überwiegend nicht im Arbeitsmarkt, sondern machen dafür exogene Faktoren verantwortlich.<sup>22</sup> Sie halten daher Eingriffe des Staates mit dem Ziel des Abbaus von Unterbeschäftigung für sinnvoll und erforderlich.<sup>23</sup> Die Argumentation der beiden grundlegenden ökonomischen Richtungen dreht sich immer um die Konzeption der freiwilligen bzw. unfreiwilligen Arbeitslosigkeit. Nach der neoklassischen Theorie verschlechtert das Arbeitslosengeld die Beschäftigungslage, weil die Arbeitgeber durch die steigenden Arbeitslosenzahlen immer höhere Lohnnebenkosten haben und dadurch immer mehr Leute entlassen müssen. Es droht ein *circulus vitiosus* von Arbeitslosengeld und Arbeitslosigkeit.<sup>24</sup> Anders sieht das im keynesianischen Modell aus. Hier verschlechtert die eingeschränkte Güternachfrage die Arbeitsmarktsituation. Der Staat greift steuernd ein und gewährt mehr Arbeitslosengeld, was die Güternachfrage stärkt und die Beschäftigungslage verbessert.

Allerdings anerkennen auch Neoklassiker gewisse Möglichkeiten des Arbeitslosengeldes, die der Arbeitnehmer zu seinen Gunsten nützen soll. Bei entsprechender Versorgung kann er leichter und gründlicher nach einem neuen Arbeitsplatz suchen<sup>25</sup>, ohne daß die Suchkosten zu hoch werden. Das wiederum könnte die Effektivität des Arbeitsmarktes heben und die durchschnittliche Arbeitslosigkeit senken.<sup>26</sup>

Von neoklassischen Wirtschaftswissenschaftlern wird unter anderem gegen eine Liberalisierung der Arbeitslosenversicherung ins Treffen geführt, viele Leute (vornehmlich jedoch Hausfrauen) gingen wegen dieser Gesetzgebung überhaupt erst

arbeiten, um danach Arbeitslosengeld zu kassieren. Grubel and Walker versuchten das für Kanada aufzuzeigen.<sup>27</sup>

Es können aber überdies Strategien der Arbeitgeber am Arbeitsmarkt betrachtet werden, die von der Einführung der Arbeitslosenversicherung beeinflusst sind. Gary S. Fields meint: Unemployment Insurance "also reduces the incentives for firms to stabilize employment"<sup>28</sup>. Der Arbeitgeber kann leichter auf strukturelle und zyklische Schwierigkeiten reagieren. Genau diesen Aspekt erwähnt ebenso Jim Taylor, als er Damodar Gujarati kritisiert, der die Ursachen für das Ansteigen der Arbeitslosigkeit nach dem Redundancy Payments Act (1965) und dem National Insurance Act (1966) bei den Arbeitnehmern Großbritanniens vermutet.<sup>29</sup> Taylor hingegen spricht von einer Änderung in der Politik der Firmen, die bewußt Arbeitnehmer freigesetzt hätten. Er versucht dies in seiner Replik auf Gujarati damit zu beweisen, daß im gleichen Zeitraum die Zahl der Arbeiter, die Überstunden zu leisten haben, wieder ansteigt.<sup>30</sup> Das könnte darauf hindeuten, daß die Unternehmer auf Grund der höheren Lohnnebenkosten lieber die Wochenarbeitszeit erhöhen, als zusätzliches Personal einzustellen. Zu anderen Zeiten wiederum, wenn die Situation am Arbeitsmarkt für die Anbieter gut ist, wird der Unternehmer eher ein "labour hoarding" betreiben, aus Angst, gute Arbeitskräfte zu verlieren – dieses System kann natürlich nach Branchen differieren. Herrscht hohe Arbeitslosigkeit und wird etwa für die zu verrichtenden Tätigkeiten kein hohes Skillniveau benötigt, dann wird die Annahme sehr plausibel, daß man zu Zeiten des Aufschwungs leicht wieder Arbeitskräfte findet. Daher wird das betriebswirtschaftliche Motiv zu horten sehr gering sein. So wird Arbeitslosigkeit stabilisiert oder selbstverstärkend.<sup>31</sup> Niemand käme hier auf die Idee, von den Unternehmern (in Analogie zu den Vorschlägen an die Arbeitnehmer) zu fordern, mit "markträumenden Maßnahmen" zu reagieren, also Flexibilität bei der Aufnahme von Arbeitskräften und in der Lohngestaltung zu zeigen.

Einen echten Vorteil bietet die Arbeitslosenversicherung jenen Branchen, die saisonalen Schwankungen unterliegen. Den Saisonarbeitskräften wird auch in der arbeitsfreien Zeit ein Einkommen garantiert. Grubel und Maki glauben, die saisonale Arbeitslosigkeit werde durch das Arbeitslosengeld noch verstärkt, da viele Saisonarbeitskräfte sonst eventuell in eine andere Industrie abwandern würden.<sup>32</sup> Ebenso gilt für Unternehmer, daß durch die Arbeitslosenversicherung die Produktion von saisonalen Gütern interessanter wird.<sup>33</sup> Da Arbeiter nicht in andere Industriezweige abwandern, wird die Firmenpolitik erleichtert. Fields stellt dazu fest: "... Unemployment Insurance leads to jobs being more seasonal, cyclical, and temporary than would be the case in its absence."<sup>34</sup> Auch in Österreich deutet in den letzten Jahren manches darauf hin, daß die Unternehmer die Möglichkeit saisonaler

Beschäftigung verstärkt nutzen. Ein gewichtiges Argument gegen freiwillige Arbeitslosigkeit und gegen das "Einkommens-Freizeit-Präferenzmodell" boten einige steirische Bauunternehmer in Interviews, in denen sie sich über das Abwandern von vielen Facharbeitern in andere Berufe beklagten. Interessanterweise handelte es sich um die verschiedensten Stellen, die als gemeinsames Charakteristikum die ständige Beschäftigung auswiesen und nicht den höheren Lohn.

Gerade die unterschiedlichen Strategien der am Arbeitsmarkt Agierenden bzw. Reagierenden werden von den einzelnen Theoretikern nicht vollständig erfaßt. Kurt Rothschild spricht sich daher gegen Versuche aus, *eine* Theorie der Arbeitslosigkeit zu liefern, da "sowohl prinzipielle Überlegungen wie empirische Erfahrungen der Arbeitsmarktforschung ... viele Grundannahmen der neuen Theorie mehr als fragwürdig erscheinen" lassen.<sup>35</sup> Ein grundlegendes Problem erkennen auch Quirk und Saposnik, wenn sie feststellen, Aspekte der Wohlfahrt in der Wirtschaft seien nicht meßbar und testbar, sondern es handle sich um Werturteile, die man annehmen oder zurückweisen kann.<sup>36</sup>

Äußerst problematisch ist in unserem Zusammenhang die Beurteilung der vielen Arbeiten, die den Einfluß des Arbeitslosengeldes auf die Arbeitslosigkeit berechnen oder schätzen. So wirft Daniel Hamermesh den Ökonomen Grubel und Maki vor, daß nach ihren Berechnungen bei einer völligen Streichung des Arbeitslosengeldes eine negative Arbeitslosenrate herauskäme.<sup>37</sup> Es gibt kein vorgegebenes Raster für ökonometrische Berechnungen und Schätzungen dieses Phänomens, und so führen die völlig unterschiedlichen Zugänge und Datenbasen zu entsprechend verschiedenen Ergebnissen. Man muß dabei die Frage stellen, ob nicht oft "common sense-Annahmen ... in statistische Daten" eingehen und "mit diesen einen Selbstbestätigungszirkel bilden".<sup>38</sup> Zilian weist zu Recht darauf hin, daß sich "Regeln und Wahrnehmungen, die sich in Kategorisierungen umsetzen", systematisch wandeln können, "insbesondere mit dem Gesamtniveau des betreffenden Phänomens selbst".<sup>39</sup> Das bestätigt die Arbeit von Field, der feststellte, in Untersuchungen des *Ministry of Labour* aus den Jahren 1961 und 1964 (Arbeitslosigkeit ca. 1,5%) komme die Kategorie des "Arbeitsscheuen" noch nicht vor, während in einer Untersuchung von 1973 (bei einer Arbeitslosigkeit von 3,9%) 30% der Befragten als "somewhat unenthusiastic in their attitude to work" eingeschätzt wurden.<sup>40</sup> Einen etwas anderen Weg der Argumentation beschreitet Hamermesh, der einen Überblick über verschiedene Beiträge zur Arbeitslosigkeit in den USA gibt. Diese Arbeiten stammen aus der Zeit geringer Arbeitslosigkeit, weswegen er vermutet, der Effekt des Arbeitslosengeldes könnte geringer sein, wenn der Arbeitsmarkt flau ist.<sup>41</sup> Das mag wohl stimmen, nur spielt die Problematik dann in der Öffentlichkeit kaum eine Rolle, wie Field zeigen konnte.

Ein anderes beliebtes Zahlenspiel neokonservativer Ökonomen ist mittlerweile auch in Österreich populär geworden. Dabei bietet sich die Möglichkeit, Arbeitslosigkeit wegzudenken. Dies geschieht mittels der Kategorie "unbeschäftigbar", wodurch ein Teil der Arbeitslosen eigentlich gar nicht zum Bestand gezählt werden dürfte. John Wood versuchte diese Klassifikation auf mehrere Hunderttausend britische Arbeitslose anzuwenden. Er ließ sich auch nicht von der Tatsache beirren, daß 30% bis 40% der von ihm entdeckten "Unbeschäftigten" innerhalb von sechs Monaten wieder Arbeit gefunden hatten.<sup>42</sup> Bei all diesen Zahlenspielerien entstehen unzählige Fehlerquellen, die den Wert der Ergebnisse bezweifeln lassen. Eine immer wieder geäußerte Kritik an den diversen Studien zum "insurance-induced unemployment" bezieht sich darauf, daß von einem typischen Arbeitslosen ausgegangen wird<sup>43</sup>; dabei werden an einem Standardmodell repräsentative Unterstützungshöhen festgesetzt, die oft weit von der Realität entfernt sind. Atkinson et al. haben in ihren Untersuchungen festgestellt, daß in zwei Drittel der Fälle das Standardmodell "of benefit receipt" nicht zutrifft.<sup>44</sup> Es soll hier in der Folge allerdings nicht darum gehen, die Ergebnisse der Arbeiten einer methodisch-rechnerischen Kritik zu unterziehen – dazu wären sie auch viel zu unterschiedlich. Vielmehr soll eine Darstellung der Einstellungen und des Zahlenmaterials zum Phänomen des disincentiven Charakters von Arbeitslosenzahlungen geboten werden.

Grubel und Maki gehen in einem vielzitierten Beitrag aus dem Jahr 1976 den Auswirkungen der Arbeitslosenzahlungen in den USA nach.<sup>45</sup> Sie versuchen zu zeigen, daß die durchschnittliche benefit-income ratio in den USA von .322 auf .367 im Jahr 1972 gestiegen ist. Sie stellen eine Berechnung für das Jahr 1972 an: Wenn die drei Variablen replacement ratio (1), Zulassungsbestimmungen (2) und der Prozentsatz der Arbeitskräfte, die von der unemployment insurance erfaßt werden (3), am Stand von 1955 wären, gäbe es unter den Versicherten eine Arbeitslosigkeitsrate von 2,5% statt 3,5%. Allgemein stünde die Arbeitslosenrate bei 5% statt 5,6%. Sie schließen daraus: "The results of our theoretical and empirical analysis imply strongly that unemployment benefit programs in the United States have induced substantial amounts of unemployment."<sup>46</sup> Die versicherungsbedingte Arbeitslosigkeit kostet demnach den Steuerzahler 11% von der Summe, die für Arbeitslose ausgegeben wird – nämlich 5,5 Milliarden Dollar. Eine Kritik von Hamermesh an Grubel und Maki haben wir bereits angeführt; darüber hinaus beklagt er vor allem den Mangel einer theoretischen Basis Berechnungen.<sup>47</sup> Kurt Rothschild wirft unter anderem auch diesen beiden Autoren vor, daß die nicht sehr ergiebigen Resultate "teilweise auf falsche Spezifikationen der Ansätze zurückzuführen sind".<sup>48</sup>



Fields vergleicht bei seinen Untersuchungen der Auswirkungen des Arbeitslosengeldes auf die Arbeitslosigkeit zunächst einmal die Arbeitslosigkeitsraten von Versicherten und Unversicherten und stellt fest, daß die Nichtversicherten eine höhere Rate haben, dafür jedoch kürzer arbeitslos sind.<sup>49</sup> Die Aussagekraft muß jedoch eingeschränkt werden, da unter den Versicherten mehr Weiße, Männer und "prime age worker" sind. Fields führt zwei Möglichkeiten an, warum die Arbeitslosenversicherung eine höhere Arbeitslosigkeit verursachen könnte: "... either because UI induces firms to choose high turnover wage-employment strategies or because workers quit jobs more frequently as a result of UI."<sup>50</sup> Er beschäftigt sich weiters mit diversen amerikanischen Studien und folgert daraus:

"Empirical Studies suggest that UI prolongs unemployment only very slightly. No evidence is available on whether UI causes people to experience spells of unemployment more frequently. In addition, UI's possible impact on unemployment is diminished by four sets of factors: incomplete coverage, the availability for many workers of means of financing job search other than UI benefits, the negative impact of an intermittent employment record on potential employers, and competition with nonrecipients for scarce jobs."<sup>51</sup>

Frank Field bearbeitete die Untersuchungen des britischen "Ministry of Labour", wobei er feststellte, die Diskussion um die versicherungsbedingte Arbeitslosigkeit hätte erst mit steigenden Arbeitslosenzahlen begonnen (siehe oben).<sup>52</sup> Interessant erscheint in diesem Zusammenhang, daß ein großer Anteil jener 30% Arbeitslosen, die als "arbeitsunwillig" eingestuft wurden, aus wirtschaftlich schlechten Regionen Großbritanniens stammten und 35% von ihnen zum Zeitpunkt einer Nachuntersuchung (6 Monate später) mindestens einmal gearbeitet hatten bzw. arbeiteten. Daher kommt Field zum Schluß:

"Information from official surveys does not, therefore, support the argument of those who claim that recent years have witnessed a change in the attitude to work of a significant number of claimants and this has inevitably led to a rise in the level of registered unemployed."<sup>53</sup>

Im selben Sammelband, in dem Grubel and Walker ihren "moral hazard"-Ansatz entwickelten, beschäftigt sich Daniel Hamermesh mit elf amerikanischen Studien zu dieser Thematik. Er kommt zu der Vermutung, bei einem Ansteigen der replacement ratio um 10% erhöhe sich die Durchschnittsdauer der Arbeitslosigkeit um eine halbe Woche. Würde man auf der anderen Seite das Arbeitslosengeld auf Null reduzieren, verkürzte sich die Durchschnittsdauer bei den jetzigen Beziehern um 2,5 Wochen. Für das Jahr 1969 mit einer relativ geringen Arbeitslosigkeit vermerkt er eine versicherungsbedingte Verlängerung der Arbeitslosigkeitsdauer um 13%. "The frequency of unemployment spells is estimated to have increased 1.9

per cent as a result of the availability of benefits."<sup>54</sup> Er schließt mit der Behauptung, die Arbeitslosigkeit würde unter den momentan Versicherten in den USA um ein Drittel sinken, wenn die Arbeitslosenversicherung und auch andere "earnings related support programs" nicht fortgesetzt würden.

Bodkin und Cournoyer besprechen Studien für den kanadischen Raum, die sich mit den Auswirkungen der Liberalisierung des Arbeitslosenversicherungssystems 1971 auseinandersetzen. In Summe gesehen kommen die Studien zu dem Ergebnis, daß die Arbeitslosigkeit durch diese Gesetzgebung um ca. 1% von 5,5% auf 6,5% angestiegen sei.<sup>55</sup> Für Belgien behaupten Gerard et al. eine versicherungsinduzierte höhere Arbeitslosigkeit. Wäre 1974 die "benefit wage ratio" auf der Höhe von 1954, gäbe es nach ihren Berechnungen eine um 14% niedrigere Arbeitslosigkeit – nämlich 1,82% statt 2,11%.<sup>56</sup> Dieses Beispiel führt uns die Problematik des Zusammenhangs von Ersatzrate und Arbeitslosenrate sehr deutlich vor Augen. "Angesichts der gewaltigen theoretischen und praktischen Schwierigkeiten solcher Zeitreihenanalysen und ihrer extrem unsicheren Datenbasis gaukelt eine Diagnose dieses hypothetischen Sinkens der Arbeitslosenrate von 2,11% auf 1,82% eine wissenschaftliche Exaktheit vor, die einfach nicht gegeben ist."<sup>57</sup> Hier stellt sich also ein Problem der Pseudokorrelation, wie dies Nickell erkannt hat:

"... der statistische Niederschlag der Ersatzrate in den Untersuchungen der Nachkriegszeit ist vor allem darauf zurückzuführen, daß sowohl die Ersatzrate als auch die Arbeitslosenrate während eines Großteils der letzten zwanzig Jahre als Ergebnis langfristiger Trends gestiegen sind. Die Einbeziehung irgendeiner anderen Variable, die sich im Zeitablauf stetig verändert, wird meist dazu führen, daß sich dieser Effekt verringert."<sup>58</sup>

Der deutsche Ökonom Heinz König verwendete zur Messung der Arbeitslosigkeit ein sogenanntes "Markov-Modell", mit dem er unter anderem die Größenordnung der freiwilligen Arbeitslosigkeit zu berechnen versuchte:

"Eine Reduktion der Verweildauer bei Leistungsfällen auf die aller Arbeitslosen würde im Jahr 1976 im Durchschnitt bei den Männern in einer Abnahme des Arbeitslosenbestandes um 20.000 und bei den Frauen um rund 60.000 resultieren. Dieser Teil der freiwilligen Arbeitslosigkeit von 80.000 Personen, also von etwa 10% der Gesamtarbeitslosigkeit, der durch die Arbeitslosenversicherung 'verursacht' wird, muß als eine eher 'vorsichtige' Schätzung angesehen werden, da in den Ergebnissen für alle Arbeitslose auch die Leistungsfälle der Arbeitslosenversicherung einbezogen sind."<sup>59</sup>

Nach seinen Berechnungen induziert die Arbeitslosenversicherung über eine Verlängerung der Verweildauer hinaus zusätzliche Arbeitslosigkeit, wobei er diesen Aspekten keinen zu hohen Stellenwert beimessen möchte, da "ein hohes Maß an sozialer Sicherheit der Preis für gesellschaftspolitische Stabilität ist".<sup>60</sup> Heftig an-

gegriffen wurden die Aussagen Königs von den Wissenschaftern Egle und Karr, die einerseits die Berechnungen nach dem Markov-Modell hinterfragen und andererseits fehlerhafte Statistiken (rund 15%ige Untererfassung der Bestandsgrößen und rund 30%ige Untererfassung der Zugangsgrößen) ausmachen. Daher kommen sie in bezug auf die Verweildauer zu einer unterschiedlichen Auffassung von König: "... die Bezieher von Arbeitslosengeld haben gegenwärtig eine durchschnittlich kürzere Verweildauer in der Arbeitslosigkeit als alle anderen. Der Versuch des Nachweises 'freiwilliger' Arbeitslosigkeit ist also nicht durchführbar."<sup>61</sup> Sie bezweifeln überhaupt die Sinnhaftigkeit eines solchen Unterfangens und zitieren M.J. Hill, der meint,

"that there is no satisfactory way of drawing a distinction between the voluntary and the involuntarily unemployed, and that the attempt to do so within the current social security policies has the unfortunate effect of maximising the impact of the sanctions upon those who are in the weakest position in the labour market".<sup>62</sup>

Eine weitere Studie über die Bundesrepublik Deutschland wurde 1978 vom Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung herausgegeben; sie basiert auf einer Untersuchung aus den Jahren 1977 und 1978.<sup>63</sup> Ein bemerkenswertes Detail dieser Arbeit zeigt, daß die Unternehmen seit 1973 die Zahl der Arbeitskräfte um 5% reduziert haben. Nach Meinung der Autoren dürfte der Anteil der Arbeitslosen, die an einer Beschäftigung nicht wirklich interessiert sind, bei 10% liegen. Die Arbeitsvermittler meinen, daß 11% ihrer Klientel an einer Vermittlung 'eher nicht' oder 'keinesfalls' interessiert sind.

"Von den Arbeitslosen selbst, die zum Zeitpunkt der Befragung noch arbeitslos waren, gaben 11% an, daß sie zur Zeit keine Arbeit suchen. Die Hälfte davon sind 'Übergangsfälle', d.h. Arbeitslose, die vor dem Eintritt in Rente, Ausbildung, Bundeswehr usw. stehen. Unter den übrigen sind etwa die Hälfte (d.h. 3% vom Gesamt) Frauen, die aus familiären Gründen derzeit keine Arbeit suchen, auch wenn sie an und für sich gerne berufstätig wären."<sup>64</sup>

Für die restlichen ca. 3% werden keine Gründe der "freiwilligen Arbeitslosigkeit" angegeben.

S.J. Nickell glaubt, die Zahlungen von Arbeitslosengeld hätten keinen Einfluß auf die Anzahl der Arbeitslosen, sehr wohl aber auf die Dauer der Arbeitslosigkeit. Er vermeint, die replacement ratio spiele nur zu Beginn der Beschäftigungslosigkeit eine Rolle, weil mit der Dauer das Einkommen aus der Arbeitslosenunterstützung sinke. Durch die Einführung des Earnings Related Supplement, so Nickells Annahme, sei die Arbeitslosigkeit um 10% gestiegen.<sup>65</sup> Hier müssen wir allerdings einerseits bedenken, daß das ERS nur eine Zeitlang in Kraft war. Andererseits

bezweifelt Malcolm Sawyer überhaupt, den Anstieg der Arbeitslosigkeit mit dem ERS in Verbindung bringen zu können, weil die überwältigende Mehrheit der Arbeitslosen kein ERS bezogen hat.<sup>66</sup> Auch er vermutet eher eine Verlängerung der Dauer der Arbeitslosigkeit als eine Änderung der Anzahl der Arbeitslosen. Außerdem deutet er, einzelne Akteure könnten eine freiwillige Arbeitslosigkeit zugeben, ohne daß es im gesamten eine versicherungsbedingte Arbeitslosigkeit gibt:

"Whilst theoretically at the micro-level an increase in unemployment benefits (relative to earnings) creates a work-disincentive, the crucial question is whether in practice the change in incentive has any significant impact on the work decision. The general work ethic, the impact of unemployment on future job prospects, the withdrawal of benefits from those who voluntarily quit their job, poor information on the level of benefits are some of the reasons for thinking that there is little impact on the work decision."<sup>67</sup>

Sawyer wandte sich mit seinem Artikel vor allem gegen einen Beitrag von Maki und Spindler<sup>68</sup>, wobei diese in einer weiteren Replik zugaben, "that the insurance-induced unemployment hypothesis has not yet been adequately tested or the magnitude of the effect exactly measured".<sup>69</sup>

Was von den Studien über versicherungsinduzierte Arbeitslosigkeit standhalten kann, ist also allenfalls die Behauptung, die Verweildauer in Arbeitslosigkeit würde sich erhöhen. Dies ist jedoch keineswegs beunruhigend, ist es doch der Zweck dieses Systems, sich in Ruhe und mit Sorgfalt um einen neuen Job umzusehen, was auch von neoklassischen Vertretern der Ökonomie immer wieder betont wird. Bleibt also lediglich der Vorwurf – den Grubel und Maki geäußert haben –, induzierte Arbeitslosigkeit sei jene, die zu lange dauert.<sup>70</sup> Was ist jedoch "zu lange", wenn – wie immer wieder bedeutet – die Suchzeiten die Allokationseffizienz des Marktes steigern; dann müßte es nämlich heißen "je länger, desto besser".

In der Diskussion um die versicherungsbedingte Arbeitslosigkeit treten so unterschiedliche Positionen auf, daß die Richtigkeit irgendwelcher Datenreihen oder Berechnungen kaum mehr nachvollzogen werden kann. Dafür seien noch einmal einige Beispiele genannt. Holden und Peel<sup>71</sup> warten mit Schätzungen auf, die gegen eine Überschätzung der replacement ratio sprechen, während Atkinson et al. behaupten, bei einer Erhöhung der replacement rate von 60% auf 80% sinke die Wiederbeschäftigungswahrscheinlichkeit um 15%.<sup>72</sup> Krieger zitiert in seiner Dissertation eine Studie des Bundesverbandes der deutschen Industrie, die zu dem Ergebnis kommt, der Anteil der "freiwillig" Arbeitslosen in der BRD liege 1977 bei 25%.<sup>73</sup> John Micklewright andererseits versucht zu zeigen, daß "no safe conclusion could be made at the present time about what the effect of benefits 'really is'".<sup>74</sup> Weiters spricht er sich dagegen aus, die replacement ratio als Indikator für die

Arbeitswilligkeit anzusetzen, weil es zu viele andere Einflüsse gibt. Er stellt eine Reihe von Studien vor, die belegen, wie wenig markant der Einfluß des Arbeitslosengeldes auf die Arbeitslosigkeit sei. Im übrigen findet auch eine österreichische Studie keinen Konnex zwischen der Ersatzrate<sup>75</sup> und der Dauer der Betroffenheit von Arbeitslosigkeit. Angesichts der empirischen Befunde "läßt sich kein systematischer Zusammenhang zwischen der Höhe der Ersatzquote und der Dauer der Arbeitslosigkeit feststellen". Eine Rolle dürfte dabei spielen, daß nur Bezieher niedriger Gehälter eine hohe Ersatzrate erreichen, was jedoch nicht vor einem Abstieg unter die Armutsgrenze schützt.<sup>76</sup> Eine englische Untersuchung kommt zu einem ähnlichen Schluß:

"There seems to be no evidence from this survey to substantiate the view that many men remain unemployed because it is more lucrative than working. It is very doubtful that more than a very small number of men fall into this category, and secondly, it cannot be conclusively proved that longer periods of unemployment are due to high unemployment income, rather than the possession of other characteristics such as a low level of skill."<sup>77</sup>

Ganz anders die Meinung von Horst Dieter Westerhoff, der in einem 1987 erschienen Aufsatz eine Untersuchung des Instituts für Demoskopie Allensbach erwähnt, nach der bei einer Befragung im Herbst 1986 mindestens 20% der Arbeitslosen angaben, freiwillig arbeitslos zu sein.<sup>78</sup> Das wären nach dem Arbeitslosenbestand der BRD von 2,2 Millionen Ende 1986 ca. 444.000 freiwillige Arbeitslose. Dies dürfte allerdings für die Volkswirtschaft von geringerer Bedeutung gewesen sein, da auch für die übrigen 1,75 Millionen Arbeitslosen lediglich 141.000 offene Stellen zur Verfügung standen.

Grundsätzlich ist in diesem Zusammenhang fragwürdig, ob es den einzelnen Akteuren in unserer Welt wirklich gleichgültig ist, aus welcher Quelle sie ihr Einkommen beziehen. Diese Sichtweise findet aber in viele Theoriegebilde von Wirtschaftswissenschaftlern Eingang, die eine unproblematische Substituierbarkeit des Arbeitseinkommens durch Arbeitslosengeld annehmen. Dabei gibt es einige Indizien, die diese Sichtweise widerlegen, wie z.B. die Bedeutung des ersten selbstverdienten Geldes. Grundsätzlich sollte zu all diesen Modellen jene Kritik bedacht werden, die Alfred Schütz geäußert hat. Er sieht den großen Fortschritt der modernen Wirtschaftswissenschaften genau ab jenem Moment, an dem sich einige fortschrittliche Ökonomen dazu entschlossen, "Angebot und Nachfrage graphisch darzustellen und diese Kurve zu untersuchen, sowie das Verhältnis von Preis und Kosten zu diskutieren, statt sich vergeblich darum zu mühen, das Mysterium der subjektiven Bedürfnisse und subjektiven Werte zu durchdringen".<sup>79</sup> Daraus ergeben sich jedoch weitreichende Konsequenzen, wie Schütz weiter anmerkt:

"Dies alles ändert aber nichts an der Tatsache, daß dieser Typ der Sozialwissenschaften sich nicht direkt und unmittelbar mit der sozialen Lebenswelt befaßt, die uns allen gemeinsam ist, sondern mit geschickt ausgewählten Idealisierungen und Formalisierungen der sozialen Welt, soweit diese ihren Tatsachen nicht widersprechen."<sup>80</sup>

Einige Gedanken sollten auch für den Begriff der Freiwilligkeit aufgewendet werden. Für viele Ökonomen und Teile der Öffentlichkeit ist die Antwort auf die Frage, wer freiwillig arbeitslos ist, sehr einfach zu beantworten. Entscheidet sich jemand bei der Wahl zwischen Arbeit und Arbeitslosigkeit für zweite, ist er freiwillig arbeitslos. Dabei bleiben verschiedenste Dimensionen unberücksichtigt. Z.B. können vor allem Bezieher niedrigerer Einkommen in eine Versicherungsfalle geraten. Um eine Abwärtsspirale zu vermeiden, könnten sie versucht sein, besonders schlecht entlohnte Jobs abzulehnen, da sie bei einer eventuellen Entlassung mit noch niedrigerem Arbeitslosengeld rechnen müssen; gerade solche Arbeitsplätze weisen eine hohe Fluktuation auf. Die Präferenz für die Arbeitslosigkeit sollte in diesem Fall nicht mit Freiwilligkeit verwechselt werden: "... jemand, der mit vorgehaltener Pistole gezwungen wurde, in den Fluß zu springen, hat es vorgezogen, zu springen; er ist allerdings weder freiwillig gesprungen, noch befindet er sich freiwillig im Fluß"<sup>81</sup>.

Frank Field schildert in seinem Buch eine Regelung, die der freiwilligen Arbeitslosigkeit in Großbritannien zu Leibe rücken sollte. Dabei handelt es sich um die "four-week rule", die Mitte 1968 eingeführt wurde. Field schreibt zu diesem Gesetz: "There could be no better test of the 'voluntary unemployed' thesis than the operation of this rule."<sup>82</sup> Gesunde, ungelernete Männer unter 45 Jahren, die in wirtschaftlich guten Regionen lebten, bekamen nur vier Wochen lang Arbeitslosengeld. Verheirateten, Facharbeitern und Frauen gestattete man ein Frist von drei Monaten. Männer zwischen 45 und 60 und solche, die nicht voll leistungsfähig waren, hatten bis zu sechs Monate Zeit, ehe ihre Leistungen gekürzt wurden; Männer über 60 erhielten ein Jahr Gnadenfrist. Ab der Einführung 1968 bis zum Jahr 1973 fielen 275.000 Menschen unter diese Regelung. Von Oktober 1968 bis März 1973 (1974 wurde das Gesetz wieder aufgehoben) bekamen 137.000 Menschen nach vier Wochen kein Geld mehr. Das bedeutete allerdings keineswegs, daß die Leute Arbeit fanden. Ein Bericht zeigte, daß 55.000 "mentally and physically ill claimants" dieser Regel zum Opfer fielen. Viele Menschen wurden kriminell, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. 27.000 Personen begingen in den Wochen nach dem Verlust der Leistungen zum ersten Mal in ihrem Leben ein Verbrechen, andere lebten von ihren Partnerinnen und ein gewisser Prozentsatz flüchtete in Männerprostitution. Field meint dazu lakonisch: "Hardly the results expected by those who thought the four-week rule would reinforce the Protestant work ethic."<sup>83</sup>

Ebenso gibt es natürlich viele Arbeitslose, die aus diversen Gründen keine Möglichkeit haben (z.B. hoher Stellenandrang, marginale regionale Situation etc.), Arbeitsplätze zu finden. Gilbert Ryle verweist uns zu Recht darauf, daß man bei dem Begriff der Freiwilligkeit berücksichtigen müsse, ob der Akteur überhaupt tun kann, was von ihm verlangt wird.<sup>84</sup> Nicht zuletzt sollte die normative Anwendung des Freiwilligkeitsbegriffs der Ökonomen nicht übernommen werden, die alle Wünsche oder Ansprüche, die Arbeitnehmer an Arbeitsplätze stellen, als ungerechtfertigt verwerfen. Wesentlich ist die Frage, was den einzelnen Akteuren in verschiedenen Situationen zugemutet werden kann. Es gibt eben unerträgliche Arbeitsplätze oder Jobs, für die jemand überqualifiziert ist etc. Nimmt man eine solche Stelle nicht an, hat man sich aus ökonomischer Sicht für Arbeitslosigkeit entschieden. Der resultierende Zustand muß deswegen noch lange nicht freiwillig sein. Genausowenig wie wir einem Unternehmer, der eine Stelle nicht besetzt, weil er keinen Kandidaten seiner Wahl findet oder weil er manche aus verschiedenen Gründen ablehnt, unterstellen, Verursacher der Arbeitslosigkeit zu sein, genausowenig können wir dem Arbeitnehmer zum Vorwurf machen, bei seiner Stellenwahl Vorsicht walten zu lassen.

Dieses Kapitel sollte uns vor Augen führen, daß die Präsentation von Arbeitslosen und Arbeitslosigkeit, wie sie uns in den Modellen vieler neoklassischer Ökonomen gegenübertritt, mitwirkt an jenen Meinungen – und wohl auch Mythen –, die uns allenthalben angeboten werden. Damit haben sie direkten Einfluß auf das Verhalten gegenüber Arbeitslosen, wie es hier in der Folge dargestellt werden wird.

## Anmerkungen

- 1 Nickell 1979, S.34.
- 2 Zilian 1990a, S.217ff.
- 3 Ebenda, S.219.
- 4 Ebenda.
- 5 Bourdieu 1987, S.251.
- 6 Zilian & Moser 1989, S.33.
- 7 Deacon 1977, S.355.
- 8 Deacon 1978, S.122f.
- 9 Neue Kronen Zeitung, 18.8.1987.
- 10 Grubel & Walker 1978, S.17.
- 11 Zilian & Moser 1989, S.34.
- 12 Grubel & Maki 1976, S.277.
- 13 Ebenda, S.284.
- 14 Ebenda.
- 15 Zilian & Moser 1989, S.36.
- 16 Morgenroth, 1990, S.63.
- 17 Grubel & Walker 1978, S.4.
- 18 vgl. in diesem Zusammenhang etwa die Studie über die verborgenen Kosten der Arbeitslosigkeit von Zilian & Fleck 1990 und Krieger 1982.
- 19 Grubel & Walker 1978, S.1ff.
- 20 Krieger 1982, S.18.
- 21 Rittenbruch 1987a, S.519.
- 22 Fischer & Heier 1983, S.73f.
- 23 Rittenbruch 1987b, S.573.
- 24 Carlberg 1986, S.173.
- 25 Gujarati 1972, S.1365ff.
- 26 Grubel & Maki 1976, S.282.
- 27 Grubel & Walker 1978, S.17.
- 28 Fields 1977, S.5.
- 29 Gujarati 1972, S.195ff.
- 30 Taylor 1972, S.1360.
- 31 Zilian & Malle 1991, S.67.
- 32 Grubel & Maki 1976, S.278.
- 33 Ebenda.
- 34 Fields 1977, S.5.
- 35 Rothschild 1978, S.24.
- 36 Quirk & Saposnik 1968, S.103.
- 37 Hamermesh 1978, S.47.



- 38 Zilian 1985, S.66.
- 39 Ebenda.
- 40 Field 1977, S.54.
- 41 Hamermesh 1978, S.51.
- 42 Wood 1975, S.33.
- 43 Sawyer 1979, S.35.
- 44 Atkinson et al. 1984, S.11.
- 45 Grubel & Maki 1976, S.274-299.
- 46 Ebenda, S.294.
- 47 Hamermesh 1978, S.47.
- 48 Rothschild 1978, S.29f.
- 49 Fields 1977, S.1-14.
- 50 Ebenda, S.6f.
- 51 Ebenda, S.12.
- 52 Field 1977, S.45.
- 53 Ebenda, S.47.
- 54 Hamermesh 1978, S.52.
- 55 Bodkin & Cournoyer 1978, S.62-89.
- 56 Gerard et al. 1978, S.146-168.
- 57 Zilian & Moser 1989, S.46.
- 58 Nickell 1979, S.35.
- 59 König 1978, S.50.
- 60 Ebenda, S.51.
- 61 Egle & Karr 1980, S.152.
- 62 Ebenda.
- 63 Arbeitssuche 1978.
- 64 Ebenda, S.10.
- 65 Nickell 1979, S.34ff.
- 66 Sawyer 1979, S.135ff.
- 67 Ebenda, S.136.
- 68 Maki & Spindler 1975.
- 69 Spindler & Maki 1979, S.159.
- 70 Grubel & Maki 1976, S.284.
- 71 Holden & Peel 1981, S.349-354.
- 72 Atkinson et al. 1984, S.16.
- 73 Krieger 1982, S.17.
- 74 Micklewright 1986, S.118.
- 75 Die Ersatzrate ist ein Maß für die Einkommensverluste während der Arbeitslosigkeit im Vergleich zum Einkommen davor.
- 76 Erath et al. 1987, S.198.

77 M.J. Hill, R.M. Harrison, A.V. Sergeant & V. Talbot: Men out of Work: A Study of Unemployment in three English Towns, Cambridge 1973, zit. nach: Rothschild 1978, S.30.

78 Westerhoff 1987, S.101ff.

79 Schütz 1972, S.6.

80 Ebenda, S.7.

81 Zilian & Moser 1989, S.39.

82 Field 1977, S.54.

83 Ebenda.

84 Ryle 1969, S.90f.

## Arbeitslos am Arbeitsmarkt

Welche Befunde zum Arbeitsmarkt auch immer zur Hand genommen werden, die Tatsache, daß Arbeitslose generell größere Schwierigkeiten haben, einen Job zu finden, kommt überall zum Ausdruck. Die Ursachen und Wirkungen dieser Tatsache können auf einer strukturellen und einer individuellen Ebene betrachtet werden – dies soll in diesem Kapitel geschehen. Die diversen Erkenntnisse der Arbeitsmarktforschung kontrastieren dabei sehr anschaulich mit den Erfahrungen jener Unternehmer und jener Arbeitslosen, die für diese Arbeit befragt wurden.

In der Einleitung wurde bereits auf die Schwierigkeiten bei der Definition des Begriffs Diskriminierung hingewiesen. Vor diesem breiteren Hintergrund werden die ökonomischen Ansätze zur Diskriminierung verständlich, die einen sehr spezifischen Zugang haben und einem Kulturwissenschaftler zu eingeschränkt erscheinen. So versucht Gary S. Becker Diskriminierung vor allem von seiten der Lohndifferenzierung in den Griff zu bekommen, indem er herausarbeiten möchte, daß die Diskriminierung nicht nur den Diskriminierten schadet, sondern auch den Diskriminierenden.<sup>1</sup> Es handelt sich also um einen nutzentheoretischen Ansatz. Becker definiert einen Diskriminierungskoeffizienten, um die "tastes for discrimination" in Geldgrößen messen zu können. Das Ausmaß der Diskriminierung betrachtet er als Folge der "physischen Distanz" zwischen den betreffenden Gesellschaftsgruppen. Von der relativen Anzahl der diskriminierten Personen innerhalb der Gesellschaft (besonders am Arbeitsmarkt) hängt dabei die Häufigkeit und die Nähe des Kontakts ab.<sup>2</sup> Beckers Ansätze vermögen empirischen Untersuchungen allerdings nicht standzuhalten; die diskriminatorischen Regungen können für die Unternehmer zwar Kosten verursachen, allerdings nicht in jenen Fällen, wo diskriminierende Praktiken so verbreitet sind, daß daraus möglicherweise Kostenvorteile für die Unternehmer entstehen (z.B. durch Ausbeutung). Man muß jedoch auch Beckers Intention sehen. Gerade neoklassische Theoretiker mußten "durch das Phänomen ungleicher Marktpreise für ein homogenes Gut (Arbeitsleistungen einer bestimmten Qualität) besonders irritiert sein, da dies nicht in ihr Theoriegebäude paßte".<sup>3</sup> Sie waren daher bedacht, "diese 'ärgerliche' Erscheinung mit dem eigenen Paradigma kompatibel zu machen".<sup>4</sup> Darauf zielte letztendlich Beckers Diskriminierungsansatz ab.

Ein in unserem Zusammenhang interessantes Modell entwarfen jene Theoretiker, die von dualen oder segmentierten Arbeitsmärkten sprechen. Dieses Modell leitet Diskriminierungserscheinungen aus den Besonderheiten und Unvollkommenheiten

des Arbeitsmarktes ab. Der Grundgedanke des Ansatzes läßt sich anhand seiner einfachsten Version, dem sogenannten dualen Arbeitsmarktkonzept, erläutern:

"Nach dem 'dualen Modell' zerfällt das Beschäftigungssystem in zwei Segmente. Zum primären Segment zählen jene Arbeitsplätze, auf denen die Beschäftigten Qualifikationen erwerben, mit längeren Betriebszugehörigkeiten rechnen und steigende Alterseinkommensprofile erwarten können. Dieses erste Segment erweist sich gegenüber Konjunkturschwankungen gesichert, während im 'zweiten Segment' Nachfrageschwankungen zu kurzfristigen Beschäftigungsanpassungen führen. Im sekundären Segment treten daher Kündigungen häufiger auf, wodurch die Dauer der Betriebszugehörigkeit kürzer ausfällt. Unternehmen scheuen daher, höhere Qualifikationskosten für die Beschäftigten des zweiten Segments auf sich zu nehmen. Ferner wird darauf verzichtet, die Arbeitskräfte durch Aufstiegschancen und senioritätsbezogene Lohnsteigerung besonders zu motivieren."<sup>5</sup>

Zwischen den beiden Segmenten bestehen nun deutliche Mobilitätsbarrieren, wobei die Arbeitskräfte aus dem zweiten Segment kaum eine Übertrittschance haben, während die Arbeitnehmer des ersten Segments mit aller Kraft ein Abrutschen verhindern wollen.<sup>6</sup> Primäre Sektoren bieten auf jeder Ebene bessere Möglichkeiten als sekundäre. "Die Diskriminierung besteht in den – auf verschiedene Arten bewerkstelligten – Einschränkungen der Zugangsmöglichkeiten zu den besseren Arbeitsplätzen."<sup>7</sup> Diese Einschränkung bezeichnet man auch als "soziale Schließung": "Soziale Schließung" bedeutet demnach nichts anderes als den Ausschluß sozialer Gruppen von Erwerbschancen, wobei es zunächst keine Rolle spielt, durch welche Mechanismen dies bewirkt wird.<sup>8</sup> Dabei bezieht sich dieser von Max Weber übernommene Begriff keineswegs nur auf den Arbeitsmarkt, sondern bezeichnet prinzipiell jenen Prozeß, "durch den soziale Gemeinschaften Vorteile zu maximieren versuchen, indem sie den Zugang zu Privilegien und Erfolgchancen auf einen begrenzten Kreis von Auserwählten einschränken".<sup>9</sup> Es wird in unserem Zusammenhang jedenfalls angenommen, daß neben dem externen ein interner Arbeitsmarkt besteht, auf dem nach und nach ein immer höherer Anteil an Arbeitsplatzwechseln stattfindet. Für die Bundesrepublik Deutschland beträgt der geschätzte Anteil von internen Arbeitsplatzwechseln bereits zirka die Hälfte aller Arbeitsmarktbewegungen.<sup>10</sup> Daraus kann auch auf ungünstigere Bedingungen für Arbeitslose bei einer Bewerbung um qualifizierte Arbeitsplätze geschlossen werden. Vor allem zu Zeiten hoher Arbeitslosigkeit wird der Ausschluß externer Bewerber am internen Arbeitsmarkt besonders häufig sein. So werden Arbeitslose gerade in "besseren" Betrieben mit attraktiven Arbeitsbedingungen und stabilen Beschäftigungsmöglichkeiten häufig von vornherein aus dem Bewerberkreis ausgeklammert. Ein gegenteiliges Modell entwickelte der Ökonom Hahn, der eine potentielle Strategie von Arbeitssuchenden zei-

gen möchte. Outsider, die sich nicht auskennen, könnten Insidern, die in Verhandlungen einen höheren Lohn herausholen wollen, das Spiel verderben, wenn sie bereit sind, zu einem geringeren Lohn arbeiten zu gehen.<sup>11</sup> Dies stimmt mit der Realität jedoch nicht überein, da Outsider kaum in einen internen Arbeitsmarkt gelangen – und schon gar nicht über Lohnverzicht. Der Effekt des Lohndrucks entsteht höchstens bei den schlechten Arbeitsplätzen, wo überdies bei Kollektivvertrags-verhandlungen immer neue untere Tarifgruppen erfunden werden, um die niedrigsten Einkommen auch tatsächlich niedrig zu halten.<sup>12</sup> Um diese Jobs konkurrieren dann die unterste Schicht ungebildeter inländischer Arbeitnehmer mit diversen Gruppen ausländischer Arbeitnehmer, wobei es zu Formen des Lohndrucks kommen kann.

Eine besondere Spielart der Praxis in segmentierten Arbeitsmärkten findet sich in meinen Interviews unter der positiven Erwähnung der Mundpropaganda bei der Vermittlung von Jobs. Elf von sechzehn Firmen machten positive Erfahrungen bei dieser Form der Arbeitskräftevermittlung. Selbst in der Baubranche scheint es dabei einen internen Arbeitsmarkt zu geben, obwohl sie sonst häufig mit Besetzungsschwierigkeiten zu kämpfen haben, weil das Arbeitskräfteangebot nach ihrer Meinung sehr schlecht ist. Jene Mitarbeiter jedoch, die über Mundpropaganda vermittelt werden, werden eher zu Stammarbeitern, was längere Anstellungsdauer und höhere Löhne mit sich bringt. Herr Michlbauer von der Baufirma Klar erzählte, die besseren Mitarbeiter würden über Mundpropaganda vermittelt, indem man z.B. einen guten Mann frage, ob er nicht noch einen Kollegen habe, der ebenfalls zur Firma kommen möchte.<sup>13</sup> Frau Müller, Angestellte beim Stadtbaumeister Krieger, sieht in der Mundpropaganda das wichtigste Instrument, das sei *eigentlich fast die einzige Chance*.<sup>14</sup> Ähnlich schildert Herr Melzer von der Baufirma Krist die Situation: *Ein guter Polier bringt also immer wieder seine Leute mit, nicht, also anders würde das sowieso gar nicht funktionieren*.<sup>15</sup> Schließlich meint auch Baumeister Kaltenbrunner, daß die Mundpropaganda besser funktioniere als Arbeitsamt und Inserat. Das sei für ihn ohnehin interessanter, weil die Beschäftigten dann aus einer Region stammen und die Firmenfahrzeuge, die von auswärts kommen, leichter voll werden.<sup>16</sup>

Aber nicht nur die Baufirmen rekrutieren ihre Mitarbeiter auf diese Art und Weise. Das Sauerstoffwerk Käfer sucht und findet seine Leute immer über den Mitarbeiterbereich.<sup>17</sup> Genauso regelt das die Herrenbekleidungsfabrik Kuntner, wo Personalprobleme bei Bedarf über Mundpropaganda gelöst werden. Eine Mitarbeiterin erzähle das der Nachbarin, *und so läuft das eigentlich*.<sup>18</sup> Bei der Druckerei Kröll kommen laufend Bewerbungen, die aus dem Umfeld von Mitarbeitern stammen und auf die man zurückgreifen kann.<sup>19</sup> Eine britische Studie aus den 70er Jahren

bestätigt die Bedeutung sozialer und familiärer Kontakte bei der Arbeitsvermittlung. Je höher Status und Bildung der Befragten waren, desto geringer erwies sich der Einfluß von familiären und freundschaftlichen Kontakten.<sup>20</sup> Eine neuere Untersuchung bestätigt Granovetter teilweise, verlangt allerdings eine noch stärkere theoretische Reflexion des Phänomens. Es schiene für die empirische Forschung notwendig, "daß nicht nur die Wege der Stellenfindung bzw. Stelleneinmündung betrachtet werden, sondern der *gesamte Prozeß der Stellensuche* mit seinen in der Regel vielschichtigen und sequentiellen Aktivitäten ins Blickfeld genommen wird".<sup>21</sup> Nach Granovetter – was für die Betrachtung an dieser Stelle ausreichend ist – werden Arbeitsplätze am häufigsten, mit Ausnahme von Berufsanfängern, über Kontakte am Arbeitsplatz vermittelt. 68,7% jener Befragten, die Arbeit über Kontakte und Beziehungen gefunden hatten, gaben dies als Informationsquelle an.<sup>22</sup> Dies festigt in gewisser Hinsicht die These von einem internen Arbeitsmarkt, der sich nicht nur auf Jobs innerhalb einer Firma beziehen muß, sondern auch weiter gefaßt werden kann. Jedenfalls hält Granovetter fest, wer bei dieser Praxis die größten Aussichten auf Erfolg hat: "In brief, those using long information chains are less well placed in the labor market than those using short ones."<sup>23</sup>

Im besonderen Maß sind bei dieser Praxis Langzeitarbeitslose ausgeschlossen.<sup>24</sup> Dabei kommt es zu einer Abwärtsspirale, die vor allem Beschäftigte auf den unsicheren Arbeitsplätzen betrifft. Dies bestätigen Zahlen, die Marie Jahoda zitiert; Menschen auf den untersten Beschäftigungsebenen sind demnach mindestens sechs Mal so stark von Erwerbslosigkeit bedroht wie diejenigen auf den höchsten Ebenen.<sup>25</sup> Die kumulative Wirkung der Arbeitslosigkeit wird bei den deutschen Sozialwissenschaftlern Büchtemann und Rosenblatt deutlich zum Ausdruck gebracht. Bei einer Langzeituntersuchung von 1.643 Arbeitslosen aus dem Jahr 1977 hatten 90% innerhalb der nächsten viereinhalb Jahre wieder Arbeit aufnehmen können. Allerdings ist nur 52% eine stabile Wiedereingliederung in den Erwerbsprozeß gelungen. Bei jedem dritten ehemaligen Arbeitslosen zeichnete sich nach der Arbeitslosigkeit eine dauerhafte Destabilisierung des Berufsverlaufs ab.<sup>26</sup> Das Arbeitslosigkeitsrisiko ist also konzentriert. Zwischen 1974 und 1983 gab es in der BRD 33 Millionen Arbeitslosenfälle, die auf nur 12,5 Millionen Personen fielen (insgesamt 41 Millionen Erwerbspersonen). Das bedeutet, daß im Durchschnitt jeder Betroffene 2,6mal arbeitslos geworden ist.<sup>27</sup>

Die jeweiligen Interessensverbände wiederum werden unter Bedingungen hoher Arbeitslosigkeit danach trachten, die materielle Existenz ihrer Mitglieder zu sichern. Diskriminierung ist dabei oft (z.B. bei informellen Absprachen zwischen Personalleitung und Betriebsrat) eine defensive Strategie zur Verteidigung des Besitzstandes.<sup>28</sup> Diese Schließung führt zu folgendem Phänomen: "Je länger der

Arbeitsmarkt von einem Zustand der Vollbeschäftigung entfernt ist, desto stärker konzentrieren sich die Lasten der Arbeitslosigkeit auf einen bestimmten Personenkreis.<sup>29</sup> Dies impliziert immer längere Episodendauern und immer höhere Wiederholungsfaktoren. Wagner unterzog diese Ausgrenzungshypothese arbeitsloser Personen einem Test, der ihre Gültigkeit belegt: Während in einem einzelnen Jahr (z.B. 1988) das am stärksten belastete Arbeitslosen zehntel 28,9% aller Arbeitslosentage zu tragen hatte, stieg dieser Anteil bei zwei Jahren (1987/88) auf 31,3% und bei der Betrachtung des Zeitraumes 1981-1988 gar auf 36,3%.<sup>30</sup> Für Arbeitslose bedeutet dies, daß die damit einhergehenden Selektions- und Filterprozesse zu einer kumulativen Verstärkung der sozialen Ungleichverteilung von Arbeitsmarktchancen und -risiken führen.<sup>31</sup>

Neben der Theorie der dualen oder segmentierten Arbeitsmärkte gibt es die sogenannten "statistischen Theorien" der Diskriminierung (z.B. Phelps); hier ist nicht das Nutzenkalkül bei bestehenden "tastes for discrimination" der Ausgangspunkt für die Benachteiligung von Jobbewerbern, sondern die Existenz unvollkommener Informationen.<sup>32</sup> Der Unternehmer kann keine ausreichenden Qualifikationstests bei den nicht homogenen Arbeitskräften durchführen, da dies zu kostspielig und zeitaufwendig wäre. Hier entwickelt der Unternehmer ein Vorurteil ("die statistische Vermutung"), daß gewisse Personen oder Personengruppen qualifizierter seien als andere. Es geht nicht um einen "taste for discrimination", sondern um Vorurteile über objektive Zustände (Durchschnitt und Streuung der Qualifikation). Solche Vorurteile können auch bestehen bleiben, wenn in der Realität keine Qualifikationsunterschiede zwischen den Gruppen bestehen. "Wie Arrow betont, kann dies sehr wohl als Folge kognitiver Dissonanz der Fall sein; die diskriminierenden Entscheidungen ermöglichen und erleichtern die Rationalisierung der vorgefaßten Meinung."<sup>33</sup> Dabei gestaltet sich dieses Problem durchaus vielschichtig. Manche Ausscheidungskriterien können eine berechtigte Grundlage haben. "Wer eine Amme sucht, wird gegen Männer 'diskriminieren', weil die geforderte Dienstleistung nur von einer Frau erbracht werden kann."<sup>34</sup> Chancengleichheit kann also nicht dort eingefordert werden, wo beispielsweise natürliche Fakten dagegensprechen. Eine weitere Spielart stellen jene Theorien dar, die bestimmten Gruppen von Menschen eine geringere Eignung nachsagen. Wenn es sich bei solchen Theorien um Vorurteile handelt, wird dadurch die Benachteiligung ökonomisch gerechtfertigt und rationalisiert. Auch die Berufung auf Marktgegebenheiten kann in diesem Zusammenhang herangezogen werden – z.B. berufen sich Unternehmen, die mit arabischen Partnern zu tun haben, darauf, daß dort Frauen als Verhandlungspartnerinnen nicht gerne gesehen würden, weshalb in diesen Bereichen dann keine Frauen eingesetzt werden. In einem solchen Fall können

"auch die Einstellungsentscheidungen vorurteilsfreier Unternehmer ... an der Perpetuierung von Mustern der Ungleichheit mitwirken"<sup>35</sup>.

Die statistischen Theorien der Diskriminierung müssen nicht isoliert betrachtet, sondern können durchaus mit den Theorien der dualen und segmentierten Arbeitsmärkte zusammengeführt werden. Es ist keineswegs immer klar unterscheidbar, ob ein interner Markt aufgrund von Schließungsstrategien besteht oder ob beispielsweise Unternehmer aufgrund unvollkommener Informationen ein Verhalten an den Tag legen, das diesen internen Markt unterstützt oder hervorruft. Hohe Arbeitslosigkeit scheint jedoch gewisse Dispositionen zu fördern, die sowohl von Theoretikern der statistischen Theorien als auch der segmentierten Arbeitsmärkte vertreten werden.

Im Falle einer Bewerbung gehören Lebenslauf und stabile Erwerbsbiographie zu den wichtigsten Selektionskriterien, die über Erfolg oder Mißerfolg einer Bewerbung entscheiden. Dabei wird die kumulative Wirkung von Diskriminierung besonders deutlich:

"Diskriminierung, die in vergangenen Lebensabschnitten erfahren wurde, führt bei jeder neuen Einstellung wieder zur Diskriminierung. Bewerber, die wegen fehlender Ausbildung auf instabilen Arbeitsplätzen beschäftigt waren, werden wegen 'Instabilität' und 'Unzuverlässigkeit' in der Vorauswahl oder spätestens im Interview zurückgewiesen. Für den Bewerber stellt sich der Mechanismus als Teufelskreis dar: Fehlende Schulausbildung schließt ihn von der Berufsbildung aus; wegen fehlender Berufsausbildung kann er keine qualifizierende Berufserfahrung sammeln; fehlende Berufserfahrung beschränkt seine Beschäftigungschancen auf entqualifizierende und instabile Arbeitsplätze."<sup>36</sup>

Dafür gibt es in der amerikanischen Rechtsprechung eine entsprechende klassische Formel: "'Neutrale' Einstellungspraktiken verfestigen und legitimieren in der Vergangenheit erfahrene Diskriminierung."<sup>37</sup> Diese Erfahrung der Kumulierung von Diskriminierung wird sowohl von Arbeitslosen als auch von Unternehmern immer wieder mitgeteilt. In einer jüngeren österreichischen Untersuchung bringen Unternehmer ihre negative Einstellung gegenüber arbeitslosen Bewerbern immer wieder deutlich zum Ausdruck.<sup>38</sup>

Ein Paradebeispiel dafür ist unser arbeitsloser Herr Gangl. Nach einer stabilen Erwerbsbiographie mit elfjähriger Beschäftigung als Nachtwächter wurde er arbeitslos und geriet in jenen Abwärtsstrudel des "last hired – first fired"-Systems. Danach arbeitete er nämlich bei einem Großunternehmen als Werkstättenreiniger und gehörte zu den ersten, die wegen wirtschaftlicher Schwierigkeiten gekündigt wurden. Reinigungspersonal wird in solchen Fällen bekannterweise durch einen privaten Reinigungsdienst ersetzt. In der Folge erhielt er nur mehr Gelegenheitsarbeiten, was seine Erwerbsbiographie endgültig zerstörte.<sup>39</sup> Auf diese Biographie



achten jedoch Unternehmer und Personalchefs, denn die mangelnde Arbeitsmotivation bemerke man, so Herr Rogler von der Autozubehörfirma Kaltz, an den Unterlagen, aus denen hervorgeht, wie lange jemand schon arbeitslos sei.<sup>40</sup> Herr Waltl, der beim Stadtbaumeister Krieger für das Personal verantwortlich ist, bedauert, daß *es jetzt kein Arbeitsbuch mehr gibt, wo man nachschauen kann, wo war der und wann hat er gearbeitet und wann nicht*.<sup>41</sup> Genau darauf nimmt auch Michael Wagner Bezug. Personalrekrutierenden Unternehmen bleiben viele entscheidende Merkmale bei Einstellungsgesprächen verborgen. Statt dessen ziehen sie Ersatzvariablen heran; eine solche kann in der Frage der persönlichen Leistungsfähigkeit die Erwerbsbiographie sein. In ihr "kommen Unterbrechungen in Form von Arbeitslosigkeitsepisoden eine besondere Signifikanz zu. Denn ein hoher Wiederholungsfaktor deutet auf latente Merkmale hin, die offensichtlich immer wieder zu einer Auflösung des Beschäftigungsverhältnisses führen".<sup>42</sup> Solche Bewerber werden von Unternehmen kaum eingestellt werden.

Herr Kraftmann hat in seiner Konditorei die Erfahrung gemacht, daß Mitarbeiterinnen, die schon öfters die Stelle gewechselt haben, auch bei ihm nicht lange bleiben. In der genaueren Erzählung beschränkt er sich dann auf einen Fall, wo er eine Mitarbeiterin mit unstabiler Erwerbsbiographie nehmen mußte, *weil kein anderes Angebot da war. So, probieren wir, warum nicht. Und sage ich dann zu meiner Mitarbeiterin: Schauen Sie, die ist bei uns genauso drei Monate da. Gestimmt hat es. Sie war auch nur drei Monate da*.<sup>43</sup> Inwieweit sich seine vorgefaßte Meinung möglicherweise auf das Verhalten gegenüber seiner Mitarbeiterin ausgewirkt haben kann oder ob sich auch ihre Kolleginnen wegen seiner Äußerungen ein negatives Bild von ihr machten und dementsprechend agierten, kann hier nicht beurteilt werden. Generell werden diese Befunde von Windolf & Hohn bestätigt, die erhoben, daß 90% der Firmen auf Stabilität (keine Job-Hopper) Wert legen.<sup>44</sup>

Aber auch alle von uns befragten Arbeitslosen strebten eine fixe Stelle an, und dem standen nach ihren Angaben zweierlei Dinge entgegen; zum einen befristete Arbeiten und zum anderen Tätigkeiten, die kein Mensch freiwillig länger ausübt. Aus diesem Blickwinkel kann der häufige Arbeitsplatzwechsel anders wahrgenommen werden, wofür ich zwei Beispiele erwähnen möchte. Herr Schwaiger war arbeitslos und ließ sich vom Arbeitsamt auf einen Posten vermitteln, den er auch erhielt. Sein Erlebnis schildert er folgendermaßen:

*Dann war ich inzwischen bei einer Firma, aber wenn es solche Firmen gibt, muß man Angst haben um die Firmen. Dort habe ich angefangen, da bin ich zwei Stunden herumgestanden. Keiner hat dir gesagt, was du tun sollst. Nach der Jausenzeit hat mir der Chef gesagt, was ich tun soll, danach bin ich wieder rumgestanden. So ist der erste Tag*

*vergangen, und am nächsten Tag war es wieder das gleiche. Am dritten Tag bin ich den Krankenstand gegangen, dann hat er mich entlassen. Wie ich meine Papiere geholt habe, hat er gesagt, vor Leuten wie mir müsse man sich fürchten – zwei Tage arbeiten und dann Krankenstand.<sup>45</sup>*

Herr Schwaiger litt also offensichtlich unter der Kommunikationslosigkeit und unter der Tatsache, daß er zwar arbeitete, aber nichts tat. Eine ähnliche Geschichte erzählte Richard Wossidlo von seinen Felderlebnissen. Er bezahlte einem Holzknecht den Verdienstentgang, damit jener nicht arbeiten ginge, sondern zuhause bliebe und ihm Geschichten erzählte. Dieser wurde mit der ungewohnten Rolle jedoch nicht fertig, da er es nicht aushielt, tagsüber nichts zu tun und dafür noch bezahlt zu bekommen.<sup>46</sup> Ein anderes Beispiel bringt Frau Winkler, die 18 Jahre bei einer Firma als Näherin gearbeitet hatte, ehe sie wegen Arbeitsmangels gehen mußte. Auch bei ihr folgte darauf eine unstete Karriere, die sie über eine Zeitungsannonce zu einer Fleischhauerei in einem Ort zehn Kilometer außerhalb von Graz führte. Das sei eine Firma gewesen, wo die Leute kommen und gehen. Der Stundenlohn habe 55 Schilling betragen, und es hätte sich um einen 8-Stunden-Tag handeln sollen. Da es aber zuwenig Personal gab, mußten täglich Überstunden gemacht werden. Sie habe jeweils um sechs Uhr morgens angefangen und sei keinen Tag vor halbsechs oder sechs heimgekommen. Das habe sie dann nicht durchgehalten, die Füße und das Kreuz, das ohnehin schon lädiert sei, hätten sie so geschmerzt, daß sie nicht mehr gekonnt habe.<sup>47</sup>

Diese beiden Beispiele sollten nur zeigen, welche rationalen Gründe es für Arbeitnehmer geben kann, an gewissen Stellen nicht länger zu verweilen. Frau Winkler beispielsweise hatte diese Stelle außerhalb von Graz nur angenommen, weil sie nicht mehr arbeitslos sein wollte. Der Stadtbaumeister Kaltenbrunner bringt ebenfalls ein Beispiel dafür, daß Arbeitnehmer eigentlich einen festen Arbeitsplatz anstreben, was er bei seinem persönlichen Beispiel bedauert, da er den Mitarbeiter lieber in seiner Baufirma behalten hätte, obwohl er ihm dort offensichtlich keinen Arbeitsplatz für das ganze Jahr anbieten konnte. So beklagt er sich:

*Ich hab' jetzt im Sommer erst einen Maurer verloren, der war – hat bei mir gelernt, hat mit Auszeichnung gemacht –, war , ich glaub' 8 Jahre oder was, bei mir, und jetzt ist er ins Gartenbauamt gegangen. Da tut er – der hochqualifizierte Mann tut Geländer versetzen, ich hab ihm ja zugeschaut. Hat er gesagt: Sie, aber ich bin im Winter nicht arbeitslos.<sup>48</sup>*

Auch Herr Moorhammer von der Bekleidungsfirma Kuntner erzählt, daß ihm schon drei Leute von öffentlichen Stellen *abgezogen* worden wären. Diese Leute würden für die dortige Sicherheit und das ruhigere Leben sogar finanzielle Verluste in Kauf nehmen.<sup>49</sup> Herr Beldika stellt dafür ein schönes Beispiel dar, er wollte

sogar als Fahrer oder Hausmeister arbeiten, nur um wieder eine feste Stelle zu ergattern. Seine Voraussetzung sei jetzt, *eine Firma zu finden, ..., wo ich wirklich ein bißl ein, ein, ein, bißl eine, eine Sicherheit hab'*, dort wirklich zu bleiben bis zu meiner Pensionierung.<sup>50</sup> Widersprüchlich ist in diesem Zusammenhang die Aussage von Herrn Michlbauer, der für die Baufirma Klar *Dauermenschen* sucht, obwohl er nur Saisonarbeitsplätze zu vergeben hat, die sich nach der Konjunktur richten.<sup>51</sup> Dem Arbeitgeber steht das Recht zu, die Dauer der Beziehung zu bestimmen, da ökonomische Gründe ein ausreichendes Motiv darstellen. Er kann Arbeitsbeziehungen abbrechen – auch öfters –, beim Arbeitnehmer hingegen verschlechtert eine solche Flexibilität seine Erwerbsbiographie und damit seine Aussichten auf einen guten Job. Die Verhaltensweisen der Arbeitnehmer sind also durchaus nicht irrational, und der angesprochene Baufacharbeiter und die Mitarbeiter von Herrn Kuntner haben es geschafft, in einen internen Arbeitsmarkt zu gelangen, in dem sie – zumindest was die Arbeitsplatzsicherheit anbelangt – viel besser aufgehoben sein werden als bei ihren früheren Arbeitgebern. Diese Beispiele belegen weiters, daß Arbeitnehmer nicht lediglich nach einem ökonomischen Nutzenkalkül entscheiden und daher gewisse Stellenangebote ab einem gewissen Lohnniveau annehmen, wie dies in vielen ökonomischen Modellen behauptet wird. Generell sinken allerdings die Lohnerwartungen von Arbeitslosen mit Dauer der Arbeitslosigkeit.<sup>52</sup> Michael Wagner hat aber errechnet, daß für die überwiegende Zahl der betroffenen Personen, die wieder eingestellt werden, die Arbeitslosigkeit die Entlohnungschancen nicht beeinträchtigt, die Entlohnung im 'alten' und 'neuen' Beschäftigungsverhältnis entsprachen einander in hohem Maß.<sup>53</sup> Arbeitslose könnten demnach ihre Lohnerwartungen senken, obwohl dies gar nicht notwendig wäre. Im übrigen widerspricht diese Erkenntnis Wagners auch der These monetaristischer Theoretiker, bei markträumenden Preisen – sprich Lohnanpassung nach unten – würde Arbeitslosigkeit nicht existieren.

Vor allem korreliert die Fluktuation vor der Arbeitslosigkeit in sehr starkem Ausmaß mit dem weiteren Verbleib von Arbeitslosen. Bei einer Erhebung über die Ungleichverteilung von Arbeitsmarktchancen nach einer Betriebsstillegung in Berlin stellte sich heraus, daß unter den Arbeitslosen, "die ein Jahr nach dem Stichtag nach zwischenzeitlicher Erwerbstätigkeit erneut arbeitslos waren, Arbeitslose mit kurzer Beschäftigungsdauer (beim letzten Arbeitgeber vor ihrer Arbeitslosigkeit) bzw. Arbeitslose mit drei oder mehr Arbeitgebern (in den letzten 5 Jahren vor der Arbeitslosigkeit) stark überrepräsentiert" sind.<sup>54</sup> Ähnliche Ergebnisse bringen Untersuchungen von Linde Pelzmann in Kärnten. Bei länger als sechs Monate bestehender Arbeitslosigkeit bewirkt allein diese Angabe, daß dem Stellenwerber nur äußerst geringe Chancen auf den Arbeitsplatz eingeräumt werden. Zum einen

bezweifelten die potentiellen Arbeitgeber die Arbeitswilligkeit und Tüchtigkeit der Arbeitslosen, zum anderen befürchteten sie einen Qualifikationsverlust durch die lange Untätigkeit. Interessanterweise änderte sich diese Einstellung dann, wenn ein Arbeitsloser glaubhaft machen konnte, er hätte schwarz gearbeitet.<sup>55</sup>

In einer deutschen Studie, die vom Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung herausgegeben wurde, heißt es, man scheine den Arbeitslosen – vor allem jenen vom Arbeitsamt vermittelten – 'schärfer auf die Finger zu schauen' als anderen Bewerbern: "Die Personaleinsteller sehen z.T. bereits in der Tatsache der Arbeitslosigkeit einen Indikator für verringerte Belastbarkeit und Integrationsfähigkeit von Bewerbern."<sup>56</sup> Dieses Phänomen führt wiederum dazu, daß die Arbeitslosen unter solchen Umständen auch kein besonders sicheres Auftreten haben, da ihnen das Selbstbewußtsein fehlt. Der britische Sozialwissenschaftler Hill vermutet in den Auswirkungen des mangelnden Selbstbewußtseins die Ursache für Arbeitsunwilligkeit. Es sei wahrscheinlicher, daß ein sogenannter Arbeitsscheuer geringe Anstrengungen unternimmt, Arbeit zu bekommen, als daß er bewußt so agiert, Arbeit zu vermeiden. Hill zitiert einen anderen Wissenschaftler: "Malingering is in the main a negative lack of virtue, not a positive vice."<sup>57</sup> Dies erzielt den paradoxen Effekt der Erhöhung der Einstellungschancen derjenigen, die bereits Arbeit haben, und die Verringerung der Chancen bei jenen, die so dringend eine benötigen würden.<sup>58</sup> Hier können Vergleiche mit dem 'Beziehungsmarkt' hergestellt werden, auf dem ebenfalls jene die besseren Chancen aufweisen, die sich quasi bereits 'bewährt' haben, während Leute mit ungünstiger 'Beziehungsbiographie' als Ladenhüter gehandelt werden, die – mit der Autorität des common sense – gewisse Mängel aufweisen müssen.

Die Tatsache, daß allein der Zustand der Arbeitslosigkeit bereits ausreicht, um die Chancen am Arbeitsmarkt in so drastischer Weise zu minimieren, führt in der Folge zu einem darauf basierenden Phänomen. In Zeiten hoher Arbeitslosigkeit findet im Arbeitslosenbestand ein Aussiebnungs- und Selektionsprozeß statt, der einige Gruppen stufenweise aus der Erwerbstätigkeit ausgliedert.<sup>59</sup> Man benötigt keine große Vorstellungskraft, um sich jene Gruppen zu vergegenwärtigen, die davon betroffen sind. In einer Untersuchung der Bundesanstalt für Arbeit über den Verbleib und die Vermittlungsprobleme von Arbeitslosen wurde verdeutlicht, wie sehr "personenbezogene Risikofaktoren" (gesundheitliche Einschränkungen, höheres Alter, geringe berufliche Qualifikation) die berufliche Wiedereingliederung beeinträchtigen.<sup>60</sup> Die bereits zitierte Betriebsstillegungsstudie bestätigt diese Angaben, nach denen "die Wiedereingliederungsquoten ... bei älteren Arbeitslosen, Arbeitslosen mit gesundheitlichen Einschränkungen und um- bzw. angelernten Arbeitern" besonders niedrig sind.<sup>61</sup> Diese Ergebnisse werden durch Erzählungen von Arbeitslosen bestätigt. Der

52jährige Angestellte Paul S. und der gleichaltrige Hans-Jürgen M. bekommen wegen ihres Alters nur Absagen. Marja C. (37) ergeht es ähnlich; ein Personalchef sagte ihr, sie müsse Verständnis haben, wenn jüngere Kolleginnen eingestellt würden, die hätten die Zukunft noch vor sich.<sup>62</sup>

In unseren Interviews meinte der 47jährige Handelsreisende Gernot Beldika ebenfalls, aufgrund seines Alters keine Chance in seinem Beruf mehr zu haben. Er erzählte von einer Firma, bei der er sich beworben hatte und deren Waren er sehr gut kannte. Dementsprechend hoffte er auch, über die Präsentation dieses Wissens bessere Aussichten auf eine Anstellung zu haben. Der Interviewer fragte Herrn Beldika also, ob er dann mit dem Unternehmer über die Ware diskutiert habe, worauf dieser antwortete: *Nein, soweit kommt man gar nicht. Es ist eigentlich dann so, daß der sich, ah, daß der von Haus aus fragt, so, dann schreibt er sich einmal die Daten und das Alter, und dann sind wir bereits gescheitert. Der eine sagt's einem gleich, der sagt, es tut mir leid, und der andere – also, sie sind schon 47, und dann weiß man eigentlich schon im vorhinein.*<sup>63</sup> Bemerkenswert ist an dieser Passage nicht nur die Tatsache der Ablehnung aus Altersgründen, sondern auch, daß Herr Beldika von der Erzählung des Einzelfalls auf einen allgemeinen Stil umstellt, quasi um die ganze Angelegenheit zu versachlichen. Aber Herr Beldika schilderte noch ein zweites äußerst interessantes Erlebnis, das ihm passierte, als er sich in Wien bei einer Firma vorstellte, wohin er auf eigene Kosten gefahren war:

*Ich meine, wir sind dort gesessen zu fünf und das Gespräch, glaube ich, hat keine fünf Minuten gedauert. 'Ganz gleich, was ich ihnen vorher schon gesagt habe', ah, er hat eigentlich vergessen zu sagen, daß er Leute nur bis 40 Jahre aufnimmt. Damit war das ganze Gespräch bereits beendet, ich meine, da hab' ich nichts dazutun können, daß ich die Stelle noch krieg', nicht. Obwohl ich ihn gefragt hab', was das für einen Grund hat. Also er wollte sich da nicht auslassen drüber, das ist ihm von seinem Chef vorgeschrieben worden, Leute nur bis 40 Jahre aufzunehmen.*<sup>64</sup>

Interessanterweise akzeptiert Herr Beldika diese Altersklausel als einen objektiven Grund, den die Firma eben festgelegt habe. Andere Firmen hätten ihm gesagt, sie würden sich melden, hätten dies aber nie getan. Auf Herrn Beldika trifft das sogenannte Warteschlangenmodell zu: Bietet ein Unternehmen eine offene Stelle an, entsteht eine Warteschlange unter den Bewerbern. Die Reihung erfolgt nach der prinzipiellen Eignung der rekrutierbaren Personen, wobei die bestmögliche Kongruenz zwischen Arbeitsplatzprofil und berufsrelevanten Persönlichkeitsmerkmalen einen Platz an der Spitze garantiert.<sup>65</sup> Nach diesem Konzept können auch Personen mit stabiler Erwerbsbiographie – wie eben Herr Beldika oder auch Frau Winkler – nach Verlust des Arbeitsplatzes lange Zeit arbeitslos bleiben: "Ein erheblicher Teil der Dauerarbeitslosen sind das erste Mal seit mehreren Jahren ar-

beitslos; unter ihnen sind Angestellte, Dienstleistungsberufe und ältere Jahrgänge überproportional vertreten."<sup>66</sup>

Scherzhafter beschreibt der 25jährige LKW-Fahrer Alfred Kramp den Wunsch mancher Unternehmer nach jüngeren Mitarbeitern: *Die meisten suchen junge Fahrer mit, weiß nicht, am besten 20 Jahren und 10 Jahren Praxis.*<sup>67</sup> Obwohl dies übertrieben ist, kann man in vielen Stellenanzeigen heute ähnliche Tendenzen feststellen. Es werden junge Mitarbeiter mit fertiger Ausbildung, abgeleistetem Präsenz- oder Zivildienst und mehrjähriger Berufspraxis gesucht.

Aus meinen Unternehmerinterviews konnte ich die Tendenz der Ausschließung von älteren Stellenwerbern auf den ersten Blick nicht ablesen. Von sechzehn befragten Unternehmern gaben nur sechs an, das Alter spiele bei der Anstellung eine Rolle. Als ich die Stellen allerdings genauer betrachtete, stellte sich heraus, daß unter den zehn Firmen, die einigermaßen attraktive Jobs zu vergeben hatten, die sechs oben erwähnten Firmen mit Alterslimit vertreten waren, während nur vier Firmen halbwegs attraktive Jobs ohne Alterslimit anboten. Die anderen sechs Unternehmen, bei denen das Alter keine Bedeutung hatte, offerierten sogenannte Arbeitsmarktzitronen.<sup>68</sup> Die Firma Kaltz hatte zunächst sogar ein Alterslimit festgesetzt, angesichts der Schwierigkeiten, die Stelle zu besetzen, dann aber doch auch einen 42jährigen genommen.<sup>69</sup> Vier dieser Stellen stammen aus dem Baugewerbe und bestätigen damit eine Erkenntnis aus der Studie des englischen Sozialwissenschafters Hill, daß Bauunternehmen in Regionen mit Vollbeschäftigung auch Leute einstellen, die über 40 Jahre alt sind und keine Erfahrung im Baugewerbe haben.<sup>70</sup> Herr Melzer von der Baufirma Krist brachte dies ziemlich deutlich zum Ausdruck, als er auf die Frage, ob das Alter eine Rolle spiele, antwortete: *Na, in diesen Zeiten sicherlich nicht.*<sup>71</sup> Das Alter ist also offensichtlich nur bei den schlechten Arbeitsplätzen von untergeordneter Wichtigkeit, wobei in einem Interview ganz offen zutage trat, daß es nicht als positive Kategorie gehandelt wird. Herr Melzer meinte weiters, *wir haben jeden genommen, der willig war und eine Berufserfahrung gehabt hat*; man habe nicht einmal nach einem Lehrbrief oder so etwas gefragt.<sup>72</sup> Bei jenen, die ältere Arbeitnehmer ablehnten, lagen die Begründungen naturgemäß auf anderen Dimensionen. Eine Baustoffhandelsfirma wollte keine ältere Frau anstellen, da diese dann eine jüngere Vorgesetzte gehabt hätte und wahrscheinlich auch das Lohnangebot zu niedrig gewesen wäre.<sup>73</sup> Herr Bauer vom Restaurant Kellerwirt wiederum braucht für seinen Speisebetrieb *etwas Junges, Frisches, Freundliches*<sup>74</sup>, und auch Herr Moorhammer von der Herrenbekleidungsfirma Kuntner zieht eine Altersgrenze, da man junge Mode verkaufe.<sup>75</sup> Inwieweit die Kunden in diesen Fällen nun wirkliche junge Beschäftigte wünschen oder ob es sich um Projektionen der beiden Unternehmer handelt, kann nicht mit

letzter Klarheit beantwortet werden, auf jeden Fall formen sie jenen Teil der sozialen Wirklichkeit mit, die älteren Arbeitnehmern am Arbeitsmarkt weniger Chancen einräumen. Aber nicht nur die fehlende jugendliche Dynamik im Dienstleistungsbereich wird als Mangel angesehen, sondern auch vermeintlicher Leistungsabbau und Lernunfähigkeit. Herr Kurz vom gleichnamigen Containerdienst bemängelt bei älteren Arbeitnehmern vor allem die fehlende Flexibilität, daß sie *sich nicht mehr umstellen können und wollen, ..., ich glaub' eher wollen*.<sup>76</sup>

Das Problem am Arbeitsmarkt liegt unter anderem darin, daß mit dem Begriff Arbeit, wie ich schon im zweiten Kapitel zu zeigen versucht habe, wohl mehr verbunden ist als eine Ware, weshalb Karl Polanyi nicht zu Unrecht von einer fiktiven Ware sprach<sup>77</sup>. Am Arbeitsmarkt kann aber mit dieser Erkenntnis nicht umgegangen werden, was noch an mehreren Beispielen gezeigt werden soll. Viele Unternehmer meinen, Arbeitslose müßten an jeder Arbeit im allgemeinen und an der von ihnen angebotenen Arbeit im speziellen interessiert sein. Arbeitslose ihrerseits sehen in der Arbeit wiederum nicht lediglich Erwerbstätigkeit, sondern weitere Komponenten, was auch aus dem oben bereits erwähnten Beispiel von Herrn Schwaiger hervorgeht, der die mangelnde Kommunikation in einem Betrieb beklagte. Deshalb ergeben sich bei Einstellungsgesprächen Situationen, die nicht einfach mit moralischen Kategorien wie etwa dem Begriff Arbeitsunwilligkeit umschrieben werden können. Es ist eine interaktive Situation, bei der beide Partner – Unternehmer wie Stellungswerber – eine Rolle spielen, da sie ein gewisses Ziel erreichen wollen. Dieses Ziel muß nicht immer jenes sein, das man sich vordergründig vorstellt.

Da sind einerseits die Probleme des Unternehmers. Bei seinen Einstellungskriterien diskriminiert er selbstverständlich die verschiedensten Personengruppen am Arbeitsmarkt, und oftmals halten seine Entscheidungen keiner genaueren Prüfung stand. Häufig wird er allerdings auch für sein Unternehmen günstige Entscheidungen fällen, wenn er diskriminierende Maßnahmen setzt. Das bedeutet, daß er bei vielen Bewerbungsgesprächen aufgrund einer statistischen Vermutung Bewerber von einer Anstellung ausschließen wird. Solche Vermutungen können mit Alter, Geschlecht oder mit der Annahme zusammenhängen, vom Arbeitsamt vermittelte Arbeitskräfte seien schlechter als andere. Gary Becker versuchte Diskriminierung als irrationales Verhalten zu zeigen, da sie rationalem Marktverhalten widerspreche.<sup>78</sup> Demgegenüber betonen Windolf und Hohn sehr wohl das rationale Motiv für Diskriminierung, das einerseits in der Monopolisierung der Erwerbschancen liege.<sup>79</sup> Andererseits können sich Unternehmer durch entsprechende Erfolge in bezug auf ihre Arbeitnehmer bestätigt fühlen, was in Form einer self fulfilling prophecy wirken kann. Jedenfalls wird es als selbstverständlich angesehen, daß Unternehmer

am freien Markt ein screening durchführen können, das gewissen Personen weniger Chancen einräumt als anderen. Auf dieses Problem verweist auch Akerlofs Zitronenprinzip, das Minderheiten schlechtere Beschäftigungschancen zumißt, weil ihnen die Unternehmer aufgrund des schlechteren sozialen Backgrounds und der oftmals damit verbundenen schlechteren Ausbildung keine verantwortungsvollen Posten anvertrauen.<sup>80</sup>

Daraus ergibt sich für den Gesetzgeber das Dilemma, wie er zum einen am Arbeitsmarkt Diskriminierung verhindern soll, ohne zum anderen die freie Entscheidung von Unternehmern in ihrer Einstellungspraxis nicht zu sehr einzuschränken. Es kann sogar soweit kommen, daß gesetzliche Regelungen Diskriminierung zur Folge haben können, obwohl sie das Gegenteil bewirken sollen. So teilten mir in jüngsten Interviews mehrere Unternehmer und Personalleiter mit, sie würden Behinderte deswegen nicht anstellen, weil diese wegen ihres besonderen Kündigungsschutzes nicht mehr entlassen werden können.

Wählen Arbeitslose nun aber ihrerseits ein Vorgehen, das von den Verheißungen der freien Wahl<sup>81</sup> des Arbeitsplatzes ausgeht, werden jene moralischen Komponenten ins Spiel gebracht, die im besten Fall von freiwilliger Arbeitslosigkeit und im schlechtesten von Sozialschmarozertum sprechen.

Dabei sondieren Arbeitslose nach ähnlichen Kategorien wie die Arbeitgeber. Beispielsweise sind beide Gruppen der Meinung, das Arbeitsamt erfülle nicht ihre Ansprüche. Mit Ausnahme einer einzigen Firma herrschte unter den von mir befragten Unternehmern die einhellige Meinung, das Arbeitsamt vollziehe eine schlechte, mangelnde oder schlichtweg falsche Zuweisungspraxis. Herr Michlbauer von der Baufirma Klar beschwert sich: oft würden vom Arbeitsamt auch Hilfsarbeiter geschickt, die noch nie am Bau gearbeitet hätten, beispielsweise ein Liftboy, ein Geschirrspüler und sogar ein Kulissenschieber von der Oper. Diese Leute hielten die Arbeit dann nicht durch.<sup>82</sup> Herr Rogler von der Firma Kaltz beanstandete bei den vom Arbeitsamt vermittelten Leuten mangelnde Motivation und mangelnde Qualifikation, letzteres eigenartigerweise obwohl der von ihm gesuchte *Mitarbeiter ... keine spezifische Qualifikation* benötige.<sup>83</sup> Auch Frau Bürger von der Handelsfirma Krammer meint, von den Anfragen über das Arbeitsamt wären *zwei Drittel nicht zu verwenden*.<sup>84</sup> Herrn Dr. Berger schickte das Arbeitsamt einen Invaliden in die Druckerei, obwohl er angegeben hatte, einen Arbeiter für schwerere Tätigkeiten zu benötigen.<sup>85</sup> Herrn Kurz wiederum wurde ein Zuckerbäcker zugewiesen, als er einen LKW-Fahrer suchte.<sup>86</sup> Solche Erzählungen hört man zuhauf, und es ist kaum feststellbar, inwieweit Fehler wirklich dem Arbeitsamt oder den Bewerbern angelastet werden können. Viele Firmen schalten parallel zum Arbeitsamt ein Inserat in einer Tageszeitung ein, und außerdem kann jeder Jobsuchende – ob arbeitslos oder



nicht – beim Arbeitsamt die aktuellen Listen freier Stellen einsehen, ohne zu einem Kundenbetreuer gehen zu müssen. Das bedeutet, der "falsche" Stellenwerber muß gar nicht vom Arbeitsamt zugewiesen worden sein. Wem dann die selektive Erinnerung noch einen Streich spielt, der könnte den Zuckerbäcker, der sich auf ein Inserat hin bewarb, weil LKW-Fahren sein großer Lebenstraum ist und er alle entsprechenden Führerscheine besitzt, als eine vom Arbeitsamt falsch vermittelte Kraft einstufen.

Diese real oder vermeintlich falsche Zuweisungspraxis führt zu dem Paradoxon, daß oftmals nur die schlechtesten Positionen, die man sonst nicht besetzen zu können glaubt, dem Arbeitsamt als vakant gemeldet werden. Dr. Berger von der Druckerei Kröll meinte, er schalte eher nicht das Arbeitsamt ein, wenn er qualifiziertes Personal sucht, sondern verwende das Arbeitsamt vor allem für Hilfskräfte in der Produktion.<sup>87</sup> Eine ähnliche Praxis gestanden auch andere Unternehmer. Beim Arbeitsamt habe er kein Glück gehabt, auf diese Art suche er keine Mitarbeiter mehr, erzählt Herr Krüger. Die Bewerber, die vorbeigeschickt werden, seien nicht qualifiziert; *da werden bloß Leute losgeschickt, damit so das Ganze erledigt wird.*<sup>88</sup> In die gleiche Kerbe schlägt Herr Kraftmann, der für seine Konditorei meint: *Das Arbeitsamt kommt nicht in Frage für uns, schon seit Jahren nicht, weil- da sind Leute gekommen, die haben uns nur aufgehalten.*<sup>89</sup>

Den Arbeitslosen ist diese Tatsache bewußt, wie sie mit ihren Aussagen bestätigten. Frau Winkler kritisiert beispielsweise, daß die vom Arbeitsamt vermittelten Stellen nicht besonders wären, *sind in der Zeitung bessere drinnen.*<sup>90</sup> Aufgrund seiner Erfahrungen gelangt auch Herr Beldika zum Fazit: *Also ich glaub halt, daß eine gute Firma sich beim Arbeitsamt nicht meldet.*<sup>91</sup> Herr Konrad Bäcker war von seinen Erfahrungen mit der Stellenvermittlung des Arbeitsamtes ganz frustriert: *Da bin ich dann zu dem Schluß gekommen, ..., das, was mir das Arbeitsamt vermittelt, daß man das wirklich alles vergessen kann.*<sup>92</sup> Dieses Wissen führt zur gleichen Einstellung wie bei den Unternehmern. Acht der elf befragten Arbeitslosen beklagten sich über eine falsche Zuweisungspraxis des Arbeitsamtes. Der ehemalige Versicherungsangestellte Karl Gruber beispielsweise glaubt *weniger* an eine ordentliche Zuweisungspraxis des Arbeitsamtes, da die Stellen zumeist schon besetzt wären<sup>93</sup>; darüber beschwerte sich auch Herr Gangl<sup>94</sup>. Herr Friedl, der eine Ausbildung zum Koch und Kellner vorweisen kann, war sehr verärgert darüber, daß ihm eine Stelle in einer Pizzeria angeboten worden war. *Und ich geh' nicht Pizza tragen, für das bin ich mir zu schade, für das habe ich zu hart gearbeitet; also da brauche ich nicht vier Jahre lernen gehen und Schiff und das alles, ..., also das brauchen mir die nicht verschaffen.* Da suche er sich lieber selber Arbeit.<sup>95</sup> Herrn Maier erregte vor allem, daß man ihn zu Stellen schickte, die einerseits schon besetzt,

unterbezahlt oder nicht der Qualifikation entsprechend waren und wo andererseits schon zwanzig oder dreißig andere Leute vorsprachen.<sup>96</sup> Deshalb entwickeln Arbeitslose auch ein hohes Maß an Eigeninitiative bei der Stellensuche. Eine deutsche Studie von Werner Sörgel kam 1978 zu dem Schluß, daß 75% der Arbeitslosen unabhängig vom Arbeitsamt versuchen, eine neue Arbeitsstelle zu finden.<sup>97</sup>

Alle für vorliegende Arbeit interviewten Arbeitslosen gaben an, auch oder ausschließlich ohne Arbeitsamt Jobs zu suchen. Dabei wählen die Arbeitslosen oft aber durchaus bewußt aus, wo sie sich bewerben und wo nicht. Die "schlechten" Firmen sind im regionalen Umfeld bekannt und werden deshalb gemieden. Herr Maier liest z.B. sehr aufmerksam die Stellenangebote in der Zeitung, wobei ihm auffällt, daß manche Firmen immer wieder inserieren. *Aber wenn ich lese, der ist immer drin, ... dann geh' ich zu der Firma gar nicht mehr hin, weil dann hat's irgendwo einen Mangel.*<sup>98</sup> Herr Metzger mußte feststellen, daß er bei den guten Arbeitsplätzen als Arbeitsloser keine Chance hat: *Ja, kommt vom Arbeitsamt und der hat nicht einmal zugehört.*<sup>99</sup> Eine ähnliche Wahrnehmung gibt die Frau von Herrn Bäcker wieder, weil sie meint, die Firmen hätten dann meist noch nebenbei ein Inserat laufen und jene Bewerber, die über das Inserat kämen, würden dann lieber genommen als jene vom Arbeitsamt. Hingegen zweifelt ihr Mann überhaupt, daß es so viele offene Stellen gibt. Die Unternehmen, die dauernd inserierten, wollten die GustostückerIn; wenn es so viele Jobs gäbe, gäbe es keine Arbeitslosen.<sup>100</sup>

Nun kann man sich ausrechnen, was geschieht, wenn sowohl die Unternehmer als auch die Arbeitslosen glauben, die Vermittlung über das Arbeitsamt sei nichts wert. Wir wissen aus der volkswirtschaftlichen Literatur, wie schwer – und vor allem wie unnötig – es ist, *eine* Wahrheit zu finden oder aber zwischen Wahrheit und Lüge zu unterscheiden, beide können Seiten einer Medaille sein.<sup>101</sup> Ein treffendes Beispiel für die Einstellung zu dieser Arbeitsamtproblematik und vor allem für die Verfestigung der Einstellung boten zwei meiner Interviews. Der Besitzer des Containerdienstes Kurz hatte mir seine Erfahrungen bei Einstellungsgesprächen mit Mitarbeitern geschildert. Der arbeitslose Herr Maier hatte sich seinerseits bei der Firma Kurz vorgestellt und seine Erfahrungen beschrieben.<sup>102</sup> Die beiden Darstellungen können das Problem von beiden Seiten verdeutlichen.

Herr Kurz erzählte, er suche mittlerweile nicht mehr über das Arbeitsamt, *weil die, was vom Arbeitsamt kommen oder geschickt werden, sind pfuh, ich will's nicht so formulieren, aber anscheinend teils schwer Vermittelbare oft dabei, und vielleicht versuchen sie halt, ah, ah, probieren wir, daß wir den dort anbringen, weil der ist schon lang arbeitslos und so auf der Basis.* Bei den Leuten, die vom Arbeitsamt kommen, stimme schon die Optik nicht, weil der soll *nicht abgeschmiert* oder was weiß ich was *daherkommen, nicht. Und daraus ah ah muß ich sagen,*

*haben wir eigentlich mit dem Arbeitsamt nicht gar so eine Freude, weil die was gekommen sind, die sind entweder Krankenstandler und und und alle alle alle Sachen haben wir halt erlebt, nicht.* Außerdem gebe es darunter viele Arbeitsunwillige, weil die kommen mit den Zetteln vom Arbeitsamt, nicht, und entweder paßt ihm das nicht, oder, oder – ja, sie haben halt alle möglichen Ausflüchte.<sup>103</sup> Ob die sprachlichen Unsicherheiten, die Wortwiederholungen und Ahs daher rühren, weil Herr Kurz überlegen muß, was er zur Bekräftigung seines Standpunktes noch erzählen muß, ob seine Erfahrungen wirklich alle stimmen – immerhin hat er nur vier Beschäftigte und sucht hauptsächlich über Inserat; weiters wollten die Leute vom Arbeitsamt gar nicht zu arbeiten beginnen, er muß aber doch zumindest einen genommen haben, der ihm dann den Beleg für sein Krankenstandsbeispiel (im Plural!) lieferte –, interessiert hier weniger als jenes Bild, das er zeichnet und von dem man sagen könnte, daß es zum common sense in gewissen Unternehmenskreisen geworden ist.

Herr Maier beleuchtet seine Erfahrung einer Vorstellung bei der Firma Kurz aus einem anderen Blickwinkel. Das Arbeitsamt habe ihn bei einer Firma Kurz zugewiesen, *das war eine Containerfirma, das war eine Katastrophe dort. ... Da bin ich einfach hingekommen, habe den Zettel hingegeben; es waren schon mehrere dort, die war gar nicht irgendwie begeistert, sie hat zwar das dem Arbeitsamt hineingegeben, und dann – es ist nicht viel Drumherum – soviel bekommen Sie einfach bezahlt, ob Sie wollen oder nicht.* Dann wird Herr Maier in seiner Erzählung deutlich lauter, weil er offensichtlich noch heute sehr erregt ist, wenn er an diese Vorstellung denkt. *Wollen Sie? Wollen Sie arbeiten? Wollen Sie um den Preis arbeiten? – Sie wollen nicht? – Stempel – Wiederschaun. Das war meine Vorstellung. Der Chef war nicht da, es war die Sekretärin war da, nicht – Chef habe ich mich gar nicht vorgestellt.* Sie wollte sofort zu einer Entscheidung drängen, ohne ihn überlegen zu lassen, weil es würden noch *drei, vier hintennach* kommen. Herr Maier meinte im Interview dann, er ließe sich nicht unterdrücken, weshalb er nicht zugesagt habe. Später im Interview kommt er noch einmal auf diese Situation zurück und liefert seine Interpretation der ganzen Angelegenheit. Wahrscheinlich sei *der Eindruck schon einmal schlecht gewesen*, als er sagte, er komme vom Arbeitsamt. *Das ist schon ein Fehler. Weil sie wahrscheinlich mit gewissen Typen bzw. Menschen schon zu tun gehabt haben, was ich bemerkt hab', was ihnen gar nicht paßt. Jetzt haben's geglaubt, ich bin auch so einer, nicht; ich gehö' auch zu der Sorte.*<sup>104</sup> Interessanterweise kommt Herrn Maier überhaupt nicht in den Sinn, daß es auch anderen Leuten so ergangen sein könnte wie ihm und sie ebenfalls einer falschen Einschätzung unterzogen worden wären. Dies stellt ein Phänomen der

Einschätzung von Arbeitslosen durch Arbeitslose dar, auf das ich später noch einmal zurückkommen werde.

Das Beispiel belegt, wie sich die statistischen Vermutungen über diverse Personen verfestigen können. Bei den Arbeitslosen wiederum verstärkt sich die Meinung über jene Firmen, die über das Arbeitsamt Mitarbeiter suchen. So wie nun die Arbeitgeber gewisse Verhaltensweisen oder vermutete Eigenschaften an den Bewerbern nicht schätzen, können umgekehrt potentielle Arbeitnehmer diese Eigenschaften einsetzen, wenn sie diverse schlechte Jobs nicht annehmen wollen. Hans Georg Zilian berichtet unter dem Titel "Da drunten aber ist's fürchterlich" von einer Vielzahl unattraktiver Jobs ("Arbeitsmarktzitronen"), bei denen er eine regelrechte Vermeidungskonkurrenz unter den potentiellen Stellenwerbern vermutet.<sup>105</sup> An diesen schlechten Arbeitsplätzen ist nicht lediglich das Alter bedeutungslos, sondern es findet auch keine Selektion mehr statt. Frau Winkler etwa rief bei einer bekannten Reinigungsfirma an und verlangte den zuständigen Herrn, der ihr sofort mitteilte, sie werde gebraucht. *Dann sag' ich: 'Ja, wann soll ich mich vorstellen kommen?' Hat er gesagt: 'Ja, am besten ist- Sie brauchen sich gar nicht vorstellen kommen, Sie kommen gleich'.* Das geschah an einem Freitag vormittag, und zu Mittag arbeitete sie bereits für diese Firma.<sup>106</sup> Bei solchen Arbeitsplätzen scheint es die Regel zu sein, daß man sofort eingestellt wird und eher selbst kündigt, als man gekündigt wird. Frau Winkler hielt es bei dieser Firma nur fünf Monate aus, und auch Herr Gangl, der bei demselben Reinigungsunternehmen gearbeitet hatte, kündigte selbst.<sup>107</sup> Es wäre sicherlich interessant, einmal die durchschnittliche Verweildauer für verschiedene Branchen und Firmen zu erheben. Eine Konzentration gerade auf gewisse Berufe, Branchen und Firmen, die ich vermute, widerspräche dem gängigen Klischee eines generellen Verfalls der Arbeitsmoral in der Bevölkerung.

Diese "Arbeitsmarktzitronen" verweisen auf ein weiteres spezifisches Problem, das im Zusammenhang mit besseren Jobs nie genannt wurde. Manche Firmenchefs beklagen, daß Stellenwerber einen Posten oftmals zwar anzunehmen zusagten, dann jedoch nicht zur Arbeit erschienen. Dr. Berger meinte ganz nüchtern, manche der von ihm eingestellten Hilfsarbeiter blieben gleich am ersten Tag weg, was im Verwaltungsbereich nicht vorkäme.<sup>108</sup> Herrn Krüger ist es ebenfalls schon passiert, daß er Leute eingestellt habe, die dann nicht zur Arbeit erschienen seien.<sup>109</sup> Die Abwäscher beim Kellerwirt wechseln dauernd; die letzte Stelle sei freigeworden, weil *der Mitarbeiter ist einfach nicht gekommen*.<sup>110</sup> Bei Herrn Michlbauer stellten sich gleichfalls Leute vor und sagten zu, *die dann aber nie mehr erschienen* sind.<sup>111</sup> In der Firma Krieger würden sogar Wetten abgeschlossen, ob der Mitarbeiter, der zugesagt hat, auch wirklich bei der Arbeit erscheine. Denn die würden sagen: *Gott*

*sei Dank, daß ich wieder arbeiten kann, und eine Freude haben sie – und dann kommen sie nicht.*<sup>112</sup> Von "meinen" Arbeitslosen wurden solche Fälle nicht erzählt, was nicht verwundert, sollten sie wirklich geschehen sein. Interessant ist vor allem die Frage, warum die Leute zunächst zusagen und dann nicht kommen. Zum einen könnte es damit zusammenhängen, daß sich die Stellenwerber im direkten Gespräch nicht zu sagen trauen, sie wollen die Stelle nicht annehmen, weswegen sie dann einfach fernbleiben. Zum anderen – bei jenen, die nur kurz gearbeitet haben und dann wegblieben – könnte jener Fall eingetreten sein, den wir schon bei Herrn Schwaiger hörten, der in den Krankenstand gegangen war, weil die Arbeitsbedingungen nach seiner Meinung unmöglich waren<sup>113</sup>; ein anderer könnte aus solchen oder ähnlichen Gründen überhaupt fernbleiben. Diese Sichtweise bestätigt Herr Maier, der von jenen Firmen gesprochen hatte, die immer in der Zeitung stehen:

*Maier: Das beobachten Sie wahrscheinlich auch und jeder andere auch. Und dann werden's dort hingeschickt und wie lange arbeitest? Zwei Tage und dann sind Sie wieder draußen!*

*Interviewerin: Warum ist man nach zwei Tagen wieder draußen?*

*Maier: Ja ganz einfach, weil Sie mit dem Ganzen nicht einverstanden sind.*<sup>114</sup>

Wie bereits erwähnt, gibt es Personen, die aufgrund verschiedener Kriterien nur geringe Chancen am Arbeitsmarkt haben; bei ihnen verbindet sich das Schicksal der Arbeitslosigkeit mit weiteren Merkmalen, die auf dem Arbeitsmarkt nicht gefragt sind. Dazu zählen aber nicht nur die klassischen Fälle, die aus Altersgründen oder in qualifikatorischer Hinsicht keine Chancen haben, sondern auch andere Personengruppen. Wie sieht es eigentlich mit den Chancen von dicken Personen aus<sup>115</sup> oder von Behinderten? Dazu kommen angeblich bereits irrationale Faktoren, auf die manche Unternehmer bei der Einstellung von Personal Wert legen. So berichtete ein Arbeitsamtsberater, daß es Firmen gebe, "die suchen nur jemanden mit Sternzeichen Jungfrau, Widder und Krebs, ..., das ist kein Witz".<sup>116</sup>

Aus dem hier entstehenden Anteil an schwer vermittelbaren Arbeitskräften, nach denen keine Nachfrage herrscht und die nur geringe Wiedereinstellungschancen haben, resultieren andere Entwicklungen am Arbeitsmarkt. So wird beispielsweise eine Zunahme befristeter Arbeitsverträge konstatiert, wodurch es zu einer Erosion des Normalarbeitsverhältnisses in verschiedenen Dimensionen kommt:

- die Erosion der Verbindlichkeit formeller und informeller Normen im Betrieb,
- die Einschränkung der Gegenwehr- und Verhaltensmöglichkeiten der Arbeitnehmer,
- die Intransparenz betrieblicher Entscheidungsprozesse und -kriterien,
- die erweiterten Möglichkeiten, das Niveau der Arbeitsbedingungen auf den Einstiegsarbeitsplätzen abzusenken,

- die Gefahr, daß die zum Teil wiederholte Erfahrung befristeter Arbeitssituationen die normativen Ansprüche der Arbeitnehmer, insbesondere der vorrangig betroffenen Neu- und Wiedereinsteiger ins Erwerbsleben, senkt,
- der Verlust von normativen Standards für die Qualität von Arbeitsplätzen und für eine 'anständige' Behandlung der Arbeitnehmer im Betrieb.<sup>117</sup>

Die wirtschaftliche Lage mit hoher Arbeitslosigkeit hat dazu geführt, daß viele Jobs angeboten werden, die aus diversen Gründen unattraktiv sind und z.T. nicht einmal den kollektivvertraglichen Bestimmungen Genüge tun. Die 47jährige Edith P. erzählt: "Bei einer Firma wurde ein Arbeitsvertrag aufgesetzt, wonach ich Überstunden und Samstagsarbeit – unbezahlt – leisten sollte und in dem stand, daß eine Kur vom Urlaubsanspruch abgezogen wird."<sup>118</sup> Frau P. war damit nicht einverstanden, worauf sie die Stelle nicht bekam. Vielleicht hat die Firma jemanden gefunden, der bereit war, die Stelle zu diesen Konditionen anzunehmen. Zwei der von uns befragten Arbeitslosen hatten ähnliche Erlebnisse. Herr Maier stellte sich in einer Glaskeramikfirma vor, bei der er den Staplerschein machen sollte. Weiters sollte er LKW-fahren und den *Haus- und Hofdodel spielen*. Zuerst dachte er sich, das wäre gar nicht so schlecht und er könnte wohl etwas lernen. Dann wurde ihm allerdings gesagt, daß er dafür 6.000 Schilling im Monat bekommen würde.<sup>119</sup> Herr Bäcker wiederum erzählt, wie er vom Arbeitsamt in die Stadt zu einer Druckerei geschickt worden sei. Dort habe ihm der Chef gesagt, er brauche einen Mann, *der mir in der Druckerei hilft, der mit dem Auto umadumfährt, der die Hausmeisterei macht und der nebenbei noch die ganzen Installationen im Haus repariert*. Für einen zwölfstündigen Arbeitstag wären ihm 10.000 Schilling bezahlt worden.<sup>120</sup> Daneben entsteht – in Österreich vor allem in den Ballungszentren – ein Schwarzarbeitsmarkt, der zu einer illegalen Ausländerbeschäftigung mit niedrigsten Löhnen sowie schwierigsten und gefährlichsten Arbeitsbedingungen geführt hat, was bei niedrigerer Arbeitslosigkeit oder annähernder Vollbeschäftigung unvorstellbar wäre.

Die Unternehmer nannten in den Interviews einige Eigenschaften, die sie bei Stellenwerbern nicht schätzten. Der klassische und schlimmste Fall ergibt sich, wenn Leute alkoholisiert oder mit einer Fahne zum Vorstellungsgespräch erscheinen. Diese Erfahrung hatten immerhin sechs von sechzehn Unternehmern machen müssen. So erzählte Frau Müller, daß viele Bewerber auch alkoholisiert erschienen, *wo die Fahne zuerst reinkommt und dann die Leute*.<sup>121</sup> Auch Herr Krüger spricht von Hilfsarbeitern, die sich mit einer Fahne bei ihm beworben hätten.<sup>122</sup> Diese Fälle passieren ebenfalls nur bei Hilfsarbeiterstellen oder ähnlichem, es gab keinen einzigen Fall, wo geschildert worden wäre, daß Büroangestellte alkoholisiert zur Vorstellung erschienen wären. Der arbeitslose Herr Gruber scheint das Klischee von

betrunkenen, arbeitslosen Stellenwerbern zu kennen, da er extra betont, er sei immer ordentlich zu Vorstellungsgesprächen gegangen: *Ich bin nie in einer Jean oder irgendwas hingekommen, bin auch nie g'soffen hingekommen, wie man so schön sagt, wie man von den Arbeitslosen immer sagt.*<sup>123</sup>

Eine weitere "Todsünde" im Vorstellungsgespräch mag in vielen Fällen die Frage nach dem Gehalt sein. Obwohl Arbeitgeber sonst sehr oft auf den Warencharakter der Arbeit rekurrieren, scheinen ihnen beim Einstellungsgespräch die symbolischen Dimensionen von Arbeit insgesamt von hoher Bedeutung zu sein. Der Bewerber solle sich zunächst nicht für den Lohn, sondern einmal für den Arbeitsplatz interessieren, solle Arbeitsmotivation zeigen und nicht nur den Stempel für das Arbeitsamt abholen. Herr Kurz erzählte, viele Leute hätten nach der Stellenausschreibung bei ihm angerufen und nach dem Gehalt gefragt, wären aber danach nicht erschienen. Er erwähnte allerdings nicht, ob dies mit dem Gehalt in Zusammenhang gestanden sein könnte.<sup>124</sup> Der Besitzer vom Restaurant Kellerwirt, Herr Bauer, hat auch seine Probleme mit dieser Art von Bewerbern: *Ich habe also eine Abneigung, wenn einer kommt und sagt: Was verdiene ich? Wie lange muß ich arbeiten?*<sup>125</sup> Den Arbeitslosen selbst ist – spätestens nach den ersten entsprechenden Erfahrungen – ebenfalls bewußt, daß nach Geld nicht gefragt werden sollte. Der Schlosser Bruno Metzger erzählt, bei ihm sei eine Vermittlung am Arbeitgeber gescheitert: *Weil wennst jetzt hingehst zum Beispiel, sagst vom Arbeitsamt, entweder sagt er 'Ja, Sie können anfangen', das und das, da hast keinen Stundenlohn, nichts noch, weil wennst um den Stundenlohn fragst oder was, dann sagt er, Stelle ist vergeben.* In der Folge hat Herr Metzger dieses Wissen ausgenutzt, wenn er eine Stelle nicht annehmen wollte. Er braucht nur zu sagen, er komme vom Arbeitsamt und wolle den Stundenlohn wissen, *dann ist vorbei.* Wenn er Unternehmer wäre und es käme einer, *und der fragt um den Stundenlohn als erstes, bevor er zum Arbeiten anfängt, sag' ich auch, nein danke.*<sup>126</sup>

Das Wissen um eine gewisse Praxis kann also ausgenutzt werden, um diverse Ziele zu erreichen. Erving Goffman spricht in seinen Interaktionsritualen vom eigenen Image, das gewahrt werden müsse. Das Image überwache, daß eine bestimmte expressive Ordnung eingehalten werde. Dieses soziale Image sei eine Anleihe von der Gesellschaft und werde entzogen, wenn man sich nicht entsprechend verhalte.<sup>127</sup> Genau dies geschieht den Arbeitslosen am Arbeitsmarkt, wenn sie sich nicht konform verhalten; und sie verhalten sich meist dann nicht konform, wenn sie eigene Interessen in den Vordergrund stellen. Interessant ist aber auch, daß diese Regeln zum Teil durchaus bewußt gebrochen werden, um damit ein gewisses Verhalten der Unternehmer zu evozieren. Verweigert der Unternehmer die Einstel-

lung, hat man sich gegenüber dem Arbeitsamt konform verhalten und muß von daher mit keinen Sanktionen rechnen.

Generell spielt das Auftreten bei einer Bewerbung eine außerordentlich große Rolle. Zusätzlich zu jenen Faktoren, die die Unternehmer als Ablehnungsgründe geltend machten, existieren noch individuelle Unterschiede bei jenen, die prinzipiell ihre Arbeitswilligkeit bekundet haben. Wenn der 47jährige Herr Beldika bei einem Vorstellungsgespräch einen ebenso niedergeschlagenen Eindruck vermittelt wie beim Interview, wird er schwerlich jene Dynamik zum Ausdruck bringen, die am Arbeitsmarkt so gerne gesehen wird.<sup>128</sup>

Mangelndes Selbstbewußtsein kann somit ebenfalls zum Problem werden. Herr Gangl hat einige gescheiterte Bewerbungen hinter sich; grundsätzlich fehle es ihm an entsprechenden Qualifikationen, ist seine Meinung. Dazu kommen noch weitere Hemmnisse: einmal hätte man ihn nicht als Autowäscher eingestellt, weil sich seine Augengläser beschlagen würden; für richtige *Arbeiterarbeiten* fehle ihm die notwendige Kraft. Deshalb stellt er resignierend fest: *Also es ist sicher problematisch mit mir, nicht leicht zu vermitteln.*<sup>129</sup> Ähnlich, wenn auch mit mehr jugendlichem Gleichmut, sieht die 20jährige Melanie Schwarzbauer ihre Situation als ungelernte Kraft. Mit welchen Jobs sie zufrieden wäre – Küchenhilfe u.ä. –<sup>130</sup>, mutet bei der geforderten Aufwärtsmobilität unserer Gesellschaft geradezu anachronistisch an. Viele Arbeitgeber wiederum halten solche ungelernten Arbeitslosen selbst für niedrige Tätigkeiten nur für schwer anlernbar. "The unemployed men may have fairly fixed views about what they can or cannot do. Employee and employer attitudes reinforce each other."<sup>131</sup> Diese gegenseitige Verstrickung scheint Herrn Krampl bewußt zu sein. Er meint, man müsse bei Vorstellungsgesprächen selbstbewußt wirken. Er hat sich eine Verhaltensweise dafür zurechtgelegt: *Daß ich reingeh' nicht so, als wäre ich der Kleine, der unbedingt die Stelle braucht, sondern hingeh und sag', ich kann gut arbeiten und ich will aufgenommen werden.*<sup>132</sup> So zu reagieren ist allerdings eher die Ausnahme denn die Regel. Nach Goffman ist ein Image stimmig, wenn jemand von seinem Verhalten überzeugt ist. Die Person hat Vertrauen und Sicherheit und glaubt, ihren Kopf hochhalten und sich selbst offen anderen darstellen zu können.<sup>133</sup> Genau dies scheint aber bei den Arbeitslosen nicht zuzutreffen. Sie wissen von ihrem schlechten Image und verhalten sich meist dementsprechend, was sich wiederum negativ auf ihre Chancen auswirkt. Herr Bäcker erzählte uns von einem Arbeitslosen in einem Kurs, den er besuchte: *Der hat das Selbstbewußtsein nicht gehabt, und nebenbei dann so blöd hergerichtet... Der hätte sicher von jeder Art und Weise einen Posten kriegen können, aber der hat zu seiner Unsicherheit noch das blöde dazu beigetragen, daß er sich noch*



*blöder hergerichtet hat.*<sup>134</sup> Hans Georg Zilian und Bertram Malle haben die Wirkung des Selbstbewußtseins am Arbeitsmarkt treffend zusammengefaßt:

"Der Sachverhalt [wie selbstbewußt jemand aufgrund gewisser Umstände aufzutreten vermag; J.M.] ist von allgemeiner Bedeutung: je dringender jemand einen Job braucht, desto weniger wird er in der Lage sein, diese Art der Ich-Stärke in seine Bewerbung einzubringen, und umgekehrt. Der paradoxe Effekt ist die Erhöhung der Einstellungschancen jener, die bereits einen Job haben, und die Verringerung der Chancen jener, die am dringendsten einen brauchen, und zwar nicht lediglich aufgrund von Vorurteilen, sondern durch die Dynamik des Einstellungsprozesses selbst."<sup>135</sup>

Überhaupt ist die Einstellungssituation für die Stellenwerber nicht gerade einfach, da sie sich an gewisse Verhaltensregeln halten sollen, die allerdings nicht von ihnen festgelegt werden. Der Arbeitgeber hat sozusagen die Definitionsmacht darüber, was in diesem Zusammenhang richtig ist; die Beziehung ist asymmetrisch. Der Unternehmer muß nicht jene Verpflichtungen und Erwartungen gegenüber dem Stellenwerber einnehmen, die dieser ihm entgegenzubringen hat.<sup>136</sup> Diese Asymmetrie im Verhältnis Unternehmer zu Beschäftigten oder potentiell Beschäftigten äußert sich unter anderem in Bemerkungen wie jener von Herrn Kraftmann, der von *gut abgerichteten Leuten* spricht.<sup>137</sup> Herr Kaiser vom gleichnamigen Gasthaus wiederum meint zu den Bewerbungen auf die offene Stelle: *angerufen haben bestimmt zehn Stück.*<sup>138</sup> Der Möbelfabrikinhaber nimmt beispielsweise nur Mitarbeiter, die einen tadellosen Background aufweisen können, worunter er vor allem stabile Familien- und Beziehungsverhältnisse versteht.<sup>139</sup> Dieser Aspekt war auch für 80% der in der Studie von Windolf und Hohn ausgewerteten Betriebe von Bedeutung.<sup>140</sup> Daher mag es ebenso für manche unserer alleinstehenden Arbeitslosen eine zusätzliche Schwierigkeit bei der Suche nach Arbeit dargestellt haben.

Unter den von höheren Risiken am Arbeitsmarkt besonders betroffenen Gruppen nehmen Frauen eine eigene Stellung ein. Obwohl die Beschäftigung von Frauen in den letzten Jahrzehnten stark zugenommen hat, sind sie auch von Arbeitslosigkeit übermäßig stark betroffen. In den USA beispielsweise stieg die Zahl der erwerbstätigen Frauen zwischen 1950 und 1977 um 112%, während die Zahl der arbeitslosen Frauen um 211% anstieg. Frauen repräsentierten 1950 immerhin 32% der Arbeitslosen, 1977 aber gar schon 48%.<sup>141</sup> Für Deutschland gibt es Angaben für das Jahr 1977, in dem der Anteil der Arbeitnehmerinnen bei 38% lag, während der Anteil der Frauen unter den Arbeitslosen 54% ausmachte.<sup>142</sup> Ähnliche Zahlen gelten sicher auch für Österreich.

Frauen sind auf dem Arbeitsmarkt in vielfacher Hinsicht benachteiligt: sie verdienen bedeutend weniger als Männer, haben schlechtere Karrierechancen, arbeiten

oft unter restriktiven Arbeitsbedingungen an frauenspezifischen Arbeitsplätzen mit geringem beruflichen Prestige, haben mangelnde Qualifikation(smöglichkeiten), tragen ein hohes Arbeitsplatzrisiko und sind überproportional von Arbeitslosigkeit betroffen.<sup>143</sup> Der sogenannte "Overcrowding"-Ansatz kann nach Jutta Walch zur Beschreibung dieses Frauenphänomens angewandt werden. Nach einer neueren Formulierung dieses Ansatzes haben Frauen aufgrund von Nachfragefaktoren eine begrenzte Berufswahlmöglichkeit, da ihnen eine Reihe von Berufen völlig versperrt ist. Beispielsweise finden sich heute im Baugewerbe beim Bau selbst keine weiblichen Arbeitskräfte, was nicht immer so gewesen sein dürfte, denn Herr Melzer von der Baufirma Krist antwortete auf die Frage, ob das Geschlecht eine Rolle spiele: *Naja, da gibt's eigentlich kaum ah – die Zeiten der weiblichen Bauarbeiter sind vorbei. ... Wir haben vor 20 Jahren, glaube ich, zwei weibliche Bauarbeiterinnen gehabt, aber seither, wenn ich also jetzt von Aufräumerinnen abseh', kann ich mich nicht erinnern, jemals eine weibliche ah in den letzten Jahren gehabt zu haben.*<sup>144</sup> Generell stimmt jedoch der Befund, wonach Frauen von bestimmten Berufen ausgeschlossen sind, was weitere Benachteiligungen nach sich zieht. Dadurch erhalten Frauen geringere Löhne, die nicht mobilitätseingeschränkten Männer werden hingegen höher entlohnt.<sup>145</sup> Außerdem trifft auf Frauen zu, was Kurt Rothschild indirekte Diskriminierung genannt hat. Diese liege dann vor, "wenn zwar alle Gruppen am jeweiligen Arbeitsplatz gleich behandelt werden, der Zugang zu den 'besseren' Arbeitsplätzen aber nicht für alle Gruppen gleichermaßen gegeben ist".<sup>146</sup> Dieses Phänomen ist aus Banken und Versicherungen bekannt, und auch in unserer Stichprobe handelt es sich um keine Bevorzugung von Frauen, wenn Herr Dr. Berger auf die Frage, ob es bei der Einstellung von Bürokräften geschlechtsspezifische Aspekte gebe, meint: *Naja, grundsätzlich sind wir geschlechtsoffen, aber – aus der Praxis ergeben sich für diesen Bereich dann automatisch eher weibliche Kräfte.*<sup>147</sup> In der Regel sitzen die Frauen auch im administrativen Bereich auf niedrigeren Posten mit geringeren Aufstiegschancen als Männer.

Zusätzlich zur Konzentration von Frauen auf wenige Berufe erwähnt Rolf G. Heinze die geringe gewerkschaftliche Verankerung der Frauen, die eine weitere Ursache für deren schwache Position am Arbeitsmarkt sein könnte.<sup>148</sup> Dies spielt natürlich ebenso bei Entlassungen und Wiedereinstellungen eine entscheidende Rolle. In einer Studie über Betriebsübernahmen kommen die AutorInnen für zwei verschiedene Betriebe zu folgendem Schluß:

"Die Personalpolitik ist als deutliche Verstärkung der bisherigen Tendenzen in Richtung einer hochqualifizierten und flexiblen Stammebelegschaft einzuschätzen, der im Zuge der Übernahme die weiblichen Beschäftigten in der Produktion zur Gänze zum Opfer gefallen sind."<sup>149</sup>

"In der Übernahmephase verloren auch sieben der acht Reinigerinnen ihren Arbeitsplatz, als ihre Tätigkeit an eine Fremdfirma übergeben wurde. Auch in der Produktion waren Frauen von den Kündigungen betroffen, doch zielte die Personalpolitik schon seit Jahren darauf ab, 'die Frauen auslaufen zu lassen' (Werksleiter)."<sup>150</sup>

Die Stellung der Frauen am Arbeitsmarkt war bei diesen Befragungen lediglich ein Randthema, dennoch finden sich in unserem Material einige wichtige Hinweise. Von unseren 16 Firmen wollte oder konnte die Hälfte keine Frauen einstellen, worunter sich allerdings vier Baufirmen befanden, die selbst beim besten Willen keine Frauen für die Baustelle bekommen könnten. Manchmal trat die prinzipielle Ablehnung aber doch deutlich zutage, auch wenn sie hinter einem liberalen Mäntelchen zu verstecken versucht wurde. Herr Kurz meinte über die Einstellung von Frauen etwa:

*Könnte theoretisch schon sein, nur ist es ah so, daß eigentlich ah bei uns das noch nie in Betracht gekommen ist, weil sich ja auch keine, – es sind wohl einmal von der Fi–, da von den Arbeitslosen da, von der Firma BAN da, nicht, da ist einmal eine gekommen, aber die hat drei Kinder gehabt, und ich kann keine Frau nehmen, die was drei Kinder hat, nicht, einmal, ich meine, weil die hat einmal ein – ah ist das Kind krank, einmal ist das ah und es geht eigentlich bei uns nicht, nicht.*<sup>151</sup>

Die Offenheit funktioniert in diesem Fall also nur solange, als nicht wirklich die Gefahr besteht, es könnte eine Frau zu arbeiten beginnen wollen. Bei der plötzlichen Erinnerung an eine reale "Bedrohung" stellt sich rasch heraus, wie weit es mit dieser prinzipiellen Offenheit her ist. Dieses Beispiel findet seine Entsprechung auch noch in einer Erzählung aus einem steirischen Arbeitsamt. Ein Berater schilderte, daß Frauen für manche Betriebe keine Mütter sein dürften und die Pille schlucken müßten.<sup>152</sup>

Manche Arbeitgeber gestehen gleich offen und ehrlich, wen sie bevorzugen. Herr Krüger meint zum Geschlecht: *Sind mir Männer lieber als Frauen.*<sup>153</sup> Herr Bauer vom Restaurant Kellerwirt nimmt prinzipiell nur mehr Männer: *Ich nehme nie mehr Frauen.* Mit Frauen gebe es immer nur Probleme: *Sei es der Freund, sei es bei Lehrlingen die Pubertät, da sind Frauen noch viel schwieriger als die Männer.*<sup>154</sup> Anders ist die Situation bei der Handelsfirma Krammer, obwohl auch die dortigen Gegebenheiten das Gesamtbild bestätigen. Frau Bürger erzählt, für das Lager finde man sehr schwer männliche Arbeitskräfte, *sodaß wir, wie ich schon erwähnt habe, eher sogar auf Frauen zurückgreifen müssen, wo wir unter normalen Umständen Männer einsetzen würden.*<sup>155</sup> Frauen dienen hier wieder nur als Notnagel an Arbeitsplätzen, für die keine Männer zur Verfügung stehen. Dies erinnert an die Kriegszeit, als Frauen ihren "Mann" stehen mußten, weil die Männer im Feld

oder gefallen waren. Hier geht es ganz einfach darum, daß der Kollektivvertragslohn für Handelsarbeiter, den diese Firma zahlt, zu niedrig ist, um Männer damit gewinnen zu können. In der Bekleidungsfirma Kuntner wiederum gibt es die eigentümliche Tradition, daß in den Geschäften überwiegend Männer angestellt sind, obwohl die Frauen aufgrund ihres *Einfühlungsvermögens* besser verkaufen.<sup>156</sup> Offensichtlich reicht nicht einmal die entsprechende Leistung, um gewisse eingefahrene Positionen zu verändern.

Die Einschätzung der Leistungsfähigkeit von Frauen bezieht sich in jüngster Zeit anscheinend mehr auf Äußerlichkeiten als auf sonstige Qualifikationen; zumindest wenn man der Darstellung von Arbeitsamtsbeamten trauen darf. So müßten "Eisverkäuferinnen neuerdings unbedingt schlank und schwarzhaarig sein", während in einem anderen Betrieb "nur Leute mit langen blonden Haaren" (auch Männer?) in Frage kämen.<sup>157</sup> Nach ihren gescheiterten Bewerbungen glaubt auch Melanie Schwarzbauer daran, daß Äußerlichkeiten bei Vorstellungen eine Rolle spielen: *Vielleicht habe ich ihm [dem potentiellen Arbeitgeber; J.M.] nicht gefallen, oder seine, seine Vorstellung nicht entsprochen, oder sonst halt irgendwas. Oder vielleicht hat er sich denjenigen anders vorgestellt.*<sup>158</sup>

Prinzipiell wirken bei Einstellungen kulturelle Muster auf Entscheidungen ein. Genausowenig, wie man (sic!) an eine Frau als Bauarbeiter denkt, assoziiert man (!) mit einer Tätigkeit im Sekretariat einen Mann. Ein typisches Beispiel dafür liefert der Ziviltechniker Knaus auf die Frage, ob auch ein Mann die von ihm ausgeschriebene Stelle hätte bekommen können:

*Hah, ah, ja, im Grund ja, nur- ich weiß es auch nicht – haha, warum- weil- man ist das so so vorgeformt irgendwie, daß man automatisch also, wenn's um die Schreibkraft geht, nach einer Dame sucht, nicht, aber wenn sich ein Herr beworben hätte und der hätte entsprochen, wäre es mir gleich gewesen, hätte ich den-, es hätte auch ein Herr sein können.*<sup>159</sup>

Es dauerte sichtlich, bis sich der ein bißchen alternativ wirkende Diplom-Ingenieur von dieser Frage erholt hatte und sein Weltbild in diesem Fall korrigieren bzw. einrenken konnte. Er mußte erst reflektieren, ob nicht ein Mann diese Tätigkeit genauso gut erledigen könnte, ehe er zu einer entsprechenden Antwort fand. Es wäre ihm wohl nie in den Sinn gekommen, für diese Arbeit einen Mann zu verpflichten. Auf solchen und ähnlichen Mustern basieren die Benachteiligungen von Frauen am Arbeitsmarkt, ohne daß sie jedoch in der Regel einer Reflexion und Korrektur unterzogen werden.

## Anmerkungen

- 1 Becker 1982, S.16-32.
- 2 Walch 1980, S.52.
- 3 Rothschild 1990, S.46.
- 4 Ebenda.
- 5 Wagner 1990, S.11.
- 6 Ebenda, S.11f.
- 7 Rothschild 1990, S.49.
- 8 Windolf & Hohn 1984, S.11.
- 9 Parkin 1983, S.123.
- 10 Mertens 1982, S.187-203.
- 11 Hahn 1986, S.5ff.
- 12 Der Standard, 27. 12. 1991, S.24.
- 13 U1.
- 14 U15.
- 15 U9.
- 16 U11.
- 17 U2.
- 18 U6.
- 19 U14.
- 20 Granovetter 1974, S.44.
- 21 Preisendörfer & Voss 1988, S.117.
- 22 Granovetter 1974, S.41f.
- 23 Ebenda, S.59.
- 24 Büchtemann 1984, S.82
- 25 Jahoda 1986, S.94f.
- 26 Büchtemann & Rosenblatt 1983, S.262.
- 27 Büchtemann 1984, S.61.
- 28 Vgl. dazu auch Köhler & Sengenberger 1983, S.412.
- 29 Wagner 1990, S.7.
- 30 Ebenda, S.8.
- 31 Büchtemann 1984, S.69.
- 32 Vgl. Mueser 1987, S.857f.
- 33 Rothschild 1990, S.48.
- 34 Zilian & Malle 1991, S.104.
- 35 Ebenda, S.107.
- 36 Windolf & Hohn 1984, S.28.
- 37 Ebenda.
- 38 Zilian 1990a, passim.

- 39 A3.
- 40 U3.
- 41 U14.
- 42 Wagner 1990, S.6.
- 43 U13.
- 44 Windolf & Hohn 1984, S.151.
- 45 A1.
- 46 Wossidlo 1906, S.19.
- 47 A6.
- 48 U11.
- 49 U6.
- 50 A7.
- 51 U1.
- 52 Barnes 1975, S.237.
- 53 Wagner 1990, S.18.
- 54 Huber et al. 1988, S.9f.
- 55 Pelzmann 1985, S.117f.
- 56 Arbeitssuche 1978, o.S.
- 57 Hill 1970, S.193.
- 58 Zilian & Malle 1991, S.39.
- 59 Windolf & Hohn 1984, S.14.
- 60 Heinze 1984, S.112.
- 61 Huber et al. 1988, S.8.
- 62 Rumpeltes 1982, S. 20, 39 und 88.
- 63 A7.
- 64 Ebenda.
- 65 Wagner 1990, S.17.
- 66 Ebenda, S.18.
- 67 A4.
- 68 Zilian 1990a, S.101ff.
- 69 U3.
- 70 Hill 1970, S.192.
- 71 U9.
- 72 Ebenda.
- 73 U4.
- 74 U12.
- 75 U6.
- 76 U10.
- 77 Polanyi 1977, S.94ff.
- 78 Becker 1982.
- 79 Windolf & Hohn 1984, S.24f.

80 Akerlof 1970, S.494f.

81 Vgl. M. Friedmans programmatischen Buchtitel *Free to Choose*.

82 U1.

83 U3.

84 U16.

85 U14.

86 U10.

87 U14.

88 U8.

89 U13.

90 A6.

91 A7.

92 A10.

93 A2.

94 A3.

95 A11.

96 A8.

97 Zit. nach Krieger 1982, S.74.

98 A8.

99 A9.

100 A10.

101 Vgl. etwa Jeggle 1984, S.96.

102 Hier sieht man, wie zufällig eine Zufallsstichprobe sein kann.

103 U10.

104 A8.

105 Zilian 1990a, S.101ff.

106 A6.

107 A3.

108 U14.

109 U8.

110 U12.

111 U1.

112 U15.

113 A1.

114 A8.

115 Brink 1988, S.494.

116 Zilian 1988, S.93.

117 Linne & Voswinkel 1989, S.44.

118 Rumpeltes 1982, S.109.

119 A8.

120 A10.

- 121 U15.
- 122 U8.
- 123 A2.
- 124 U10.
- 125 U12.
- 126 A9.
- 127 Goffman 1986, S.14f.
- 128 A7.
- 129 A3.
- 130 A5.
- 131 Hill 1970, S.192.
- 132 A4.
- 133 Goffman 1986, S.13.
- 134 A10.
- 135 Zilian & Malle 1991, S.39.
- 136 Vgl. Goffman 1986, S.60.
- 137 U13.
- 138 U5.
- 139 U8.
- 140 Windolf & Hohn 1984, S.151.
- 141 Yohalem 1982, S.204.
- 142 Arbeitssuche 1978, S.3.
- 143 Ess et al. 1988, S.41.
- Wiederschwinger 1987, S.167.
- 144 U9.
- 145 Walch 1980, S.67.
- 146 Rothschild 1990, S.46.
- 147 U14.
- 148 Heinze 1984, S.120.
- 149 Flecker et al. 1990, S.48.
- 150 Ebenda, S.58.
- 151 U10.
- 152 Zilian 1988, S.93.
- 153 U8.
- 154 U12.
- 155 U16.
- 156 U6.
- 157 Zilian 1988, S.93.
- 158 A5.
- 159 U7.



## Die institutionelle Schizophrenie

Dieses Kapitel behandelt weitestgehend die für die Arbeitslosen zuständige Institution: das Arbeitsamt. Damit verbunden jene gesetzlichen Regelungen und deren Interpretation, die für die Arbeitslosen von Bedeutung sind. Es ergeben sich einige Überschneidungen zum vorhergehenden Kapitel über den Arbeitsmarkt, die jedoch weniger als Redundanzen, sondern vielmehr als Ergänzungen verstanden werden sollen.

Wie schon im Titel angedeutet, scheinen die zuständigen Institutionen (Arbeitsamt, Sozialministerium, gesetzgebende Gremien) ein schizophrenes Verhältnis zu den Arbeitslosen zu haben. Dieses Verhältnis beruht auf der Diskrepanz zwischen dem Prinzip der Arbeitslosenversicherung und der individuellen Einstellung der zuständigen Akteure. Im Prinzip sieht die gesetzliche Regelung so aus, daß Arbeitslosengelder nach dem Versicherungsprinzip bezahlt werden: Tritt ein Schadensfall ein, kann der Versicherte Gelder aus dem Versicherungstopf lukrieren. Da in vielen Menschen nun der Glaube vorhanden ist, Arbeitslose wollten gar nicht arbeiten, sondern würden lieber faulenzten und dafür Gelder aus dem Versicherungsfonds kassieren, wird die Vergabe der Arbeitslosenzahlungen nach einem Almosensystem abgehandelt. Der Arbeitslose muß sich einer mühseligen und oftmals erniedrigenden Anmeldungsprozedur unterziehen, bei der seine Anwartschaft von einem Beamten der Arbeitsmarktverwaltung auf das genaueste überprüft wird; ähnlich einem *advocatus diaboli* bei der Überprüfung einer Heiligsprechung. Dabei wird der Arbeitslose bereits erstmals indirekt damit konfrontiert, daß er Geld erhalte, das ihm eigentlich gar nicht zustehe.

Damit er das System nicht auch noch mißbräuchlich ausnützt, gibt es verschiedene Mechanismen wie Sperrfristen oder Auslaufen der Zahlungen, wonach neu angesucht werden muß. Innerhalb dieses Rahmens entwickeln die zuständigen Personen jeweils spezifische Verhaltensmuster, die sie auf ihre Klientel anwenden. "Gute" und "schlechte" Arbeitslose müssen unterschieden werden können; und natürlich gibt es auch am Arbeitsamt Statistiken darüber, wer wieviele Beihilfen gewährt. H.G. Zilian berichtet in einer Arbeitsamtstudie der Steiermark über eine Beamtin in einem Arbeitsamt, die bekannt dafür ist, möglichst viele Leute aus dem Notstandshilfebezug (Arbeitslosenhilfe) hinauszuerwerfen.<sup>1</sup> Wenn ein Arbeitsloser nun das Pech hat, gerade in jenem Monat geboren zu sein, den diese Frau zu bearbeiten hat, muß er möglicherweise mit der Verweigerung von Zahlungen

rechnen, die er an anderer Stelle noch erhalten hätte und die ihm gesetzlich vielleicht sogar noch zugestanden wären.

Herr Alfred Krampl ist im betreffenden Monat geboren und wurde während seiner Arbeitslosigkeit von eben dieser Frau betreut. Er glaubt, sie sei zu pflichtbewußt und fragt mich: *Hast Du schon gehört von der Frau, ich meine, ich will ja nichts, ich will keine Namen nennen, aber daß mein Betreuer also nicht so gut ist.*<sup>2</sup> Er erzählt dann einen konkreten Vorfall, der zur von Zilian geschilderten Situation paßt. Er habe gemeinsam mit mehreren Freunden in einer Wohnung gelebt, an deren Tür kein Namensschild gewesen wäre, weswegen er einen RSa-Brief – eine Verständigung vom Arbeitsamt, er solle sich dort melden – nicht erhalten habe.

*Und auf einmal ist mir das Arbeitslosengeld gesperrt worden, gestrichen worden. Und ich habe ihnen probiert zu erklären, daß ich nicht da war, und daß, daß ich keine Bestätigung bekommen hab', daß überhaupt nichts im Briefkasten war, daß ich überhaupt keinen Brief abholen soll. Hat sie gesagt, da kann sie nichts machen, ist meine eigene Schuld; ich habe ihr den Meldezettel gebracht, daß ich dort wohn' und alles. Die hat das nicht eingesehen, und dann haben sie mir für zwei Wochen das Stempelgeld gestrichen.*<sup>3</sup>

Er wollte die Betreuerin wechseln, aber das sei nicht möglich gewesen. Einmal war sie im Urlaub, da mußte Herr Krampl zu ihrem Vertreter gehen, der sich ebenfalls über ihre Praxis aufregte und darauf hinwies, er kenne sie ohnehin und wisse, wie sie sei. Ein nahezu identisches Erlebnis erzählte mir Herr Metzger, der prinzipiell zu einem anderen Betreuer gehört, aber einmal mit der besagten Frau zu tun hatte:

*Ich hab' ja im November<sup>4</sup> auch, haben sie mein Arbeitslosengeld eingestellt gehabt, da habe ich schon da gewohnt, und bei uns war da zum Beispiel der Briefträger, der haut das hinein, und da war unter den Zetteln zum Beispiel ein Brief drinnen, Finanzamt oder sonst, ist vollkommen wurscht, nicht, auf unteres Kastl, was gar nicht zu mir gehört, nicht. Denke ich mir. Und ich hab' dann ein Schreiben kriegt, nicht, hab' müssen hinaufkommen zum Arbeitsamt, weil sie eine Arbeit gehabt haben. Und dann haben sie sofort im November, weil September und Oktober war nichts, habe ich müssen November gehen, sofort hat sie mir das eingestellt. Dabei habe ich den Brief nie gekriegt; ... nur hat sie mir dann die Antwort gegeben: 'Sie müssen selber schauen, daß Sie die Briefe kriegen'.<sup>5</sup>*

Nun soll hier nicht unterstellt werden, die Frau würde bewußt gesetzeswidrig handeln, aber ein solches System kann zu bizarren Auswüchsen führen; und wenn es nur darum geht, die Statistik anzuführen. So können sich also individuelle Handlungsmuster mit strukturellen Gegebenheiten vermischen. Hans Georg Zilian hat herausgefunden, daß es extrem hohe Unterschiede geben kann, wieviele Leute an den einzelnen Monatsschaltern des Arbeitsamtes Graz in den Notstandshilfebezug gelangen können. Dies differierte zur Zeit seiner Erhebung zwischen

24,2% – bei der besagten Beamtin – bis zu 42,9% aller an den Schaltern vorgemerkten Arbeitslosen. Für diesen Unterschied sei eindeutig die individuelle Einschätzung der Beamten verantwortlich.<sup>6</sup>

Besieht man sich das Arbeitslosengesetz genauer, wobei hier nur auf Österreich und die BRD eingegangen werden kann, so sind schon allein legistische Diskriminierungen erkennbar. Dazu gehört z.B. die Möglichkeit der Verhängung von Sperrfristen, wie wir sie in den oben genannten Fällen bereits kennengelernt haben. In Österreich bekommen Arbeitslose, wenn sie selbst gekündigt haben, automatisch eine Sperrfrist von vier Wochen. In der BRD bedient man sich dieses Mittels, wenn angebotene Stellen von den Beihilfenbeziehern nicht angenommen werden oder bei einem Antrag ein formaler Fehler vorliegt. Zu diesen sogenannten Zumutbarkeitsbestimmungen gab es 1978 einen neuen Erlaß in der BRD, der eine Einschränkung vorsah. Darin heißt es:

"Im Interesse einer alsbaldigen Beendigung seiner Arbeitslosigkeit schuldet der Leistungsempfänger der Versichertengemeinschaft eine weitgehende Anpassung seiner Vermittlungswünsche und Vorstellungen an die Bedürfnisse des Arbeitsmarktes. Die Grenze, bis zu der diese Anpassung zu fordern ist, wird durch die Zumutbarkeit bestimmt... Der Kreis zumutbarer Bestimmungen weitet sich mit zunehmender Dauer der Arbeitslosigkeit aus. Diese Ausweitung erstreckt sich auf die Art der Tätigkeit (berufliche Mobilität), die Lage des Arbeitsplatzes (räumliche Mobilität) und die sonstigen Arbeitsbedingungen..."<sup>7</sup>

Dieser Erlaß mußte zwar korrigiert werden, aber seit Ende der 70er Jahre verschärfte sich der Kurs gegenüber Arbeitslosen wieder. "Allein in den ersten fünf Monaten des Jahres 1977 ... verhängten die Arbeitsämter 28.100 Sperrzeiten..., weil die Arbeitslosen eine dem Arbeitsamt zumutbar erscheinende Arbeit nicht annehmen wollten."<sup>8</sup> Eine Betroffene schildert in diesem Zusammenhang, was sie nicht richtig findet: "... Daß die Fälle sich mehren, wo vom Arbeitsamt Sperrfristen verhängt werden, ohne ersichtlichen Grund, ohne daß eine Arbeit abgelehnt wurde, oder wenn eine Verdienstbescheinigung eines Kindes fehlt, oder mit dem Vermerk: Begründung wird nachgereicht."<sup>9</sup> Die Festlegung dieser Sperrzeiten hängt zu einem hohen Prozentsatz von der Willkür der jeweiligen Sachbearbeiter am Arbeitsamt ab. So können Stimmungen und Launen, Vorlieben oder Vorurteile darüber Ausschlag geben, wie man mit Betroffenen umgeht.

Diese Sperrfristen werden aber nicht nur angewandt, sondern dienen oftmals auch der Drohung, wie uns zwei Arbeitslose bestätigten. Zum einen passierte dies Herrn Metzger, der, wie bereits erwähnt, einmal gesperrt wurde, weil es Schwierigkeiten mit der Zustellung eines Briefes gab. In diesem Fall hatte er sich bei einer Firma vorgestellt, wobei allerdings kein Arbeitsverhältnis zustande kam. Diese Firma verweigerte ihm aber die Bestätigung, daß er dort gewesen sei, weshalb ihm die

Arbeitsamtsbeamtin drohte: *Nur hat sie dann gemeint, sie haut mich vom Stempelgeld hinaus halt, nicht, beim Stempeln. Aber das hat sie nicht gemacht.*<sup>10</sup> Zum anderen erzählte uns Herr Maier ein solches Vorkommnis. Er hatte am Arbeitsamt gesagt, daß er eine Arbeit nicht annehme, weil sie ihm nicht *tauge*, aber das könne man nur einmal versuchen. Daraufhin sei ihm nämlich sofort mit der Kürzung des Arbeitslosengeldes gedroht worden.<sup>11</sup> Ein weiteres Beispiel, ein Beschwerdebrief einer Arbeitsloseninitiative, sei aus der Dissertation der Schweizer Volkskundlerin Marie-Elisabeth Rehn zitiert:

"Frau X war 20 Jahre als Buchbinderin tätig. Sie wandte sich an uns wegen einer Sperrfrist, die von (der Vermittlerin) wegen einer angeblichen Arbeitsverweigerung veranlaßt worden war. Bei einer genaueren Prüfung stellten wir jedoch fest, daß die 'Arbeitsverweigerung' von Frau X nur darin bestanden hatte, daß sie im Gespräch mit dem Arbeitgeber auf ihre gesundheitlichen Einschränkungen (Bandscheibenschaden) hingewiesen hatte; zudem hatte der Arbeitgeber selbst die Entscheidung getroffen, sie nicht einzustellen. Darüberhinaus hat es sich bei dieser Stelle nach Bekunden des Firmeninhabers und früherer Stelleninhaber eindeutig um einen Männerarbeitsplatz mit schwerer körperlicher Beanspruchung gehandelt."<sup>12</sup>

Vor allem in Großbritannien war es seit Mitte der 70er Jahre zu einer verstärkten Kontrolle der Arbeitslosen gekommen, da viele unrechtmäßige Bezüge von Arbeitslosengeldern vermutet wurden. Die Anzahl der Spezialprüfer beim DHSS (Department of Health and Social Security) erhöhte sich von 22 im Jahr 1955 auf 428 im Jahr 1978.<sup>13</sup> Aufgrund dieser Verschärfungen wurden 1975 388.000 Personen von einem Leistungsbezug ausgeschlossen, weil sie ohne geeigneten Grund freiwillig ihre Arbeit aufgegeben hatten; 5.000, weil sie eine Arbeit unbegründet abgelehnt hatten, und 10.000, weil sie für eine Beschäftigung nicht erreichbar waren.<sup>14</sup> Allein zwischen 1968 und 1974 wurde 300.000 Antragstellern in Großbritannien keine Leistung aus der Arbeitslosenversicherung gewährt, da sie angeblich arbeitsscheu gewesen wären.<sup>15</sup> Peter Moore wies darauf hin, daß viele Zahlungen zu Unrecht entzogen wurden.<sup>16</sup> Dies scheint auch in Österreich der Fall zu sein, da 1991 immerhin ein Drittel aller Berufungen gegen die Sperre von Arbeitslosengeld für die betroffenen Arbeitslosen erfolgreich endete, wie der Sozialminister im Parlament auf Anfrage der Grünen zugestehen mußte.<sup>17</sup> Auch in Österreich wurde im letzten Jahr die Diskussion um die sogenannten Arbeitsunwilligen verschärft, weshalb der Sozialminister bei den Arbeitsämtern diesen Personenkreis erheben ließ. Als Resultat wurde eine Rate von 3 bis 5% Arbeitsunwilliger genannt, allerdings war nicht zu eruieren, wie diese Zahl ermittelt wurde. Mehrere Anfragen im Sozialministerium ermöglichten es nicht, zu jenen Leuten vorzudringen, die diese Rate errechnet hatten.

Zur Ehrenrettung der Beamten der Arbeitsmarktverwaltung muß jedoch gesagt werden, daß es viele positive Beispiele gibt, nach denen Arbeitslose eine sehr korrekte Behandlung am Arbeitsamt erfahren haben. Die Hauptschuld an der Misere dürfte wohl am System allgemein liegen und an der Tatsache, daß auch die Beamten der Arbeitsmarktverwaltung unter gehörigem Druck stehen. Dazu noch einmal Peter Moore: "Today's civil servants are under enormous pressure to make savings. It is exactly such pressure that mistakes made; principles of natural justice are ignored; and claimants lose benefits to which they are entitled."<sup>18</sup>

Generell ging die Zunahme der Arbeitslosigkeit in Europa einher mit gewissen Einschränkungen auf der Ausgabenseite. Ivars Udris meint in einem Bericht über eine Arbeitslosigkeitsstudie des Europarates, es gebe in vielen Ländern Europas eine Beschneidung der Arbeitslosengelder und eine Verschärfung der Bezugskriterien.<sup>19</sup> Darüber hinaus geht das Arbeitslosenversicherungssystem davon aus, daß die Leute jeweils mit neuen Leistungsansprüchen nach längerer Erwerbsarbeit arbeitslos werden, was in der Realität nicht zutrifft. Auf lange Sicht ist ein bestimmter Personenkreis immer stärker betroffen, wie wir schon in dem Kapitel über den Arbeitsmarkt gesehen haben.

Jener Kreis muß fürchten, in eine Armutsspirale zu geraten, und wer dort angelangt ist, darf mit weiteren Schwierigkeiten rechnen. In Deutschland besteht z.B. die Möglichkeit, Sozialhilfeempfänger zu Gemeinschaftsarbeit zu verpflichten. Dieser Pflicht kann man sich bei Aufforderung nicht entziehen, ohne gewissen Sanktionen zu unterliegen. "Wer sich weigert, zumutbare Arbeit zu leisten, hat keinen Anspruch auf Hilfe zum Lebensunterhalt."<sup>20</sup> Zumutbar sind Einsätze bei der Stadtreinigung, Friedhofsarbeiten, Haus- und Botendienste, Putzarbeiten, Archivarbeiten etc. Bei einer ersten Weigerung kann mit einer Kürzung von 10 – 25% der Sozialhilfe gerechnet werden.<sup>21</sup> Gerade diese Tätigkeiten bergen jedoch großes Konfliktpotential in sich. Zum einen führt eine solche Einrichtung zum Problem eines zweitrangigen Arbeitsmarktes, zum anderen könnte daraus eine Verdrängung regulärer Tätigkeiten durch die Gemeinschaftsarbeit resultieren, und schließlich müssen diese Verpflichteten die selbe Arbeit verrichten wie reguläre Arbeitskräfte, ohne deren Rechte zu genießen.

Unter den hier vorgestellten Arbeitslosen sind vor allem Herr Gangl und Frau Winkler gefährdet, in die Armutsspirale zu geraten. Wir haben schon im vorigen Kapitel gesehen, daß Herr Gangl in seiner Erwerbsbiographie einen kontinuierlichen Abstieg hinnehmen mußte, der soweit ging, daß er nun von seiner Familie miterhalten werden muß, weil er keine Notstandshilfe mehr erhält.<sup>22</sup> Bei Frau Winkler ist der Fall insofern noch krasser, als sie geschieden ist und ihr Sohn noch eine Lehre absolviert; sie ist also Alleinverdienerin. In ihrer früheren Firma, wo sie

18 1/2 Jahre gearbeitet hatte, verdiente sie 6.700 Schilling netto im Monat, die Arbeitslosenunterstützung war entsprechend niedriger. Sie nahm dann einen Job in einer Fleischhauerei außerhalb von Graz an, obwohl sie dabei pendeln mußte: *Weil ich wollte einfach nicht mehr stempeln, und, und eben wegen dem weniger Geld da.* Diese Stelle gab sie aber aus verschiedenen Gründen wieder auf. Bei ihrer letzten Tätigkeit in einem Reinigungsunternehmen erhielt sie überhaupt nur 3.500 Schilling, was jedoch bereits über jener Grenze liegt, die laut Gesetz zur Arbeitslosenunterstützung dazuverdient werden darf. Mittlerweile betreibt sie eine Hausmeisterei, die ihr ca. 3.000 Schilling im Monat einbringt.<sup>23</sup> Die unterbrochene Erwerbsbiographie hat also nicht nur ihre negativen Auswirkungen auf die zukünftigen Berufsaussichten, sondern bedroht jene Personen, die den Wiedereinstieg in ein stabiles Beschäftigungsverhältnis nicht schaffen, und die Haushalte, in denen sie leben, mit "massiver wirtschaftlicher, sozialer und psychischer Deprivation".<sup>24</sup> Vor diesem Hintergrund versteht man die Empörung von Herrn Bäcker über eine Geschichte, die er von einem Arbeitslosen gehört hat. Demnach habe es am Arbeitsamt geheißt, ein Notstandshilfebezieher solle eben seine teure Wohnung aufgeben und eine billigere suchen, weil sie ihm keine entsprechende Mietbeihilfe zahlen wollten. *Das ist ja ein Witz sowas, daß sie unsozial sind- Ich kann nicht einfach sagen: 'Paß auf, jetzt such' Dir eine andere Wohnung, weil Du kannst-' Der schuldlos arbeitslos geworden ist, also weil die Firma, nicht weil der selber gegangen ist oder was; ja weil die Firma eben in Konkurs gegangen ist.*<sup>25</sup> Diese Aussage ist neben dem Hinweis auf die wirtschaftliche Deprivation auch deswegen bemerkenswert, weil es eine der seltenen Äußerungen ist, bei denen ein Arbeitsloser für einen anderen in solidarischer Art und Weise Stellung bezieht.

Es wurde bereits erwähnt, wie sehr Vorstellungen über Arbeitslose das Einstellungsverhalten von Arbeitgeberern negativ beeinflussen. Solchen Vorstellungen dürfen auch manche Beamte des Arbeitsamtes unterliegen. Dies kann, neben der Tatsache der wenigen zu vermittelnden Stellen, dazu führen, daß gewisse Arbeitslose von ihren Betreuern kaum Stellenangebote vermittelt bekommen. Vielleicht sind die Beamten zu sehr mit der Verwaltung der laufenden Agenden beschäftigt, um auch noch Vermittlungstätigkeit vollbringen zu können. Jedenfalls beschrieben unsere Arbeitslosen die Vermittlungspraxis des Arbeitsamtes eher kritisch. Zwar hatten neun der elf Arbeitslosen mehrere Stellenzuweisungen bekommen – die übrigen beiden Befragten eine bzw. zwei –, aber der Erfolg war eher gering. Nur Herr Krampl hatte auf diese Art und Weise einmal eine Stelle gefunden<sup>26</sup>, und Herr Schwaiger wurde zu dem bereits erwähnten Arbeitsplatz vermittelt, wo er nach zwei Tagen in den Krankenstand ging, weil niemand mit ihm redete.<sup>27</sup> Herr Bäcker berichtete zunächst von dem Eindruck, den er zu Beginn seiner

Arbeitslosigkeit vom zuständigen Beamten des Arbeitsamtes und dessen Vermittlungspraxis hatte: *Also die ersten paar Wochen interessiert es den, glaube ich, dort gar nicht, daß du irgendeine Stelle kriegst oder was.*<sup>28</sup> Frau Winkler wiederum beschwerte sich, weil sie nur zwei Stellen zugewiesen bekommen hatte: *Nichts, gibt's nichts, hat's geheißten. Ich bin immer schön hingegangen, also so, wie's geheißten hat, nicht.*<sup>29</sup> Sie sei sogar öfter hingegangen, erzählt sie weiters, aber das habe ebensowenig genützt. Der ehemalige Versicherungsangestellte Karl Gruber meinte ebenfalls, das Arbeitsamt habe keinen Job für ihn: *Ich meine das, was ich mir jetzt sag', was ich Ihnen gesagt hab' vorher, von den Versicherungen vorgemerkt hab', das habe ich mir selber aus den Zeitungen geholt, nicht. Da hab' ich von oben eigentlich nichts kriegt, nicht. Es ist natürlich, das ist natürlich beschissen irgendwo.*<sup>30</sup> Deutsche Untersuchungen liefern noch geringere Zahlen, was die Vermittlungsversuche von Arbeitsämtern angeht, als das in unserer Population zum Ausdruck kommt:

"Von allen im Rahmen der IAB-Studie erfaßten neu registrierten Arbeitslosen vom Herbst 1981, die ein Jahr später noch immer arbeitslos gemeldet waren, hatte seit Beginn (!) der Arbeitslosigkeit nur jeder zweite überhaupt schon einmal ein Vermittlungsangebot vom Arbeitsamt erhalten."<sup>31</sup>

Ähnliche Zahlen liefert die vom zuständigen Minister herausgegebene Untersuchung, wonach 60% der Arbeitslosen, die seit mindestens drei Monaten arbeitslos waren, innerhalb der letzten drei Monate kein Stellenangebot vom Arbeitsamt bekommen hatten.<sup>32</sup> Dabei ist allerdings kaum festzustellen, ob es einfach keine vermittelbaren Stellen gibt oder ob gewisse Arbeitslose durch Meinungen und Vorurteile der zuständigen Beamten systematisch von einer Vermittlung ausgeschlossen werden.

Aber es geht eben nicht nur um die Vermittlungsversuche, sondern vor allem darum, ob Arbeitslose auf diese Art eine Stelle finden können bzw. gefunden haben. Hier sieht der Befund noch viel trister aus, als bei dem Aspekt der Vermittlungsversuche. Herr Maier meinte bezüglich einer Vermittlung über das Arbeitsamt: *Also ich muß sagen, ich habe vom Arbeitsamt- keine einzige Stelle, das sage ich Ihnen ehrlich. ... Es ist am besten, der was arbeiten will, daß der sich selbst umschaute.*<sup>33</sup> Diese Einschätzung teilten die von Marie-Elisabeth Rehn befragten Arbeitslosen. Das Arbeitsamt habe als Vermittler beruflicher Fertigkeiten bei den Arbeitgebern keinen guten Ruf.<sup>34</sup> Herr Metzger beklagte die falsche Zuweisungspraxis, von der wir schon im vorigen Kapitel ausführlich hörten; man habe ihn als Hilfsarbeiter vermitteln wollen, obwohl er Facharbeiter ist.<sup>35</sup> Frau Winkler wollte man eine Stelle als Büglerin anbieten, obwohl sie mit dem Kreuz Probleme hat. Diese Arbeit wollte

sie nicht, weshalb sie erst gar nicht hingegangen sei. *Ich hab' dann schon, das war-dann hab' ich mir schon selber was g'funden, und dann hab' ich- ich hab' dann gekündigt, ja, also vom Arbeitsamt gekündigt halt.*<sup>36</sup> Frau Winkler betrachtete das Problem aus einer sehr interessanten Perspektive, sie kündigte nicht einem ungeliebten Unternehmen, sondern dem Arbeitsamt, dem sie ebenfalls nicht sehr positiv gestimmt war. Es handelte sich dabei um ein Motiv, Arbeit aufzunehmen, wie es sonst nicht mehr genannt wurde.

Herr Bäcker hat von der Zuweisungspraxis eine völlig negative Meinung, weil man ihn zu Stellen schickte, wo sich schon 20 oder 30 andere Personen beworben hatten: *Nein, da, da hab', da bin ich erst draufgekommen, wie arm die Leute wirklich sind, die, die wirklich, die was darauf angewiesen sind, oder was. Weil die werden ja da hin- und hergeschickt wie die Narren, nicht. Das ist ja ein Wahnsinn.*<sup>37</sup> Die Aussichtslosigkeit, die der Möglichkeit des Arbeitsamtes bei der Vermittlung von Stellen zugewiesen wird, kommt in einem bei Marie-Elisabeth Rehn wiedergegebenen Witz sehr deutlich zum Ausdruck:

"Ein Türke kommt zum Arbeitsamt und fragt den Vermittler: 'Haben Sie Arbeit für mich?' Sagt der Vermittler: 'Doch, da hätt' ich was für Sie. Bankdirektor in der Filiale da drüben. 20.000 Mark Gehalt, Dienstwagen mit Chauffeur, sechs Wochen Urlaub im Jahr usw.' Meint der Türke: 'Wollen Sie mich verarschen?' Antwortet der Vermittler: 'Wer hat denn angefangen mit dem Verarschen?'"<sup>38</sup>

Aber Arbeitslose haben in diesem Zusammenhang noch weitere Probleme, stehen sie doch unter einem Rechtfertigungsdruck, wenn sie gewisse Stellen nicht annehmen. Dazu meinte Herr Maier: *Warum kommen die Leute alle zurück, nicht, und da muß ich auch feststellen, daß das sicher irgendwo eine Klemme auch beim Arbeitsamt ist. Daß sie dort in Firmen hinschicken und gar nicht einmal fragen: 'Bittschön', wenn der retour kommt, 'was ist da los, aus was für einen Grund?'*<sup>39</sup> Dieser Vorwurf scheint nicht ungerechtfertigt zu sein, steht es doch dem Personaleinsteller frei, sich für einen Mitarbeiter zu entscheiden, hingegen soll dem Arbeitslosen dieses Recht vorenthalten werden. Recht ungeniert werden in einem Unternehmerhandbuch die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Arbeitsmarktstrategie dargestellt. Zusammengefaßt lautet das folgendermaßen: "Ziel eines Unternehmens sollte daher ein möglichst **umfangreiches Zugangspotential** 'Einstellung' in Verbindung mit einem möglichst **hohen Abgangspotential** 'Entlassung' sowie ein möglichst **niedriges Abgangspotential** 'freiwilliges Ausscheiden' sein."<sup>40</sup> Man kann das Ganze allerdings wesentlich unpräziser ausdrücken. Der Arbeitsmarkt soll für ein Unternehmen die bestmöglichen Arbeitnehmer auf Abruf bereithalten, während die Mitarbeiter der Fir-



ma ständig mit der Entlassung zu rechnen haben, während sie selbst möglichst nicht von sich aus kündigen sollten. Vor diesem Hintergrund muß auch der Ruf der Wirtschaft nach mehr Mobilität verstanden werden.

Zwischen den Beratern des Arbeitsamtes und Arbeitslosen gibt es ein Konfliktpotential, da sie unterschiedlicher Ansicht über gewisse Begebenheiten sein können.<sup>41</sup> Diese Unterschiede bestehen grundlegend in der Fähigkeit, "Regeln aufzustellen und sie auf andere anzuwenden, [sie] sind ihrem Wesen nach Machtunterschiede".<sup>42</sup> Arbeitslose sind von diesen Machtunterschieden im besonderen Maß betroffen, weil die Beamten der Arbeitsmarktverwaltung jeweils definieren können, wie sie die Arbeitslosen sehen. Sehen sie ihn als Arbeitswilligen, der ein unschuldiges Opfer der schlechten Konjunktur wurde, oder vermuten sie einen Arbeitsscheuen, der sich bloß den Unbilden des Arbeitsalltags entziehen will. Dies erinnert uns noch einmal an das von Goffman beschriebene asymmetrische Verhältnis, das wir bereits zwischen Unternehmer und Arbeitslosen feststellen konnten.<sup>43</sup> Wie sehr allerdings die Wahrnehmung der Beamten der Arbeitsmarktverwaltung und die der Arbeitslosen auseinanderklaffen kann, beweist ein Fall, den mehrere Hunderttausend Zuseher im Österreichischen Fernsehen verfolgen durften. Zu einer Diskussion im "Club 2" waren verschiedene Personen eingeladen worden, unter anderem ein schwervermittelbarer Langzeitarbeitsloser und der österreichische Sozialminister. Der Arbeitslose schilderte seine Situation und erzählte auch über zuwenig Vermittlungsversuche und die mangelnde Möglichkeit, sich umschulen zu lassen. Daraufhin zückte der Sozialminister ein Dossier über diesen Mann, dessen Name ihm offensichtlich bereits vor der Sendung von der Redaktion mitgeteilt worden war und korrigierte dessen Aussagen, stellte den Arbeitslosen als jemanden hin, der hier die Unwahrheit sagt. Ich möchte nun gar nicht auf jene Methoden eingehen, die auch dem Metternichschen Polizeistaat zur Ehre gereicht hätten und die man einem sozialdemokratischen Politiker der zweiten Republik wohl niemals zugetraut hätte, sondern bei der angeblichen Unwahrheit ansetzen, deren der Minister den Arbeitslosen zieht. Der Minister stellte als wahr hin, was die Wahrnehmung seiner Beamten ihm mitteilte, der Arbeitslose stellte seine Sicht der Dinge dar, die fast naturgemäß eine andere sein mußte. Dabei sollte es völlig zweitrangig sein, welche Wahrnehmung nun wohl wahr oder richtig sei, sondern die grundlegende Erkenntnis ist jene, daß in der täglichen Kommunikation solche Interpretationsunterschiede vorkommen, die Arbeitsamtsberater aber kraft ihres Amtes die Macht haben, jene Wahrheit zu definieren, die wiederum auf die Arbeitslosen zurückwirkt. Diese Sichtweisen der Beamten bedingen somit das Verhalten, das sie den betroffenen Personen entgegenbringen. Auch ein Beispiel aus der BRD beweist, wie wenig Auswirkungen gewisse Zuschreibungen auf soziale

Realitäten haben müssen. Die Autoren Grüske und Lohmeyer stellten in zwei deutschen Orten Unterschiede bei der Aktivität der Arbeitssuche fest. Die Arbeitslosen des ostfriesischen Ortes Leer wären durchaus aktiver als jene des württembergischen Ortes Balingen. Die Leeraner gingen häufiger aufs Arbeitsamt und antworteten auch öfter auf Zeitungsannoncen.<sup>44</sup> Ihre Chancen am Arbeitsmarkt waren dennoch schlechter, wenn man die entsprechenden Statistiken betrachtet.<sup>45</sup>

Die Klagen über die Behandlung am Arbeitsamt ziehen sich wie ein roter Faden durch die spezifische, vorzugsweise biographische oder qualitative, Literatur. Hier mögen sowohl strukturelle Gründe eine Rolle spielen, wie sie Peter Moore für ein britisches Social Security Office beschreibt – lange Wartezeiten, schlechte Hinweise, überlastete Telefonanlagen, Unfreundlichkeit, schlechte und unpersönliche Kommunikationsmöglichkeiten und verlegte Akten prägen den Alltag dieses Büros, wozu noch eine Personalfluktuaton von 20 bis 30% im Jahr kommt<sup>46</sup> –, als auch persönliche Ursachen, die im Verhalten der jeweiligen Beamten liegen. Unsere Arbeitslosen hatten zum Großteil keine Klagen über das Arbeitsamt. Sechs Personen beschrieben die Beamten als korrekt oder sogar liebenswürdig, zwei Personen hatten zwar einmal Anlaß, sich zu ärgern, äußerten sich sonst jedoch positiv, und drei hatten nach ihrer Meinung Schikanen o.ä. erlebt. Frau Schwarzbauer schildert vor allem die Beamtinnen als sehr *lieb*, nur einmal sei ein Beamter ungut zu ihr gewesen:

*Da bin ich hinaufgegangen mit dem Zeugnis, und weil- da hab' ich in Musik einen Vierer gehabt, und da hat er mich gefragt: 'Ja warum haben Sie denn unbedingt in Musik einen Vierer?' Dann hab ich gesagt: 'Ja, ich weiß nicht, die Lehrerin hat mich nicht recht mögen und Singen hat mich sowieso nie interessiert.' Hat er gesagt: 'Ja warum ausgerechnet in, in Singen, das gibt's ja nicht, ein jeder Mensch kann ja singen, und wieso ein Vierer', und so, und so, und da hat er herumgefragt. Und sonst sind sie schon lieb.'<sup>47</sup>*

Dieses Beispiel soll weniger dazu dienen, auf Schikanen von seiten der Beamten der Arbeitsmarktverwaltung hinzuweisen, als vielmehr jene Bilder herauszuarbeiten, aus denen sich die Menschen dort ihre Arbeitslosen schaffen. Frau Schwarzbauer könnte von diesem Beamten wegen ihres mangelnden Interesses für Musik einer gewissen Kategorie von Klienten zugeordnet werden, nach der sie in Zukunft behandelt würde. Bei anderen Arbeitslosen wird es ebenfalls spezifische Merkmale geben, nach denen Beamte kategorisieren. Dazu schreibt Hans Georg Zilian:

"Als Nebenprodukt dieser konflikträchtigen Situation entsteht die amtliche Statistik der Arbeitslosen. Die Vorstellungen des Beamten darüber, wer 'eigentlich' als 'arbeitslos' zu

betrachten ist, oder wer arbeitsfähig oder arbeitswillig ist, resultieren in jenen Zahlen, die der Definition und der Diskussion des Problems zugrundeliegen."<sup>48</sup>

Die Arbeitslosen reflektieren diese Mechanismen ebensowenig wie die Beamten selbst. Sie bekommen jedoch ein bestimmtes Verhalten – oft schmerzhaft – am eigenen Leib zu verspüren und empfinden dies als ungerecht. Wenn man selbst aufgrund der Arbeitslosigkeit schon etwas aus dem Gleichgewicht gebracht wurde, kann ein *relativ schroffer* Umgangston sehr erschüttern. Herr Maier, der allerdings kaum als psychisch besonders anfällig beschrieben werden kann, betonte die besonders "freundliche" Bedienung, *gerade, daß man nicht irgendwo angeschnauzt wird.*<sup>49</sup> Dann gibt es Erlebnisse, die als echte Schikanen empfunden werden können, auch wenn sie ihre gesetzliche Deckung haben mögen; ein solches Beispiel erzählte Herr Krampfl:

*Daß du, wenn du vielleicht irgendein Formular vergessen hast, daß du extra wegen dem wieder heimgeschickt worden bist, obwohl du es eh schon gebracht hast, oder obwohl s: zum Beispiel eine Geburtsurkunde. Du, du kannst ohne Geburtsurkunde z.B. keinen Paß haben. Ich meine, das ist, ist offensichtlich, daß du eine Geburtsurkunde haben mußt, wenn du den Paß da hast. Das sind Schikanen für mich.*<sup>50</sup>

Im allgemeinen scheinen viele Arbeitslose das Arbeitsamt nicht gerne aufzusuchen, und in den entsprechenden Erlebnissammlungen gibt es eine Fülle von Belegen, warum dies der Fall ist.<sup>51</sup> *Ein angenehmes Gefühl ist es sicher nicht, wenn man da hingehen muß,* meinte etwa Frau Winkler, weshalb sie beim ersten Mal gemeinsam mit ihrer Freundin dort war.<sup>52</sup> Auf völliges Unverständnis stößt jene angebliche Praxis, um zwölf Uhr mittags den Parteienverkehr abrupt zu beenden, auch wenn sich die Leute, die noch warten, schon seit längerer Zeit angestellt hätten.<sup>53</sup> Falls dies wirklich der Fall sein sollte, ist es sicherlich auf jene Einstellung zurückzuführen, nach der Zeit für Arbeitslose ein beliebig verfügbares Gut darzustellen scheint. Natürlich kommt es auch vor, daß Beamte manche Arbeitslose sehr häufig ins Amt bestellen. Mit solchen Maßnahmen soll jemand überprüft oder gestört werden, wenn der Berater vermutet, er ginge einer Schwarzarbeit nach.

Es existieren von unseren Arbeitslosen aber auch außerordentlich positive Beschreibungen, was das Verhalten der Beamten des Arbeitsamtes anbelangt. Herr Schwaiger wurde etwa extra angerufen, als seine Frau kein Karenzgeld mehr erhielt, daß er jetzt einen Zuschuß beantragen könne.<sup>54</sup> Aber selbst diese Beispiele hängen mit jenem Bild zusammen, das sich die Berater von den Arbeitslosen machen. Hans Georg Zilian etwa berichtet, daß eine Arbeitsamtsbetreuerin festgestellt habe, bei Akademikern werde die Arbeitswilligkeit auf keinen Fall ausgeschlossen, obwohl

eigentlich nicht zwingend logisch ist, daß eine lange Verweildauer im offiziellen Bildungssystem Arbeitswilligkeit garantiert. Aufgrund der spezifischen Situation als Student, so Zilian, wäre "der Schluß auf eine ausgeprägte 'Freizeitwilligkeit' ... mindestens ebenso naheliegend wie der auf die Arbeitswilligkeit".<sup>55</sup> Ältere Arbeitslose, die eine lange Erwerbsbiographie auf einer höheren Stausebene hinter sich haben und unverschuldet ihre Arbeit verloren, werden offensichtlich ebenfalls positiv wahrgenommen und haben dann ihrerseits eine positive Wahrnehmung der Institution Arbeitsamt. Herrn Beldika wird sicherlich niemand Arbeitsunwilligkeit unterstellen und dementsprechend beschreibt er seine Erfahrungen: *Das sind, ich meine, das sind ausgesprochen nette Menschen dort, der versucht dir wirklich-, aber, ich meine, sie, sie können sich gar nicht helfen, weil es sind keine Stellen da.*<sup>56</sup> Interessant ist an dieser Stelle auch die Einschätzung von Herrn Beldika, das Dilemma liege bei den Beratern – *sie können sich nicht helfen* –, für die er fast so etwas wie Mitleid empfindet, weil sie ihre Aufgaben nicht entsprechend erfüllen können.

Besondere Bedeutung werden den von der Arbeitsmarktverwaltung angebotenen Schulungsmaßnahmen eingeräumt. Bei einer – zwar schon etwas älteren, tendenziell aber doch interessanten – Untersuchung in der BRD stellte sich heraus, daß die befragten Unternehmen zwischen 1973 und 1978 ihren Beschäftigtenstand um 5% reduziert hatten. Für die Arbeitnehmer galt: je geringer die berufliche Qualifikation, desto größer war das Risiko, von einer Entlassung betroffen zu werden.<sup>57</sup> Damit werden Weiterbildungsmöglichkeiten, Umschulungen usw. sowohl vom Arbeitsamt als auch von den Arbeitslosen große Bedeutung beigemessen. Alle von uns befragten Arbeitslosen wären auch bereit, sich schulen zu lassen, aber bei näherer Betrachtung ergaben sich Unterschiede.

Manche Arbeitslose glauben nicht mehr so recht an diese Möglichkeit und wirken allgemein sehr resignativ. Herr Gangl möchte sich beispielsweise schon umschulen lassen, sieht aber Mängel bei der eigenen Person: *Es hat einen Berufsfindungskurs gegeben, aber da habe ich, ehrlich gesagt, so durchschnittlich abgeschnitten, ..., daß sich nichts gelohnt hätte, was weiterzumachen wäre.*<sup>58</sup> Auch Frau Winkler hat diesbezüglich bereits aufgegeben. Prinzipiell betont sie zwar ihre Schulungswilligkeit, aber auf genaueres Nachfragen hin fällt ihr nichts mehr dazu ein: *Ich wüßte nicht was.* Dabei gerät sie noch heute bei ihrem Traumberuf Buchhändler ins Schwärmen, den sie ihr Vater nicht hatte lernen lassen, obwohl sie schon eine Lehrstelle gehabt hätte. Heute hat sie Angst davor, für den Rest ihres Erwerbslebens als Putzfrau tätig sein zu müssen.<sup>59</sup> Herrn Beldika wiederum wurde vom Arbeitsamt keine Umschulung angeboten, aber er hat auch noch nicht versucht, eine besuchen zu können. Er sieht das in seinem Alter sehr kritisch: *Ja aber jetzt bilden die mich*

vielleicht aus, nachher krieg' ich dort auch nichts, nicht.<sup>60</sup> Hans Georg Zilian berichtet in seiner Arbeitsamtsstudie von der Praxis der Arbeitsämter, langfristig Betroffene als 'hoffnungslos' zu klassifizieren und daher Kursmittel für hoffnungsvollere Fälle zu reservieren.<sup>61</sup> Der ehemalige Versicherungsbeamte Karl Gruber ist sich nicht ganz sicher, obwohl er gewisse Vorstellungen hat: *Ja, an und für sich schon. Eine Weiterbildung in der EDV zum Beispiel. Ich meine, umschulen heute auf einen total neuen Beruf, das ist schwierig. Beim Arbeitsamt habe man ihm noch nichts angeboten. An einer anderen Stelle meint er, das Arbeitsamt müsse mehr vermitteln und wenn sie sehen, daß man keine Chance hat, daß sie woanders vermitteln oder eine Schulung geben. Das tun sie im Endeffekt nicht. Weil ewig arbeitslos ist auch ein Scheiß irgendwo.*<sup>62</sup> Herr Metzger, der arbeitslose Schlosser, bekundet zwar ebenfalls prinzipielles Interesse, äußert aber genauso seine Bedenken. Er würde sich nicht für jeden Beruf umschulen lassen. Tischler beispielsweise würde ihm nicht behagen, weil es keine Zukunft hat. Er kenne Leute, die in Fohnsdorf geschult wurden: *Das kannst vergessen ... Die haben Kurse gemacht, was weiß ich, wie die alle heißen, die schulen gleich alle zusammen, nicht, nur haben sie nachher auch keine Stelle gekriegt.* Das Umschulen nütze ohnehin nichts, da kämen aus dem Beruf jeweils so viele Junge nach.<sup>63</sup>

Neben den Arbeitslosen, die in ihrem speziellen Fall nicht mehr so recht an die Sinnhaftigkeit einer zusätzlichen Ausbildung glauben, gibt es jene, die eine spezifischere Vorstellung von Weiterbildung haben. Herrn Friedl beispielsweise interessieren die Meisterprüfung und die Konzessionsprüfung, außerdem hätte er gerne einen speziellen Englischkurs besucht, aber das Arbeitsamt zahle nicht dazu, und er könne es sich alleine nicht leisten.<sup>64</sup> Herr Bäcker möchte sich in jedem Fall wieder weiterbilden, wie er das schon mehrmals und ohne Beiziehung des Arbeitsamtes getan habe. Er suche immer etwas Neues, was ihn interessiere. Momentan spekuliert er mit einer Abend-HTL oder etwas ähnliches.<sup>65</sup> Herr Krampl möchte sich ebenfalls unbedingt weiterschulen, obwohl er noch nicht sicher ist, was er machen könnte. Momentan denkt er an eine Ausbildung zum Werbegraphiker, die aber das Arbeitsamt nicht bezahlt, da es nicht den Besuch irgendwelcher Schulen durch Arbeitslosengelder finanziert. Nun spekuliert er, während seiner Arbeitslosigkeit diese Ausbildung besuchen zu können, die es in der von ihm gewünschten Form – einjährig – nur in Innsbruck gibt. Allerdings würde er dafür das stillschweigende Einverständnis des Arbeitsamtes benötigen, das ihm das Arbeitslosengeld und die Notstandshilfe zahlen müßte, weil er es sich sonst nicht leisten könnte. Oder er würde es nicht melden, was aber abgesehen von der Illegalität nach sich ziehen könnte, daß man ihn wiederholt auf Stellen zu vermitteln sucht.<sup>66</sup>

Unter den von uns befragten Arbeitslosen befand sich nur einer, der aktuell an einer Schulungsmaßnahme teilnahm. Herr Schwaiger besuchte einen Schweißkurs in Kapfenberg, mit dem er sehr zufrieden war. Er hatte sich nach der gescheiterten Arbeitsaufnahme um diesen Kurs beworben und war nur mehr hineingerutscht, weil ein anderer Teilnehmer ausfiel.<sup>67</sup> Da diese Schulungsmaßnahmen viele finanzielle Mittel erfordern, können sie auch nicht in uneingeschränktem Maße angeboten werden. Nach der bereits zitierten deutschen Studie nahmen von den befragten 1637 Arbeitslosen 7% an Lehrgängen zur Umschulung oder Fortbildung teil.<sup>68</sup> Aber selbst umschulungswilligen Personen kann noch Arbeitsunwilligkeit unterstellt werden, wie dies Erzählungen aus unseren Interviews belegen. Ein 44-jähriger Installateur hatte bei einem Kurs solche Leute kennengelernt:

*Da waren ein paar oben, die machen nur Kurse und kriegen keine Arbeit, der hat wirklich keine Arbeit gekriegt. Dann sind welche dabei, die sagen: Hauptsache, daß ich den Kurs habe, was brauche ich arbeiten gehen. Das sagen sie auch, die Leute. Der kriegt ja gezahlt, der hat sein Essen oben, der hat sein Zimmer. Der kriegt sein Zimmer auch noch vom Arbeitsamt zur Verfügung gestellt. Der macht nur laufend Kurse und kann eh nichts damit anfangen nachher.<sup>69</sup>*

Auch eine Frühpensionistin kannte einen 35-jährigen Mann, der diese Weiterbildungskurse ausnützt. Er hätte schon drei Berufe erlernt, weil er dabei mehr Geld bekomme als andere Arbeitslose. Er habe aber noch nie gearbeitet, seit sie ihn kenne.<sup>70</sup> Nun ist es bei der Höhe der Mittel, die für solche Weiterbildungsmaßnahmen zur Verfügung stehen, unwahrscheinlich, daß viele Arbeitslose mehrmals in den Genuß solcher Maßnahmen kommen können. Ebenso wird der zuständige Beamte am Arbeitsamt wohl solchen Praktiken kaum zustimmen können, da diese Kurse nicht allein von ihm selbst bewilligt werden. Aber auch der Unternehmer Kaltenbrunner erzählte mir folgende Geschichte: *Wenn man so rundherum hört, nicht, daß es da Leute gibt, s'war, es hat mir gestern erst einer erzählt da: Der- der macht Umschulung. Der macht schon drei Jahre lang Umschulung und und und kriegt einen Batzen Geld dafür und ist gar nicht mehr interessiert zu arbeiten.*<sup>71</sup> Abgesehen davon, daß der Wahrheitsgehalt dieser Geschichte angezweifelt werden darf, widerspricht das Gesagte aus dem Mund eines Unternehmers genau jener Forderung der österreichischen Wirtschaft, wonach es an gut ausgebildeten Fachkräften mangelt. Vielleicht geht es Herrn Kaltenbrunner aber lediglich darum, daß er seine Bauhilfsarbeiterstellen schwieriger besetzen kann, wenn geschulte Arbeitskräfte sich dann für bessere Jobs bewerben.

Eine besondere Stellung gegenüber dem Arbeitsamt genießen meist die Saisonarbeitslosen, obwohl auch dabei Differenzierungen bestehen. Bei Bauarbeitern

scheint klar zu sein, daß sie aufgrund der geringeren Bauaktivitäten und der Witterungslage im Winter vorübergehend freigesetzt werden müssen. Dies wird offensichtlich von den Beamten der Arbeitsämter ohne weiteres akzeptiert. Nur vor einigen Jahren entwickelte sich diesbezüglich eine Diskussion, weil man den Bauarbeitern ihre Überstunden im letzten Monat vor der Arbeitslosigkeit auszahlte, wodurch sich das Arbeitslosengeld ordentlich erhöhte. Seit die gesetzliche Regelung in der Form geändert wurde, die letzten sechs Monatsbezüge zur Berechnung des Arbeitslosengeldes heranzuziehen, ist diese Diskussion eingeschlafen. Es scheint allgemein als unumgänglich eingeschätzt zu werden, daß Bauarbeiter im Winter arbeitslos sind.

Umso mehr erregte Herrn Maier, der als LKW-Fahrer in der Baubranche tätig ist, die Vermutung, das Arbeitslosengeld solle gekürzt werden. Diese Information hatte seine Frau aus ihrem Gespräch mit der Interviewerin herausgehört und ihrem Mann mitgeteilt. Die Interviewerin konnte das Mißverständnis erst zu einem relativ späten Zeitpunkt der Befragung aufklären, weshalb das Interview mit Herrn Maier, der zum Teil sehr emotionell agierte, vor diesem Hintergrund verstanden werden muß.<sup>72</sup> Es ist dies eine jener besonderen Konstellationen, wo der Forscherin nicht klar war, daß sich auch der Erforschte ein Bild von ihr macht und sie vor allem als Vertreterin einer offiziellen Behörde verstehen kann, wie dies Rolf Lindner so eindrucksvoll dargelegt hat.<sup>73</sup> Herr Maier beschwerte sich jedenfalls, er fände es ungerecht, denn Leute wie er wollten arbeiten, aber dies ginge eben im Winter nicht.<sup>74</sup> Herr Michlbauer von der Baufirma Klar vertritt zu dieser Problematik die gleiche Meinung. Er glaube zwar schon, die Arbeitslosengelder seien teilweise zu hoch, aber *wenn einer, der bei einer kleiner oder, weiß ich wo, arbeitet, die Bauwirtschaft ist ja saisonbedingt, wenn der arbeitslos ist und zu Weihnachten aufhören muß, ... muß er unterstützt werden.*<sup>75</sup>

Etwas anders scheint die Lage bei den Saisonarbeitskräften im Gastgewerbe zu sein. Sie können sich zwar darauf berufen, wieder auf Saison zu gehen, aber ihnen passiert es doch häufiger als arbeitslosen Bauarbeitern, daß man sie in der Zwischenzeit vermitteln möchte. Vermutlich haftet ihnen irgendein Makel an, der ihre Arbeitswilligkeit in Frage zu stellen scheint. Wenn Herr Friedl von einer Saisonarbeit zurückkam, ließ er sich zu keiner anderen Stelle vermitteln: *die müssen das akzeptieren.* Er hatte auch ein eigenes Verständnis von seiner Arbeitslosigkeit, wie es in solchen Fällen sicher öfters anzutreffen ist:

*Wenn ich jetzt arbeitslos bin und ich weiß genau, ich hab' vorher sechs Monate beinhart gearbeitet, kann der maulen, wie er will, weil der wird das nie aufholen, was ich in den sieben Monaten gearbeitet habe, also in dem einen Jahr. Und ich- ich hab' einfach meinen Urlaub auch nötig; weil in der Saison hast du keinen Urlaub, und das ist für mich einfach*

*der Urlaub, weil der hat fünf Wochen Urlaub, oder hat die- die Lehrer, die haben acht Wochen Urlaub, sind auch arbeitslos in den acht Wochen, nur für mich ist es, oder zwölf Wochen, arbeiten auch nichts; und das ist, das ist halt mein Urlaub, nur krieg' ich's halt vom Staat zahlt.*<sup>76</sup>

Dieses Verständnis der Arbeitslosigkeit als Urlaub ist durchaus einzusehen, wenn man bedenkt, daß im Gastgewerbe oft mehrere Monate hindurch weit über zehn Stunden am Tag – und das bis zu sieben Mal in der Woche – gearbeitet werden muß. Dementsprechend stören Herrn Friedl auch die Schwierigkeiten, die ihm beim Arbeitsamt des öfteren gemacht worden waren, während andere problemlos sechs oder sieben Monate lang *stempeln* hatten können. Auf diese interessante Tatsache, daß Arbeitslose ihren Schicksalsgenossen immer eine Ausnützung des Systems unterstellen, während sie sich selbst jeweils als Opfer sehen, werden wir noch wiederholt stoßen.<sup>77</sup> Dies ist auch der Grund, warum Herr Maier die Beamten des Arbeitsamtes zu verstehen glaubt, obwohl er sich zuvor über deren Praktiken beschwert hatte. Die seien gar nicht interessiert, meinte er, gute Arbeitsplätze zu vermitteln, *weil sie eben mit vielen Leuten zu tun haben, die was gar nicht arbeiten wollen. Er sehe das irgendwo in einer Beziehung doch wieder ein, weil es kommen ja so viele Leute und ein jeder ist ja nicht gleich so wie ich.*<sup>78</sup>

Frauen befinden sich auch auf dieser institutionellen Ebene eindeutig im Nachteil. Sind sie erst einmal in der Arbeitslosigkeit angelangt, werden sie noch vom Arbeitslosenversicherungssystem diskriminiert. Die Benachteiligung resultiert aus einem arbeitszentrierten Versicherungsprinzip, aus einer repressiven Leistungsberechnung und dem expliziten Ausschluß verheirateter Frauen von der Inanspruchnahme der Notstandshilfe; außerdem bevorzugt das System Besserverdienende, was wiederum die Frauen benachteiligt.<sup>79</sup> Der Gesetzgeber scheint überdies der Meinung zu sein, die Frau möge sich auf ihre Alternativrolle als Hausfrau und Mutter zurückziehen, und erhöht bei einer Verschärfung der Krise den indirekten Druck in diese Richtung. 1978 zeigte sich in der BRD, daß die Gruppe der Langzeitarbeitslosen mehr Männer als Frauen enthielt, "weil ein Teil der Frauen nach Ablauf des Unterstützungsanspruchs in Hausfrauentätigkeit abgeht"<sup>80</sup> oder vielmehr abgehen muß, weil sie keine Anspruchsberechtigung mehr haben. Am Arbeitsamt zeigen sich die Folgen dieser Maßnahme, wenn man die geringere Teilnahme von Frauen an wichtigen Förderungsmaßnahmen für Arbeitslose betrachtet.<sup>81</sup> Das Erwerbsideal orientiert sich am männlichen Facharbeiter mit langjähriger Vollzeiterwerbstätigkeit. "Darauf ist auch das System sozialer Absicherung durch das AFG [Arbeitsförderungsgesetz; J.M.] ausgerichtet, was eigentlich nicht logisch, sondern paradox ist, denn besonderer Sicherheit bedürfen eigentlich davon abweichende Gruppen. Genau diese aber werden ausgegrenzt."<sup>82</sup> In unserer



Stichprobe befinden sich leider nur zwei Frauen, wobei eine durch ihre Karenz, die mit der Arbeitslosigkeit zusammenfällt, nicht nach diesen Kriterien beurteilt werden kann. Auf jeden Fall lebt Frau Schwarzbauer noch bei ihren Eltern, und in die Berechnung ihrer Notstandshilfe, falls sie zu einem späteren Zeitpunkt darum ansuchte, würden auch die Einkommen ihrer Eltern einbezogen werden.<sup>83</sup> Frau Winkler stellt ein Beispiel aus einer ausgegrenzten Gruppe dar, da sie nach ihrer langjährigen Berufstätigkeit keine gute Stelle mehr bekam und das Arbeitslosengeld nach ihrer Beschäftigung in einer Putzfirma noch weiter sank.<sup>84</sup> Frauen sind also von der bereits erwähnten Armutsspirale besonders betroffen.

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch der arbeitslose Herr Gangl, dessen resignative Haltung ich schon erwähnt habe. Er bekommt keine Notstandshilfe mehr, da er mit seiner Frau und seinem Vater in einem Haushalt lebt, die gemeinsam so viel verdienen, daß sein Anspruch erlosch. Deshalb hat er jene Rolle übernommen, die man in der einschlägigen Literatur den Frauen zuschreibt<sup>85</sup>. Er selbst wirkt dabei nicht gerade glücklich, obwohl er sich darauf einzustellen versucht:

*Ich gehöre zu den Hausmännern zugehörig; also zu schauen, daß zu Hause alles in Ordnung ist, praktisch eine kleine Hausfrau ist, nicht. So ähnlich, könnte ich sagen, ja. Ich fühle mich mehr als Frau als wie als Mann, kann man sagen, nicht. ... Obwohl ich mich sicher als Hausmann ganz wohlfühle, aber das ist doch nicht- im Unterbewußtsein ist doch was da, was sagt, nein, das geht nicht auf die Dauer.<sup>86</sup>*

Herr Gruber kann keine positive Identität als Hausmann entwickeln, und so verunsichert ihn sein kulturelles Selbstverständnis als Mann, das seiner Rolle entgegensteht. Seine Umwelt wird es ihm wahrscheinlich auch nicht gerade leicht machen, sich in diese Rolle zu finden.<sup>87</sup>

Ebenso fällt der ehemalige Versicherungsangestellte Karl Gruber in die für ihn unglückliche Regelung, da er noch bei seinen Eltern wohnt, wodurch das Einkommen seines Vaters auf seine Notstandshilfe angerechnet wird. Je nachdem, ob sein Vater Überstunden macht, Zulagen kassiert oder aus anderen Gründen sein Gehalt höher ausfällt, erhält Herr Gruber wenig oder gar keine Notstandshilfe. Der völlige Ausfall führt auch zum Wegfall der Sozialversicherung, was mit einem zusätzlichen Kostenaufwand für die Selbstversicherung verbunden ist. Dieses System versteht Herr Gruber nicht, der zuvor völlig selbständig war, obwohl er noch bei den Eltern wohnte: *Das ist auch ein bißchen link, finde ich halt, nicht. Ich meine, du wirst abgestempelt fast als wie entmündigt in dem Sinn, nicht. Also ohne Rechte, ohne etwas.*<sup>88</sup> Seine Eltern hatten sich im übrigen ebenfalls darüber beschwert, ihren Sohn nun miterhalten zu müssen.

Die Rolle des Arbeitsamtes in diesem Gesamtgefüge ist gar nicht so einfach. Einerseits müssen die Ansprüche geprüft und die Versicherungsleistungen abgewickelt werden; andererseits sollen die Arbeitslosen vermittelt – zum Teil auch geschult – werden, um sie damit wieder aus dem Leistungssystem hinauszubringen und die Kosten gering zu halten. Die Beamten der Arbeitsmarktverwaltung befinden sich dabei in einer double-bind-Situation: zum einen gibt es den Druck von oben und von der Öffentlichkeit, der das Verhalten gegenüber den Arbeitslosen beeinflusst<sup>89</sup> – vor allem gegenüber jenen Arbeitslosen, die als arbeitsunwillig wahrgenommen werden; zum anderen sind sie täglich mit Arbeitslosen beschäftigt, die mit ihren Erwartungen auf sie zukommen und bestmöglich betreut werden wollen, was nicht unbedingt mit den Einstellungen der Öffentlichkeit konform geht.

## Anmerkungen

- 1 Zilian 1988, S.82ff.
- 2 A4.
- 3 Ebenda.
- 4 Alle Monatsnamen in dieser Erzählung wurden geändert.
- 5 A9.
- 6 Zilian 1990b, S.27.
- 7 Klees & Weyerer 1986, S.28.
- 8 Bahnmüller 1981, S.114.
- 9 Rumpeltes 1982, S.35.
- 10 A9.
- 11 A8.
- 12 Rehn 1988, S.117.
- 13 Golding & Middleton 1978, S.197.
- 14 Field 1977, S.48.
- 15 Ebenda, S.45.
- 16 Moore 1981, S.139.
- 17 Der Standard, 31. 3. 1992, S.16.
- 18 Moore 1981, S.139.
- 19 Udris 1985, S.15.
- 20 Balsen et al. 1983, S.89.
- 21 Ebenda, S.90.
- 22 A3.
- 23 A6.
- 24 Wagner 1990, S.22.
- 25 A10.
- 26 A4.
- 27 A1.
- 28 A10.
- 29 A6.
- 30 A2.
- 31 Büchtemann 1984, S.83.
- 32 Arbeitssuche 1978, o.S.
- 33 A8.
- 34 Rehn 1988, S.40f.
- 35 A9.
- 36 A6.
- 37 A10.
- 38 Rehn 1988, S.151.

- 39 A8.
- 40 Gütermann 1989, S.33.
- 41 Vgl. Zilian 1988, S.11.
- 42 Becker 1973, S.16.
- 43 Vgl. Goffman 1986, S.60.
- 44 Griske & Lohmeyer 1990, S.66.
- 45 Ebenda, S.7.
- 46 Moore 1980, S.68-69.
- 47 A5.
- 48 Zilian 1988, S.11.
- 49 A8.
- 50 A4.
- 51 Vgl. dazu Rumpeltes 1982. Bahn Müller 1981. Pelz et al. 1987. Rehn 1988, S.116.
- 52 A6.
- 53 A9 und A11.
- 54 A1.
- 55 Zilian 1988, S.85f.
- 56 A7.
- 57 Arbeitssuche 1978, o.S.
- 58 A3.
- 59 A6.
- 60 A7.
- 61 Zilian 1988, S.100.
- 62 A2.
- 63 A9.
- 64 A11.
- 65 A10.
- 66 A4.
- 67 A1.
- 68 Arbeitssuche 1978, o.S.
- 69 I23.
- 70 I4.
- 71 U11.
- 72 A8.
- 73 Lindner 1981.
- 74 A8.
- 75 U1.
- 76 A11.
- 77 Vgl. zum Selbstverständnis der Arbeitslosen Kirchler 1991.
- 78 A8.
- 79 Ess et al. 1988, S.46f.

80 Arbeitssuche 1978, o.S.

81 Wiederschwinger 1987, S.171.

82 Markus 1987, S.89.

83 A5.

84 A6.

85 Vgl. Wiederschwinger 1987.

86 A3.

87 Vgl. Strauss 1968.

88 A2.

89 Vgl. Deacon 1978, S.129.

## Subjektive Aspekte der Arbeitslosigkeit

In diesem Kapitel soll thematisiert werden, wie Arbeitslose ihr Arbeitslosendasein erleben. Ihre Situation ist insofern recht schwierig, als sie jene Bilder, die Egon Barres als "soziale Vorurteile" bezeichnete<sup>1</sup>, antizipieren und auch teilen. Erving Goffman charakterisierte dies folgendermaßen: "Natürlich konstruiert das Individuum sein Bild von sich aus den gleichen Materialien, aus denen andere zunächst seine soziale und persönliche Identifizierung konstruieren."<sup>2</sup> Deshalb erweist sich die Bewältigung der Arbeitslosigkeit oftmals als besonderes Problem, da den Arbeitslosen bewußt ist, daß sie – im Sinne von Howard S. Becker – eine Regel verletzen, die die Kraft der Tradition und des Konsenses besitzt.<sup>3</sup> Ein Teilnehmer einer Gruppendiskussion bei Christine Morgenroth artikuliert dieses Wissen: "Vor allem diese Behauptungen, die Arbeitslosen wären faul. ... Man hört immer diese dummen Behauptungen von Leuten, eben faul und so."<sup>4</sup> Das Wissen führt dann manchmal zu spezifischen Verhaltensmustern, wie mit der eigenen Arbeitslosigkeit umgegangen wird. Typische Probleme während der Arbeitslosigkeit wie "Schwierigkeiten bei der Strukturierung des Alltags, Statusunsicherheit, Zukunftsängste, Isolation, Selbstwertverlust etc."<sup>5</sup> können durch dieses Wissen jedoch nicht überwunden werden, eher werden die Symptome verstärkt.

Ein gängiges Bild subjektiver Betroffenheit vermitteln jene Geschichten im Stil der Sozialreportage, die von Arbeitslosen erzählen, die versuchen, ihre Arbeitslosigkeit aus Scham zu verbergen, indem sie am Morgen das Haus verlassen und erst abends wiederkehren. Unter unseren Arbeitslosen findet sich niemand, der diese Strategie direkt anwendete. Generell gibt es jedoch den Trend, daß Arbeitslose nicht gerne und vor allem nicht mit jedem über ihre Arbeitslosigkeit sprechen. So gaben immerhin 34% der von Reinhard Bahn Müller befragten Arbeitslosen Personengruppen an, die nichts von ihrer Arbeitslosigkeit wissen sollten.<sup>6</sup> Bei einer von Christian Brinkmann ausgewerteten Erhebung unter 6063 Arbeitslosen meinten 45% der Befragten, es sei ihnen nicht leicht gefallen, Freunden und Bekannten von der Arbeitslosigkeit zu erzählen.<sup>7</sup> Dies hängt vor allem mit der Furcht vor den möglichen Folgen des Bekanntgebens zusammen. Arbeitslose müssen oft mit direkten oder indirekten Vorwürfen oder Angriffen rechnen, die von Nachbarn, Bekannten, Freunden und sogar Verwandten vorgebracht werden.

Dementsprechend agierten auch unsere Arbeitslosen, die zwar in der Mehrzahl keine direkten Strategien des Verbergens anwendeten, aber ebensowenig daran interessiert waren, von ihrer Arbeitslosigkeit überall zu erzählen. Bescheid wissen

in der Regel Familie und Freunde, darüber hinaus teilen es die Betroffenen selbst meist nur auf direkte Anfrage mit. Karl Gruber erzählte sogar, er habe es anfangs noch geheimhalten können, indem er sich einerseits bei verschiedenen Versicherungen bewarben und andererseits in seinem Bekanntenkreis Abschlüsse zu tätigen versuchte. Aber dann wurde er immer öfter gesehen, *und dann ist es nicht mehr gegangen, nicht*.<sup>8</sup> Welche Widersprüche auftreten können, wird bei Herrn Maier ersichtlich, der mit seinem selbstbewußten Auftreten zunächst vermittelt, seine Arbeitslosigkeit sei kein Geheimnis. Später meint er jedoch, er erzähle nicht, daß er arbeitslos sei: *Freiwillig nicht, das möchte ich schon sagen, höchstens ich wurde gefragt, nicht ... Weil ich kenne genug, nicht, was arbeitslos sind; ich glaube kaum, daß die Ihnen freiwillig sagen, sie sind arbeitslos. Das tun sie nicht*.<sup>9</sup>

Dieses Nichterzählenwollen hängt sicherlich damit zusammen, daß die Stereotype über Arbeitsunwillige in den verschiedenen Phasen der Sozialisation "in Fleisch und Blut" übergegangen sind<sup>10</sup>, weshalb sich auch die Arbeitslosen nicht davon lösen können. Daher erzählt man ungern von seiner Arbeitslosigkeit, was uns noch weitere Arbeitslose bestätigen. Herr Metzger meint, es seien *weniger Leute*, die von seiner Arbeitslosigkeit wüßten, und nennt auch gleich einen triftigen Grund dafür: *Wennst heut' sagst zum Beispiel, was weiß ich, bist arbeitslos, dann schaut sie dich nicht an oder was*.<sup>11</sup> Er hatte – wie Erving Goffman – erkannt, das eigene Interesse müsse dem Eindruck gelten, den man auf andere macht.<sup>12</sup> Wohl deshalb erfährt nur die Familie von Herrn Gangls Arbeitslosigkeit, sonst habe er es niemandem mitgeteilt.<sup>13</sup> Aber es geht nicht lediglich um die Tatsache, ob Arbeitslose von ihrer Arbeitslosigkeit erzählen. Unter den von uns befragten Arbeitslosen gaben mehrere an, kein Problem damit zu haben. Herr Bäcker erzählte es im Bekanntenkreis<sup>14</sup>; Herr Friedl meinte, jeder habe es gewußt<sup>15</sup>; Herr Schwaiger macht kein Hehl daraus, *weil was, soll ich mich selber anlügen*<sup>16</sup>; und Frau Winkler hat es allen ihren Bekannten anvertraut.<sup>17</sup> Dahinter existieren aber doch immer wieder Äußerungen, die darauf hindeuten, wie problematisch der Umgang mit der Arbeitslosigkeit ist. Die Arbeitslosen merken, von einem Idealbild abzuweichen, und dies verursacht Angst<sup>18</sup> und Unsicherheit. Sie befinden sich während ihrer Erwerbslosigkeit in ihrem gewöhnlichen sozialen Umfeld und teilen daher auch weiterhin die dort gültigen Einstellungen und Meinungen<sup>19</sup>, selbst wenn diese ihrer momentanen Situation nicht entsprechen. Somit meinte Herr Gruber etwa: *Naja sicher, ich meine, das ist kein Privileg, wennst heute arbeitslos bist*.<sup>20</sup>

Prinzipiell versuchen die Arbeitslosen, ihren Zustand umzudeuten. "Die meisten abweichenden Gruppen<sup>21</sup> verfügen über eine Rationalisierung (oder 'Ideologie'), die sie selbst rechtfertigen soll", schreibt Howard S. Becker.<sup>22</sup> Bei unseren Arbeitslosen finden wir solche Rationalisierungen kaum. Sie zählen sich einfach nicht zur

Gruppe der Arbeitslosen und distanzieren sich wiederholt von den anderen Arbeitslosen. Frau Schwarzbauer meinte etwa kurz und bündig: *Ich bin ja nicht arbeitslos – ich tu' ja was.*<sup>23</sup> Herr Friedl antwortete auf die Frage, ob er sich zu der Gruppe der Arbeitslosen zähle: *Nein. Weil ich, ich meine, ich bin mir irgendwie nicht vorgekommen, daß ich arbeitslos bin; ich bin mir einfach nur vorgekommen, ich bin im Urlaub.*<sup>24</sup> Diese Auslegung ist bei der typischen Saisonarbeitslosigkeit eines Kellners leicht möglich, aber Herr Friedl hat auch in seiner jetzigen Situation, wo er nicht mehr auf Saison geht, kein Problem damit, sich nicht als Arbeitsloser zu verstehen, weil er bereits eine Arbeit in Aussicht hat.

Ähnlich leicht fällt eine solche Einschätzung Herrn Schwaiger, der sich auf Umschulung befindet und deshalb auf einen geregelten Tagesablauf verweisen kann, wie er ihn sonst bei einer normalen Erwerbstätigkeit hätte.<sup>25</sup> Eine äußerst interessante Deutung seiner Arbeitslosigkeit präsentiert Alfred Krampl. Er fühlt sich überhaupt nicht zu den Arbeitslosen gehörig, wie er betont, dies sei nur seine momentane Situation: *Weil es sagt ja auch kein Student, der im Sommer arbeiten geht, ist jetzt auf einmal, fühlt sich der Arbeitern zugehörig, dabei ist er Student.*<sup>26</sup> Diese Arbeitslosen scheinen das zu wissen, was Bourdieu die symbolische Dimension der Sozialwissenschaften genannt hat, "weil Individuen oder Gruppen objektiv nicht durch ihr Sein definiert sind, sondern auch durch das, was sie angeblich sind, also durch ein wahrgenommenes Sein".<sup>27</sup> Dies mag Herr Gangl beherzigen, wenn er auf die Frage, ob er sich zur Gruppe der Arbeitslosen gehörig fühle, antwortet: *Ja, ich möchte fast sagen, also, würde ich auch nicht mehr sagen, ich würde sagen, ich gehöre zu den Hausmännern zugehörig.*<sup>28</sup> Obwohl Herr Gangl mit seiner Rolle als Hausmann durchaus nicht zufrieden ist, wie er mir im Interview zu verstehen gab, identifizierte er sich damit noch lieber als mit den Arbeitslosen. Die Rolle des Hausmannes kann vielleicht noch als frei gewählte Alternative verstanden und wahrgenommen werden; im Falle der Arbeitslosigkeit wäre die Freiwilligkeit jedoch untrügliches Zeichen von Arbeitsunwilligkeit.

Wenn man die Bedeutung von (Erwerbs-)Arbeit in unserer Gesellschaft nicht kennt, mag es erstaunen, welche Probleme Arbeitslose damit haben, zu einer Gruppe von Menschen mit dem Charakteristikum "arbeitslos" gehörig verstanden zu werden. Herr Beldika, der aufgrund seines Alters am Arbeitsmarkt nur geringe Wiedereingliederungschancen aufzuweisen hat und bereits seit ungefähr vier Jahren arbeitslos ist, meinte zur Zugehörigkeit zu den Arbeitslosen etwa: *Nein. Nein. Ich meine, das könnte ich überhaupt nicht sagen.*<sup>29</sup> Ähnlich ist die Situation bei Herrn Metzger: *Nein, das sicher nicht. Arbeitslos das ist – sicher bin ich arbeitslos, aber daß ich zu denen gehöre, was da herumstehen oben, sicher nicht.*<sup>30</sup> Herr Metzger schafft es nach sechs Jahren Erwerbslosigkeit nicht mehr, seine Arbeitslosigkeit



umzudeuten, also versucht er, sich von jener Gruppe der Arbeitslosen zu unterscheiden, die vor dem Arbeitsamt herumstehen und die im Bewußtsein des Großteils der Bevölkerung viele negative Kriterien der Arbeitslosigkeit erfüllen.

Ähnlich wie in der Studie von Braginsky und Braginsky empfinden es unsere Arbeitslosen wohl als Schande, keinen Arbeitsplatz zu haben, und schreiben auch den anderen Menschen diese Einschätzung zu.<sup>31</sup> Daher sehen sich die Betroffenen viel eher im Stadium eines Übergangs, wie es der Kulturanthropologe Victor Turner in seinem Liminalitätskonzept beschrieben hat. Turner verwendet sein Konzept zwar primär für Initiationsriten, betont jedoch eine Homologie "zwischen der für die Schwellenphase in diachronen Übergängen von einem Zustand oder Status zum anderen typischen 'Schwäche' oder 'Passivität' und der 'strukturellen' oder synchronen Inferiorität bestimmter Personen, Gruppen und sozialen Kategorien in politischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Systemen".<sup>32</sup> Ein Schwellenzustand kann – wie im Fall der Arbeitslosigkeit – von geringem sozialen Status begleitet sein, der erst nach dem Austritt aus diesem Zustand wieder zu einer Statusumkehr führen kann.<sup>33</sup> Daraus läßt sich ableiten, daß es auch für Arbeitslose sinnvoll sein kann, ihren Zustand quasi durchzustehen, um danach wieder normgerecht in das soziale System eingegliedert zu werden. In einem solchen Übergangsstadium hätte es wenig Sinn, sich mit seiner Rolle als Arbeitsloser zu stark zu identifizieren, wie dies bei Beckers Rationalisierung, aber auch bei Thomas Szasz' Betrachtung der Rolle mancher Geisteskranker anklingt. Laut Szasz könnten diese ihren abweichenden Status offen einbekennen, um bestimmte Ziele zu erreichen.<sup>34</sup> Für Arbeitslose ohnt sich dieser Schritt nur am Arbeitsamt, weil sie davon existentiell abhängen, in allen anderen Fällen würden ihnen daraus mit großer Wahrscheinlichkeit Nachteile erwachsen. Die öffentliche Debatte, die zu verschiedenen Zeitpunkten immer wieder angeheizt wird, wirkt natürlich auf die Arbeitslosen zurück, deren Gefühl, unter den Arbeitslosen gebe es viele schwarze Schafe, dadurch bestärkt wird. So meinte ein britischer Parlamentsabgeordneter – es gibt auch für Österreich ähnliche Belege –, daß gewöhnliche Leute "krank und müde" würden, "of seeing their taxes squandered on people who would not know what a day's work looked like if it stared them in the face".<sup>35</sup> Aus diesen Gründen vermeiden Arbeitslose gewisse Zwischenfälle, die ihr Image schädigen könnten<sup>36</sup>, und erzählen möglichst wenig über ihre Arbeitslosigkeit. Herr Gruber schilderte dies folgendermaßen: *Naja, einmal, einmal allein das Ansehen schon einmal, nicht. ... Wenn du heute irgendwo in einer Gesellschaft bist oder irgendetwas, die Frage nachher, was du tust, wennst heute sagst, okay arbeitslos eh nichts mehr, nicht- im allgemeinen. Also arbeitslos sicher nicht fördernd.*<sup>37</sup>

Diese realen oder vermeintlichen Stigmatisierungsprozesse beeinträchtigen die Sozialkontakte der Betroffenen ziemlich massiv.<sup>38</sup> Arbeitslosigkeit wirkt sich stark interaktionshemmend aus, doch ist oftmals nicht klar, ob die Ablehnung wirklich von seiten der potentiellen Kommunikationspartner ausgeht oder vom Arbeitslosen selbst, der sich zurückziehen beginnt, weil er meint, von seiner Umwelt abgelehnt zu werden. Für die Veränderungen bei den Sozialkontakten finden sich auch in unseren Interviews Belege, wobei es in diesem Kontext allerdings sinnvoll ist, zwischen Saisonarbeitslosen (oder auch Arbeitslosen, die im Übergang zur Pension oder in Karenz sind) und anderen Arbeitslosen zu unterscheiden. Wie bereits erwähnt, können Saisonarbeitslose ihre Erwerbslosigkeit als Urlaub sehen. Dabei können sie Freunde besuchen, wozu sie davor keine Möglichkeit hatten, oder sie beschäftigen sich mit Frau und Kind.<sup>39</sup> Auch das Alter mag eine Rolle spielen, denn die 19jährige Frau Schwarzbauer, die von Arbeitslosigkeit in Karenz abging, lernt jetzt mehr Leute kennen, weil sie mehr Zeit hat und mit ihrer Tochter in der Siedlung spazierengeht.<sup>40</sup> Andere Betroffene wiederum leiden unter ihrer Situation. Frau Winkler zog sich viel zu ihrer Mutter aufs Land zurück, um dort zu helfen.<sup>41</sup> Herr Gruber meinte, er sei jetzt mehr allein als vor seiner Arbeitslosigkeit. Früher sei er gerne zwischendurch einmal weggegangen, das sei jetzt auch weggefallen: *Und wenn ich auch fortgeh' und etc., muß ich immer schauen auf mein Tascherl, nicht. Das, da haut was nicht hin.*<sup>42</sup> Herr Metzger andererseits trifft die früheren Arbeitskollegen nicht mehr.<sup>43</sup>

Eine österreichische Studie belegt ebenfalls diese Verringerung der Sozialkontakte während der Arbeitslosigkeit und verweist auf die subjektive Seite des Problems. Eine 42jährige ehemalige Versicherungsangestellte erzählte: "Wahrscheinlich liegt das an mir irgendwie, denn ich hab immer das Gefühl, die messen mich irgendwie von der Seite ... Ich war früher sehr kontaktfreudig. Das hab ich nimmer, die Kontakte."<sup>44</sup> Auf so einen Rückzug weisen auch Ergebnisse einer von Linde Pelzmann zitierten amerikanischen Studie über arbeitslose Männer des mittleren Managements hin. Sie bleiben lieber zuhause, ziehen sich zurück und füllen ihre Zeit mit einsamen Beschäftigungen aus. Gleichzeitig beklagen sie sich darüber, keine Freunde zu haben.<sup>45</sup> Nach Reinke-Dieker wirkt vor allem die Statusverunsicherung interaktionshemmend, "und die mit Arbeitslosigkeitsdauer zunehmende Verkleinerung des Freundes/Bekanntenkreises ist ein Zeichen der vom Arbeitslosen erfahrenen oder selbst vorweggenommenen gesellschaftlichen Zurückweisung".<sup>46</sup>

Es soll hier jedoch keineswegs der Eindruck erweckt werden, als würden alle Diskriminierungs- und Stigmatisierungswahrnehmungen von Arbeitslosen lediglich ihren eigenen Vorstellungen entspringen. Tatsächlich gibt es viele Erfahrungen,

die zumindest als Stigmatisierung, wenn schon nicht als Diskriminierung gedeutet werden müssen. So berichtet Christiane Rumpeltes in ihrer Sozialreportage von einem Arbeitslosen, der von einem ehemaligen Kollegen eingeladen wurde, an einem Betriebsausflug teilzunehmen. Was er dort allerdings erlebte, ließ für ihn die Welt untergehen.<sup>47</sup> Ein anderer Betroffener erzählte, sein Bekanntenkreis sei an dem Streit zerplatzt, ob jemand wie er – ein 50jähriger ehemaliger Angestellter – als "Putzfrau" gehen sollte.<sup>48</sup> Ein 49jähriger ehemaliger Handelsangestellter fühlt sich wie ein Leprakranker behandelt<sup>49</sup>, und solche Belege gibt es sonder Zahl. Ein großes Problem sind auch die verschiedenen Rollenerwartungen, die an die Arbeitslosen herangetragen werden und die sie in eine double bind-Situation bringen können. So erzählte eine 26jährige Hilfsarbeiterin für die Studie von Pelz et al.: "Naja, man kann auf keinen Ball gehen! Weil: Woher nimmst du das Geld? Man muß sich für alles rechtfertigen! Also, wenn du dir in der Arbeitslosigkeit noch was leistest vielleicht – da mußt du dich rechtfertigen. Wenn du es dir aber nicht leisten kannst: Jaa, weil sie nicht arbeiten gehen."<sup>50</sup> Erving Goffman hat festgehalten, er "kenne kein psychotisches Fehlverhalten, das sich im alltäglichen Leben nicht mit dem Verhalten von Personen vergleichen ließe, die nicht psychisch krank sind oder so eingeschätzt werden".<sup>51</sup> Ähnlich ist dies beim vermeintlichen Fehlverhalten von Arbeitslosen. Sie können an einem schönen Sommertag baden gehen, wie andere Menschen auch, aber dann sind sie arbeitsunwillig, weil sie sich nicht ständig auf der Suche nach Arbeit befinden. Arbeitslose dürfen, so man den Angaben vieler Befragter Glauben schenkt, solange nichts tun, bis sie wieder Arbeit gefunden haben.

Wir haben schon von Herrn Gruber gehört, wie wichtig Geld sein kann, wenn man gewisse soziale Kontakte aufrechterhalten will. Gerade in seinem Fall, wo er aufgrund der Tatsache, bei seinen Eltern zu leben, kaum mehr Unterstützungszahlungen erhält, kann schon ein Bier im Wirtshaus, in dem die Freunde verkehren, ein großes Loch in die Finanzen reißen. Er benennt sehr treffend die beiden Grundprobleme, die ein Arbeitsloser in seiner Situation hat; das erste sei das Ansehen *und das zweite ist Geld*.<sup>52</sup> Es kommt dadurch zu einer Einschränkung bestimmter sozialer Kommunikationsmuster, die mit finanziellen Aufwendungen verbunden sind.<sup>53</sup> Auch Herr Beldika schildert betrübt, wie wenig er seinen beiden jüngsten Kindern zu bieten vermag: *Ich kann nicht einmal sagen, 'Du, wir gehen, wir machen das am Sonntag', wenn ich das Geld nicht hab', nicht*.<sup>54</sup> So erleben viele Arbeitslose durch ihre materielle Deprivation überdies eine Einschränkung ihres Handlungsspielraumes<sup>55</sup> und können am allgemeinen Konsumwettstreit nicht teilhaben.<sup>56</sup> Zwar behaupten einige amerikanische Studien, die Ali Wacker zitiert, Arbeitslosigkeit würde nicht mehr als Lebenskatastrophe verstanden<sup>57</sup>, aber dies scheint einer-

seits nur auf einen Teil der Arbeitslosen zutreffen zu können, und andererseits handelt es sich sicherlich um eine ziemlich akademische Sichtweise. Diese Fehlinterpretation hängt mit jenem schon im Kapitel über die "freiwillige Arbeitslosigkeit" erwähnten Phänomen zusammen, die Probleme während der Arbeitslosigkeit nur in ökonomischen Belangen zu vermuten. Hier irrt Claus Offe gleich in zweifacher Hinsicht, wenn er folgendes feststellt:

"In je größerem Umfang außerdem noch die Erfahrung von (bzw. die Antizipation von) Arbeitslosigkeit bzw. des unfreiwilligen Ausscheidens aus dem Erwerbsleben hinzukommen, desto mehr versagt vermutlich jenseits einer bestimmten Schwelle der moralische Stigmatisierungs- und Selbststigmatisierungseffekt von Arbeitslosigkeit, da (erst recht die regional oder nach Branche geballt auftretende) Arbeitslosigkeit kaum mehr individuellem Versagen oder Verschulden plausibel zugerechnet werden kann."<sup>58</sup>

Zum einen kann überhaupt keine Rede davon sein, daß Arbeitslosigkeit nicht mehr dem individuellen Verschulden der Betroffenen angelastet würde. Es gilt noch immer jene Einstellung gegenüber Arbeitslosen, die Adrian Furnham fälschlicherweise hauptsächlich der protestantischen Arbeitsethik zugeschrieben hat. Er fand heraus, daß Personen mit hoher protestantischer Ethik individualistische Erklärungen von Arbeitslosigkeit bevorzugen. Diese Leute nehmen an, "that people are unemployed due to laziness, lack of effort, unwillingness to take on certain jobs or move to places of work, etc."<sup>59</sup> Wir werden sehen, daß diese Meinungen ebenso im katholischen Österreich von einer Mehrheit der Leute – zumindest in unserer Population – geteilt werden. Zum anderen handelt es sich um eine völlige Verkennung der Tatsachen, wenn Offe meint, der Stigmatisierungs- und Selbststigmatisierungseffekt von Arbeitslosigkeit könne versagen. Das in dieser Arbeit vorgelegte Material belegt das Gegenteil, und ich möchte dazu jene Frage wiedergeben, die Christine Morgenroth in Zusammenhang mit Melancholie und Depression von Arbeitslosen aufgeworfen hat:

"Warum sollten Arbeitslose 'kurz vor dem Durchdrehen' sein, zu Alkohol greifen, sich durch das Unverständnis ihrer Umgebung angegriffen fühlen und nach Schuldigen suchen, wenn sie letztlich doch erleichtert sind über diesen Zustand der Nichtarbeit? Oder wenn sich die Bedeutung von Erwerbsarbeit für ihre Selbstdefinition, Identität und ihren Lebenszusammenhang immerhin erheblich reduziert hat, wie es die Wertewandel-Diskussion nahelegt?"<sup>60</sup>

Aber selbst im materiellen Bereich, wo sich in den letzten Jahrzehnten sehr viel gebessert hat, unterliegen arbeitslose Menschen noch immer bedeutenden Einschränkungen. In Christian Brinkmanns Erhebung aus dem Jahr 1975 gaben immerhin über 75% der Befragten an, unter finanziellen Belastungen zu leiden; der

durchschnittliche Einkommensverlust betrug 45%.<sup>61</sup> Herr Gangl aus unserer Untersuchungspopulation liest begeistert Science Fiction-Bücher, die er sich nun nicht mehr leisten kann. In die Bibliothek geht er nicht so gern, weil er die Bücher, die er liest, lieber besitzt. Da könne er im Bedarfsfall wieder nachschlagen, wenn ihn etwas interessiert.<sup>62</sup> Frau Winkler mußte durch ihre Arbeitslosigkeit ebenfalls beträchtliche finanzielle Einbußen hinnehmen, die sie dazu zwangen, eine Arbeit anzunehmen, die sie eigentlich gar nicht anstrebte und die auch ihrem Gesundheitszustand nicht entsprach.<sup>63</sup> Zwar äußerten sich nur einige unserer Arbeitslosen dahingehend, finanzielle Einschränkungen akzeptieren zu müssen, aber auf die Frage, was einen dazu zwingt, Arbeit aufzunehmen, war bei nahezu allen Geld zumindest ein Grund dafür. Ähnliche Ergebnisse brachte eine Befragung unter 275 Arbeitslosen, die Kaplan und Tausky durchgeführt hatten. 52,4% stellten den Gelderwerb als die wichtigste Funktion der Arbeit dar. Bei dieser Erhebung waren die Antwortkategorien vorgegeben, und der nächsthöchste Prozentsatz, nämlich eine interessante Beschäftigung auszuüben, belief sich nur mehr auf 10,4% der Befragten.<sup>64</sup>

In ihrer Studie über Arbeitslose, für die sie eine psychoanalytische Deutung von Gruppeninterviews vornahm, erwähnt Christine Morgenroth die Möglichkeit, daß die Verleugnung von Realität eine jener Strategien sein könnte, um sich gegen Einflüsse aus der Außenwelt zur Wehr zu setzen oder sie zu verarbeiten. Ihr wurde der Fall eines Arbeitslosen bekannt, der angeblich seine reduzierten materiellen Verhältnisse nicht zur Kenntnis nahm und seinen gewohnten Lebensstil beibehielt. "Die daraus erwachsenden finanziellen Probleme ignorierte er. Er öffnete keinen Brief mehr, der Rechnungen oder Bankauszüge enthielt, sondern sammelte diese Briefe in der Tüte. Als ihm der Strom abgestellt wurde, ergriff er eben diese Tüte, prall gefüllt mit ungeöffneten Briefen, und erschien in der Beratungsstelle."<sup>65</sup> Unter unseren Arbeitslosen waren solche Phänomene nicht anzutreffen. Sie litten zwar zum Teil unter ihren eingeschränkten Möglichkeiten, hatten ihre Situation jedoch im Griff. Überhaupt scheint das Beispiel von Morgenroth nicht sehr stimmig. Es ist eine jener typischen nichterlebten Geschichten, die einem über diverse Kanäle zugetragen werden. Schon die Details der Story hielten wahrscheinlich einer genaueren Hinterfragung nicht stand, aber das ist in diesem Zusammenhang gar nicht von Bedeutung. Selbst wenn die Erzählung in irgendeiner – oder gar in der vorliegenden – Form stimmte, müßte das antiempirische Vorgehen der Autorin erschrecken, die mangels eigener Ergebnisse in dieser Richtung auf eine Geschichte zurückgreift, um ihre psychoanalytische Deutung zu stützen.

Es handelt sich aber nicht lediglich um die finanziellen Belastungen, die zu einem Problem werden können. Viele Arbeitslose wissen nicht, womit sie sich beschäfti-

gen sollen, wenn der zeitstrukturierende Faktor der Erwerbsarbeit wegfällt. *Man ist gewohnt, daß man immer jeden Tag aus dem Haus geht, auf einmal ist man, nicht, längere Zeit da ... Eine gewisse Zeit hat's ja echt Spaß gemacht, daheim zu sein, und dann ist es eben eng geworden; und dann renn' ich im Kreis, nicht.*<sup>66</sup> Durch das Arbeitslosendasein verändert sich das Leben vor allem für labilere Betroffene, und sie geraten in einen Zustand, in dem sie sich nutzlos vorkommen.<sup>67</sup> Ähnlich beschrieben Arbeitslose in Christian Brinkmanns Studie ihre Situation, die freie Zeit war ihnen ebenfalls zum Problem geworden. Gut der Hälfte seiner Betroffenen ging "das Zuhause sein auf die Nerven", ebenso viele kamen sich "manchmal richtig überflüssig" vor.<sup>68</sup> In diese Richtung können Herrn Beldikas Äußerungen gedeutet werden: *Ja, ich meine, ich kenn' das nicht, so wie früher war ich den ganzen Tag beschäftigt, nicht. Da bin ich gefahren, was weiß ich, da war ich mit meiner Arbeit beschäftigt. Und jetzt ist es so, daß ich, ich meine, meine Zeit verbring' ich praktisch bei meinem Sohn in der Eisenhandlung drüben, nicht.*<sup>69</sup>

Das Problem, das Arbeitslose mit dem plötzlichen Übermaß an freier Zeit vorfinden, erkannten Jahoda et al. in ihrer klassischen Studie über Marienthal zum ersten Mal. Man könnte meinen, schrieben sie, "daß in allem Elend der Arbeitslosigkeit die unbegrenzte freie Zeit für den Menschen doch ein Gewinn sei", wo die Arbeiterbewegung doch immer um eine Verlängerung der Freizeit gekämpft habe.

"Aber bei näherem Zusehen erweist sich diese Freizeit als tragisches Geschenk. Losgelöst von ihrer Arbeit und ohne Kontakt mit der Außenwelt haben die Arbeiter die materiellen und moralischen Möglichkeiten eingebüßt, die Zeit zu verwenden. Sie, die sich nicht mehr beeilen müssen, beginnen auch nichts mehr und gleiten allmählich ab aus einer geregelten Existenz ins Ungebundene und Leere. Wenn sie Rückschau halten über einen Abschnitt dieser freien Zeit, dann will ihnen nichts einfallen, was der Mühe wert wäre, erzählt zu werden."<sup>70</sup>

Nun traten in unseren Fällen bei weitem nicht so drastische Auswirkungen ein, wie dies in der Marienthalstudie geschildert wurde, was jedoch mit den unterschiedlichen Voraussetzungen zusammenhängen dürfte. Immerhin war in Marienthal der gesamte Ort von der Arbeitslosigkeit betroffen, weil der einzige Arbeitgeber seinen Betrieb zusperren mußte. Dies hatte spezifische Konsequenzen, die für eine Stadt wie Graz zum jetzigen Zeitpunkt undenkbar wären. Weiters existiert heute eine wesentlich andere materielle Absicherung von Arbeitslosen, als dies noch zu Beginn der dreißiger Jahre der Fall war. Dennoch sollten die Parallelen nicht aus den Augen verloren werden, die uns zum Beispiel Herr Krampfl verdeutlicht: *Ich habe gemerkt, wenn ich arbeiten tu', wenn ich einen geregelten Tagesablauf habe, daß ich wirklich noch mehr tu' als in der Zeit, wenn ich arbeitslos bin, – viel aktiver bin. Je weniger ich tu', umso fauler werde ich.*<sup>71</sup> Herr

Krampl verfällt nach seinen Schilderungen während seiner Arbeitslosigkeit in eine gewisse Lethargie und weiß nicht, was er mit seiner Zeit anfangen soll. Wenn er arbeitet, kommt er zwar müde nach Hause, aber nachdem er etwas gegessen hat, entwickelt er wieder die Kraft etwas Vernünftiges zu unternehmen. Er liest dann ein gutes Buch oder geht in ein Konzert oder ins Kino.

Für Frau Winkler war die Situation völlig ungewohnt, sie hatte über 18 Jahre in einer Firma gearbeitet und war in den letzten Jahren wegen der wirtschaftlichen Schwierigkeiten sogar noch als Kranke arbeiten gegangen, um ihre Arbeitsmoral zu beweisen und keinen Anlaß für eine Kündigung zu liefern. Ihre ersten Eindrücke von der Arbeitslosigkeit vermag sie kaum richtig zu vermitteln: *Das Gefühl war schon irgendwie – am Anfang war schon, also da bin ich schon – ich weiß nicht, wie ich da jetzt sagen soll, aber es war halt nicht das. Am Anfang ist es mir irrsinnig schwer gefallen.*<sup>72</sup> Herr Schwaiger suchte sich, bis er seinen Umschulungskurs bewilligt bekam, ein neues Hobby, um seine freie Zeit zu bewältigen. *Ich habe Autobasteln angefangen inzwischen ..., daß du irgendwie die Zeit totschlagen kannst.*<sup>73</sup>

Hand in Hand mit diesen Schwierigkeiten, sich in der freien Zeit sinnvoll zu betätigen, können in der Familie Spannungen auftreten, deren Ursprünge unterschiedlicher Natur sind. Immerhin gaben fünf der elf von uns befragten Arbeitslosen Spannungen oder Streitigkeiten zu, die seit oder wegen ihrer Arbeitslosigkeit aufgetreten sind. Dies übertrifft – bei unserer allerdings nicht repräsentativen Befragung – sogar jenes Drittel, das in Christian Brinkmanns Studie häufiger als sonst Ärger in der Familie registrierte.<sup>74</sup> Das kann so harmlos abgehen – oder zumindest so dargestellt werden –, wie Frau Schwarzbauer und ihre Mutter zugeben, die meinen, *es gibt schon Krisen auch.*<sup>75</sup> Oder bei Herrn Maier, der befürchtet, *es könnte einmal passieren, wenn man länger zuhause ist, daß man sich gegenseitig aufreibt.* Da streite man dann hin und wieder oder gehe sich aus dem Weg, damit es nicht zu Streitereien komme.<sup>76</sup> Bei Herrn Metzger mündete die Arbeitslosigkeit allerdings sogar in die Scheidung. Seine Frau habe gesagt, er müsse Arbeit haben. Er wollte aber nicht im Stollenbau arbeiten, was sie anscheinend verlangt hatte, weshalb es zur Trennung kam. *Im März bin ich gekündigt worden und im August, Oktober Scheidung dann gehabt.*<sup>77</sup> Die Arbeitslosigkeit wird nicht oft solche gravierenden Folgen im privaten Bereich zeitigen, wie überhaupt zu vermuten ist, daß im vorliegenden Fall noch weitere Gründe zu einer Scheidung beigetragen haben dürften, aber es gibt eben doch Auswirkungen im familiären Bereich. Bei Herrn Gruber handelt es sich vor allem um finanzielle Belange, wenn es zu Schwierigkeiten kommt. Die Eltern sehen nicht ein, warum sie ihren 34jährigen Sohn unterstützen sollen<sup>78</sup>, dem das Gehalt des Vaters zu seinem Leidwesen auf die

Notstandshilfe angerechnet wird und der daher kaum Geld aus dem Versicherungstopf erhält. So erzählt der Sohn:

*Sicher gibt's ein paar Meinungsverschiedenheiten in dem Sinn, nicht. Speziell schon vom Finanziellen her, nicht. Zwischendurch kommst und sagst, "Du geh', gib' mir einen Zwanziger oder was", nicht. Und hab' – bist selber, mußt immer – gibt's schon zwischendurch, nicht. Und warum gehst und findest nichts und etc., das ist, ist klar, nicht. Da gibt's schon irgendwo ein bißl eine Reiberei."<sup>79</sup>*

Aber all jene Probleme, die im Zusammenhang mit ihrer Arbeitslosigkeit auftreten, verleiten die Betroffenen nicht dazu, für ihresgleichen mehr Verständnis aufzubringen. Wir haben bereits gehört, daß sich unsere Betroffenen nicht zur Gruppe der Arbeitslosen gehörig fühlen, sondern sich im Turnerschen Sinn in einem Stadium des Übergangs zu befinden wähnen. Darüber hinaus grenzen sie sich von den anderen Arbeitslosen dezidiert ab. Die Arbeitslosen, mit einem Bündel spezifischer Eigenschaften, sind jeweils die anderen, und denen schreibt man die selben negativen Eigenschaften zu, wie dies auch von der übrigen Bevölkerung getan wird. Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, wenn Herr Beldika meint, er habe *Gott sei dank keinen Kontakt zu anderen Arbeitslosen*.<sup>80</sup> 60% der bei Grau und Thomsen befragten Betroffenen sehen bei anderen Arbeitslosen "arbeitsunwilliges Verhalten"<sup>81</sup>, was sie bei sich selbst niemals konstatieren würden.

Auch in einer Gruppendiskussion für Christine Morgenroths Studie "Sprachloser Widerstand" stellte sich heraus, daß Arbeitslose die Gruppe der Arbeitslosen nicht sehr hoch einschätzen. "Überraschend gleichmäßig wird der gesellschaftliche Standort der Arbeitslosen im obersten Feld des untersten Drittels angegeben", wobei noch immer Gruppen gefunden wurden, die einen niedrigeren Status haben, z.B. Sozialhilfeempfänger.<sup>82</sup> 90% unserer Arbeitslosen fühlten sich nicht zur Gruppe der Arbeitslosen gehörig, was nicht verwundert, wenn man weiß, daß ebensoviele an die Arbeitsunwilligkeit ihrer Schicksalsgenossen glauben. Zwar gibt es dabei Unterschiede, wie hoch der Anteil dieser Arbeitsscheuen sei, aber nur drei Befragte hielten diesen Anteil für gering. Das Problem der Arbeitslosen liegt wohl in der Schwierigkeit, auf die M. Olson hingewiesen hat. "Wenn Individuen für gemeinsame Ziele unter der Bedingung des völlig freiwilligen Zusammenschlusses mobilisiert werden sollen", könne dies nur schwer funktionieren.<sup>83</sup> Wie wenig so ein Zusammenschluß klappen könnte, beweist eine weitere Aussage von Herrn Beldika, als er mit seinem Interviewer über ein Arbeitslosenzentrum spricht:

*Nur, ich halte von solchen Sachen wieder weniger, nicht. Was weiß ich, da gemeinschaftlich mit 20, 30 Arbeitslosen irgendwo zu sitzen oder was, also ich meine, ich will das nicht.*



*Und diskutieren vielleicht, nicht. Also ein Arbeitsloser mit einem Arbeitslosen diskutieren, das ist, glaube ich, das Sinnloseste, was es überhaupt gibt, nicht.*<sup>84</sup>

Da die Arbeitslosen also auf diese Art – und nicht nur aus Gründen, wie sie Herr Beldika genannt hat, sondern sicher ebenso aus Gründen logistischer Natur – nicht mobilisierbar sind, können sie auch keine solidaristischen Bestrebungen entwickeln, die sich gegen ihre Ausschließung durch andere richten.<sup>85</sup> Wie Ralf Dahrendorf feststellte, sind die Arbeitslosen als "Reservearmee der Revolution" durchaus ungeeignet. "So sehr sie individuell leiden, so wenig eignet die Summe des individuellen Leidens sich zu kollektiver Aktion."<sup>86</sup> Es gelingt den Arbeitslosen weiters nicht und sie streben es auch nicht an, "die konventionellen Vorstellungen" über Arbeitslose "als uniformierte Auffassungen von Außenstehenden zu betrachten"<sup>87</sup>, weil diese konventionellen Vorstellungen auch ihre eigenen sind.

In diesem Sinne müssen sich die Arbeitslosen ihre Welt erst zurechtdefinieren, um ein stimmiges Bild entwickeln zu können. Individuell können sie sich keine Vorwürfe machen, weshalb unsere Betroffenen auch kaum glauben, in irgendeiner Form an ihrer Arbeitslosigkeit schuld zu sein. Frau Winkler etwa meinte: *Ich war mir keiner Schuld bewußt.*<sup>88</sup> Alfred Krampfl verneinte ebenfalls, *ein Schuldigkeitsgefühl habe ich sicher nie gehabt.*<sup>89</sup> Herr Gangl schränkt ein, er habe nicht direkt schuld, aber er habe sehr viel verabsäumt.<sup>90</sup> Differenzierter ist die Aussage von Herrn Gruber, der wegen seiner Langzeitarbeitslosigkeit bereits nachdenklich geworden ist:

*Sicherlich werde ich auch höchstwahrscheinlich irgendwo selber schuld sein auch. Erstens, daß ich den Job' verloren hab' oder daß ich keinen neuen finde. Ich meine, Schuldgefühle, das ist alles so ein Begriff. Ich meine, ich habe alles versucht, daß ich einen krieg', krieg' halt keinen, vielleicht daß ich ein Versager bin.*<sup>91</sup>

Aber es geht hier gar nicht um ein Geständnis, freiwillig arbeitslos zu sein, um das Leben genießen zu können. Arbeitslose können sich nicht mit ihrem Schicksal und ihren Schicksalsgenossen identifizieren. "Im Gegenteil, sie differenzieren zwischen sich und anderen Arbeitslosen, erleben die eigene Arbeitslosigkeit als fremdverschuldet, aber klagen die übrigen Arbeitslosen an, ihre Lage selbst verschuldet zu haben, weil sie zu hohe Ansprüche stellten, zu wenig kompromißbereit und oft nicht arbeitswillig sind."<sup>92</sup> Diese Vorstellung ermöglicht es auch, jene Tratschereien zu überhören oder zu ignorieren, die über Arbeitslose im allgemeinen oder über einen selbst im speziellen kursieren.

Herr Bäcker meint überhaupt, man solle dieses Gefühl nicht haben, es werde hinter einem getratscht<sup>93</sup>, was ganz nach dem Ratschlag klingt, etwas wegzudenken,

was nicht sein dürfe. Herr Gruber glaubt zwar *höchstwahrscheinlich* schon, daß über ihn geredet werde, aber zu ihm persönlich sage niemand etwas.<sup>94</sup> Herr Gangl wiederum weiß davon, weil ihm seine Frau erzählt, *der hat schon wieder gekeppelt über dich*. Aber wenn es ihm persönlich jemand erzählen wollte, dann würde er sich abbeuteln und seine Wege gehen.<sup>95</sup> Herrn Krامل passiert das hauptsächlich unter Verwandten, aber er nimmt das nicht so tragisch, weil er meint, sie würden eben einem Klischee aufsitzen: *Arbeitslos, lange Haare, der will ja gar nicht arbeiten*.<sup>96</sup> Herrn Metzger geschieht dies nicht, weil er sich nicht vor das Arbeitsamt stellt<sup>97</sup>, wo nach seiner Vorstellung – und nicht nur nach seiner – die negativen Charaktere anzutreffen sind. Ausführlich, und ich bin geneigt zu sagen tratschhaft, äußern sich Frau Schwarzbauer und ihre Familie zu diesem Thema, zu dem ich einleitend die Frage stellte, ob sie glaube, hinter ihrem Rücken werde über sie getratscht:

**Mutter:** *Tratschen ist ein Hilfsausdruck.*

**Interviewperson (IP):** *Ja, genug viel. ... Das sind meistens die älteren Leute, die sagen, die sagen meistens, ja, die faulen, die jungen Dinger sind zu faul, daß sie "schöpfen" gehen, die hocken eh nur den ganzen Tag daheim und tun nichts, und die sollen gescheiter "schöpfen" gehen und sich nicht von den Eltern erhalten lassen, und so reden sie herum.*

**Interviewer:** *Also die Nachbarn reden schon über sie?*

**IP:** *Ja, über uns alle. Die "goschern" über einen jeden.*

**Mutter:** *Ja, die brauchen ein Gesprächsthema.*

**IP:** *Über einen jeden, wo sie ein bißl was wissen, ziehen die Leute schon her oder erfinden Sachen, und dann erzählen sie Sachen herum, was überhaupt nicht stimmen, und dann kommt der größte Tratsch heraus, und weiß dann keiner, was wahr ist und was nicht wahr ist.*

**Mutter:** *Bleibt eh schon wurscht.*<sup>98</sup>

Die beiden Frauen haben recht gut erkannt, was über die Familie gesprochen wird. Es handelt sich nämlich um jene Familie, von der angeblich arbeits-scheuen Familienoberhaupt ich schon in einem früheren Kapitel erzählte. Die Töchter wurden von anderen Interviewten tatsächlich als faul beschrieben. Interessant ist, daß in diesem Interview die nicht anwesende Schwester von Frau Schwarzbauer als faul und arbeitsunwillig charakterisiert wurde. Bemerkenswert ist weiters die Tatsache, daß die Familie Schwarzbauer all jene Zuschreibungen, die ihnen nach ihrer Meinung zu Unrecht zuteil wurden, an anderer Stelle auf andere Personen und Personengruppen anwendeten.

Eine interessante Strategie verfolgte Herr Maier, dem es angeblich egal ist, ob die Leute über ihn reden. *Es könnte schon möglich sein, daß getratscht-, aber ich halte von Tratschereien nicht viel, nicht, weil im Endeffekt gibt mir keiner einen Schilling dazu, nicht, so schaut die Lage aus.*<sup>99</sup> In der Folge zeigt sich aber doch seine Betroffenheit, weil er eine Rechtfertigungsstrategie entwirft. Andere Arbeitslose,

wie Herr Gruber oder Herr Gangl, die kein besonderes Selbstbewußtsein haben, ziehen sich dabei lieber zurück.

Generell bestätigen unsere Arbeitslosen die Ergebnisse von Christian Brinkmann, welche Gruppen von Arbeitslosen am meisten unter den finanziellen und nicht-finanziellen Belastungen zu leiden haben.<sup>100</sup> Am stärksten belastet sind demnach männliche und langfristig Arbeitslose, wie dies beispielsweise auf Herrn Gruber und Herrn Beldika zutrifft. Während Herr Gruber vor allem unter seiner finanziellen Situation leidet, steht Herr Beldika unter einem enormen psychischen Druck. Seine Frau befürchtet sogar, er könnte ihr *durchzudrehen* beginnen. Deshalb fordert sie folgendes: *Ich würde auf jeden Fall solche Leute einmal psychiatrieren lassen, also psychologisch bearbeiten lassen vom Arbeitsamt.*<sup>101</sup> Herr Gangl stellt, was die Belastungen anbelangt, ein Paradebeispiel eines Betroffenen ohne abgeschlossene Berufsausbildung dar und geriet weiters – wie Frau Winkler – in jene Spirale wiederholter Arbeitslosigkeit. Eine bessere Position haben hingegen jene Arbeitslosen wie Herr Maier, Herr Bäcker oder Herr Friedl, die aus saisonalen Gründen nur vorübergehend in Arbeitslosigkeit abgehen und meist auch Einstellungszusagen vorzuweisen haben. Dennoch finden sich bei ihnen ebenso jene Anzeichen, die ich als subjektive Aspekte der Arbeitslosigkeit bezeichnen möchte.

In diesem Kapitel wurde gezeigt, wie Arbeitslose ihre Betroffenheit im sozialen Umfeld erleben. Ihr Problem besteht darin, daß sie sich selbst als abweichend verstehen und daher ein Schamgefühl entwickeln, das sie belastet, verunsichert und isoliert. Sighard Neckel hat darauf hingewiesen,

"daß Scham als soziales Gefühl beständig im Alltag von Gesellschaften präsent ist, in denen soziale Ungleichheit herrscht. Auch jenseits spektakulärer Vorgänge, nein: *gerade* jenseits von ihnen, finden Beschämungen statt, die ihren Anlaß im sozialen Status von Individuen und Gruppen haben, ist der Alltag von Mißachtungen und einer ungleichen Verteilung sozialer Anerkennung geprägt, der für beschämende Selbstwahrnehmungen, für inferiore Deutungsmuster und Handlungsweisen sorgt, die ohne ein Verständnis ihrer gefühlsmäßigen Grundlage nicht zu verstehen wären".<sup>102</sup>

## Anmerkungen

- 1 Barres 1978, S.51.
- 2 Goffman 1980, S.133.
- 3 Becker 1973, S.1f.
- 4 Morgenroth 1990, S.76.
- 5 Münz & Pelz 1987, S.342.
- 6 Bahnmüller 1981, S.75.
- 7 Brinkmann 1976, S.407f.
- 8 A2.
- 9 A8.
- 10 Koch-Hillebrecht 1978, S.126.
- 11 A9.
- 12 Goffman 1986, S.107.
- 13 A3.
- 14 A10.
- 15 A11.
- 16 A1.
- 17 A6.
- 18 Assmann 1988, S.16.
- 19 Vgl. Katz & Lazarsfeld 1962, S.15.
- 20 A2.
- 21 Die Bezeichnung von Arbeitslosen als deviant mag problematisch sein, soll hier jedoch um des Arguments willen verwendet werden.
- 22 Becker 1973, S.35.
- 23 A5.
- 24 A11.
- 25 A1.
- 26 A4.
- 27 Bourdieu 1987, S.246.
- 28 A3.
- 29 A7.
- 30 A9.
- 31 D.D. Braginsky & B.M. Braginsky, Arbeitslose: Menschen ohne Vertrauen in sich und das System, in: Psychologie heute 11/1975, S.22-28. Zitiert nach Pelzmann 1985, S.150.
- 32 Turner 1989a, S.99.
- 33 Ebenda, S.94ff.
- 34 Szasz 1974, S.22.
- 35 Deacon 1977, S.355.

- 36 Vgl. Goffman 1986, S.21ff.
- 37 A2.
- 38 Bahn Müller 1981, S.77.
- 39 A11.
- 40 A5.
- 41 A6.
- 42 A2.
- 43 A9.
- 44 Pelz et al. 1987, S.138.
- 45 Pelzmann 1985, S.150.
- 46 Reinke-Dieker 1980, S.101.
- 47 Rumpeltes 1982, S.156.
- 48 Hemmer & Wahle-Homann 1986, S.33.
- 49 Pelz 1987, S.139.
- 50 Ebenda.
- 51 Goffman 1986, S.162.
- 52 A2.
- 53 Udris 1985, S.15.
- 54 A7.
- 55 Krieger & Schläfke 1987, S.217f.
- 56 Reinke-Dieker 1980, S.72.
- 57 Wacker 1985, S.24.
- 58 Offe 1983, S.52.
- 59 Furnham 1982, S.278.
- 60 Morgenroth 1990, S.93.
- 61 Brinkmann 1976, S.399.
- 62 A3.
- 63 A6.
- 64 Kaplan & Tausky 1971, S.473.
- 65 Morgenroth 1990, S.71.
- 66 A8.
- 67 Vgl. Kürbisch 1983, S.184.
- 68 Brinkmann 1976, S.407f.
- 69 A7.
- 70 Jahoda et al. 1960, S.68.
- 71 A4.
- 72 A6.
- 73 A1.
- 74 Brinkmann 1976, S.407f.
- 75 A5.
- 76 A8.

- 77 A9.
- 78 I45.
- 79 A2.
- 80 A7.
- 81 Grau & Thomsen 1985, S.111f.
- 82 Morgenroth 1990, S.134.
- 83 M. Olson, *The Logic of Collective Action*, Harvard 1965. Zitiert nach Parkin 1983, S.129.
- 84 A7.
- 85 Parkin 1983, S.129.
- 86 Dahrendorf 1983, S.25f.
- 87 Becker 1973, S.70.
- 88 A6.
- 89 A4.
- 90 A3.
- 91 A2.
- 92 Kirchler 1991, S.52.
- 93 A10.
- 94 A2.
- 95 A3.
- 96 A4.
- 97 A9.
- 98 A5.
- 99 A8.
- 100 Brinkmann 1976, S.413.
- 101 A7.
- 102 Neckel 1991, S.16.

# Gängige Stereotypen über Arbeitslose

Die common sense-Annahmen über Arbeitslose und Arbeitslosigkeit sind mit einem Bündel kollektiver Vorstellungen verbunden, die hier herausgearbeitet werden sollen. In unseren Interviews sind dabei vor allem drei Hauptstränge auszumachen, die in der Folge vorgestellt und diskutiert werden. Diese Grundvorstellungen sind ziemlich unbeeinflusst davon, ob man entsprechende Arbeitslose kennt oder nicht, ob man selbst betroffen ist oder nicht. Je nach Bedarf lassen sich die Einstellungen gegenüber einzelnen Personen modifizieren, während sie grosso modo unberührt bleiben.

Bevor ich jedoch auf diese drei Hauptstränge eingehe, möchte ich einige Aspekte aus der Vorurteilsforschung zusammenführen, die in diesem Zusammenhang von Bedeutung sind. Was das Vorurteil allgemein anbelangt, folge ich in dieser Arbeit der Konzeption von Egon Barres, der sechs Merkmale des Vorurteils feststellt:

- "1. Das Vorurteil ist immer ein falsches Urteil oder in seinem Wahrheitsanspruch zureichend abgewiesenes Urteil;
2. Das Vorurteil ist ein voreiliges Urteil, d.h. ein Urteil, das überhaupt nicht oder nur sehr ungenügend durch Reflexionen oder Erfahrung gestützt wird oder auch vor aller solcher Erfahrung und Reflexion aufgestellt wird;
3. Das Vorurteil ist ein generalisierendes Urteil, d.h. es ist ein Urteil, das sich nicht nur auf den Einzelfall bezieht, sondern auf alle oder zumindest die meisten Urteilsgegenstände (seien dies Menschen, Dinge oder Ereignisse) gerichtet ist;
4. Das Vorurteil hat häufig den stereotypen Charakter eines Klischees, das immer leicht zur Hand ist und meistens in apodiktischer Weise formuliert und vorgetragen wird;
5. Das Vorurteil enthält neben beschreibenden oder theoretisch erklärenden Aussagen direkt oder indirekt auch richtende Bewertungen von Menschen, Gruppen oder Sachverhalten;
6. Um das Vorurteil gegen andere Urteilsgebilde und Urteilsformen abzugrenzen (z.B. von falschen Urteilen, Hypothesen oder auch Werturteilen oder Vorausurteilen), wird von einem Vorurteil erst dann gesprochen, wenn ein falsches, generalisierendes, bewertendes und behauptendes Urteil als falsch bestimmt und sein Anspruch wahr zu sein als hinreichend widerlegt gelten kann, trotzdem aber an ihm festgehalten wird und es auch weiterhin mit einem Wahrheitsanspruch vertreten wird."<sup>1</sup>

Diese Bedingungen scheinen mir für die Betrachtung und Darstellung von Arbeitslosen in der Öffentlichkeit wie im Privaten gegeben zu sein, selbst wenn zugestanden wird, daß Teilphänomene in gewisser Art und Weise existieren. Daß sie jedoch zu einem sozialen Phänomen werden, hat nichts mit ihrer realen Verbreitung zu tun.

Wolfgang Stroebe unterscheidet vier sozialwissenschaftliche Theorien, die die Entstehung von Vorurteilen erklären sollen.<sup>2</sup> Vor allem können lerntheoretische, kognitive und konflikttheoretische Ansätze der Erläuterung dienen, wenn nicht unbedingt davon ausgegangen wird, daß Vorurteile monokausaler Erklärungen bedürfen. Weniger berücksichtigt wird hier der psychodynamische Ansatz, der hauptsächlich mit der autoritären Persönlichkeit verknüpft ist. Nach Adorno et al., die diese Konzeption entwarfen, bilden "politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Überzeugungen ... ein umfassendes und kohärentes Denkmuster, das Ausdruck verborgener Züge der individuellen Charakterstruktur ist".<sup>3</sup> Nach meiner Meinung können zwar in Einzelfällen psychische Dispositionen zu gewissen Einstellungen und Äußerungen führen, die für unser Thema von Interesse sind. Prinzipiell glaube ich jedoch, daß kollektive Mechanismen, wie sie im Fall der Einstellungen gegenüber Arbeitslosen existieren, nicht im Charakter von Einzelpersonen wurzeln. Wolfgang Stroebe kritisiert beim Ansatz von Adorno ebenfalls, daß nicht "eine gesamte Weltanschauung auf psychologische Ursachen" zurückgeführt werden könne.<sup>4</sup>

Die Verbindung von lerntheoretischen, kognitiven und konflikttheoretischen Ansätzen dürften eher jene Strukturen offenlegen, wie sich Vorurteile über Arbeitslose konstituieren und welche Funktionen sie erfüllen. Sie stehen im Zusammenhang mit jenen Werten und Normen bezüglich Arbeit, wie sie im kollektiven Gedächtnis der Mitglieder unserer Gesellschaft fest verankert sind.

Lerntheoretische Ansätze gehen davon aus, daß Vorurteile und diskriminierendes Verhalten das Ergebnis von Lernprozessen seien, die in den verschiedenen Phasen der Sozialisation vermittelt werden.<sup>5</sup> In unserem Zusammenhang braucht man nur an die vielfältigen Indoktrinationsmechanismen in Schule, Elternhaus, Lehre usw. zu denken, um die Einstellung zur Arbeit nachzuvollziehen.

Der kognitive Ansatz kann durchaus als damit zusammenhängend aufgefaßt werden. Demnach entstehen Stereotypen durch Vereinfachung und Kategorisierung der Information als Folge der begrenzten Informationskapazität des Menschen.<sup>6</sup> Im weiteren werden dann Beobachtungen, die den daraus abgeleiteten Erwartungen entsprechen, besser erinnert als solche, die nicht in das einmal gefaßte Bild passen. Dies dient, worauf auch Hermann Bausinger hingewiesen hat, der Ordnung der Erfahrung und der Reduktion der Komplexität.<sup>7</sup> Dieser Ansatz findet seine Entsprechung in den vielfältigen Erzählungen unserer Gewährspersonen über das Verhalten und die Lebensweise von Arbeitslosen. So zeigt das bereits einmal zitierte Beispiel mit dem vermeintlich Arbeitslosen, der sich sonnt, eindrucksvoll eine vereinfachende Kategorisierung.



Der konflikttheoretische Ansatz schließlich sieht die Ursachen von Vorurteilen in Interessenskonflikten zwischen den betreffenden Gruppen. Die Konkurrenz um Ressourcen – wie z.B. Arbeitsplätze – führt zur Abgrenzung der Eigengruppe gegenüber Fremdgruppen und deren negativer Bewertung.<sup>8</sup> Dafür spricht unter anderem, daß gerade jene Befragten, die den unteren sozialen Schichten angehören und selbst sehr stark von Arbeitslosigkeit bedroht sind, die erwähnten Stereotypen recht vehement vertreten. Diese theoretischen Ansätze sind nun auch bei der Betrachtung der bereits angesprochenen Hauptstränge von Vorurteilen über Arbeitslose von Bedeutung, da sie gewisse Zuordnungen erlauben.

## Das bequeme Leben der Arbeitslosen

Die erste Argumentationslinie bezieht sich dabei auf das vermeintlich bequeme Leben, das man sich durch das enge Netz des Sozialstaates gestalten könne. Viele Befragte sind der Meinung, zahlreiche Arbeitslose würden lieber die Arbeitslosigkeit genießen, als wieder arbeiten zu müssen. Dazu gibt es ein Standardrepertoire an Antworten, die in ihrer Ähnlichkeit verblüffen:

*Ja, es gibt noch sehr viele Arbeitsunwillige. Und überhaupt, mir kommt vor, wenn einer länger nicht arbeitet, daß er dann gar nicht mehr arbeiten will. Weil, was ich schon gehört habe: Ja bin ich deppert, daß ich das annehme. ... Weil jetzt kriegen sie die Arbeitslose schon zugewiesen, die bringt schon der –, ich muß mein Geld ja holen auf der Bank, aber denen bringt ja der Briefträger das Geld. Ich bin es ihm bei Gott nicht zu neidig und nichts, aber ich sehe nicht ein, daß Leute Geld beziehen und überhaupt nichts leisten dafür.<sup>9</sup>*

Viele Arbeitslose lassen sich ihr Geld deshalb über den Briefträger auszahlen, weil sie dadurch umgehen, sich bei ihrer Bank – zumindest offiziell – als Arbeitslose deklarieren zu müssen. Beim Ansuchen um Arbeitslosengeld und auch bei der Notstandshilfe muß eine Bestätigung des Geldinstitutes beigebracht werden, daß man die Überweisung auf diese Art abwickeln dürfe. Aus verschiedenen Gründen möchten das viele Arbeitslose vermeiden und lassen sich das Geld daher zustellen. Aber auch wenn es auf ein Konto überwiesen wird, kann dies negativ ausgelegt werden. Denn es geht nicht so sehr um den Modus der Auszahlung, der für die Leute zum Problem wird, sondern um die Tatsache von Transferleistungen, für die die Arbeitslosen nach volkstümlicher Meinung keine Leistung erbrächten. Ein Beispiel dafür ist der hypothetische Exkurs des Unternehmers Kurz:

*Aber wenn einer ein halbes Jahr stempelt, dann mag er gar nicht mehr arbeiten. Weil so – es sagt ihm keiner, wann er aufstehen muß, es sagt ihm keiner, was er machen muß, der kriegt sein Geld überwiesen. Er braucht nur das Glück, wenn man so sagen will, haben, daß seine Frau auch noch stempelt, ja gut, dann liegen's daheim im Bett und kassieren alle zwei Stempelgeld. Ja für was sollen die arbeiten gehen.<sup>10</sup>*

In dieser Aussage kommen die Ängste bezüglich des Genusses der Arbeitslosigkeit treffend zum Ausdruck. Genau diese grundsätzlichen Einstellungen verführten die Ökonomen zu ihren Darstellungen über freiwillige Arbeitslosigkeit, wie wir sie bereits kennengelernt haben. Dabei spielen reale Hintergründe absolut keine Rolle mehr. Herr Kurz denkt offensichtlich keinen Moment daran, wie sich das "Untätigsein" oder die "Fadesse" des ewig gleichen Tagesablaufs auf die Libido auswirken könnte. In seiner Phantasie entwickelt er das Bild eines zügellosen, ausschweifenden Arbeitslosenpaares, das auf Kosten der Allgemeinheit ein lustvolles Leben verbringt.

Zu diesen Bildern, die die schöne Zeit der Arbeitslosigkeit herausstreichen, zählen zudem die Urlaubsvorstellungen, wie wir sie bereits von Nickell erfahren haben ("...wintering in the Bahamas on his unemployment pay"<sup>11</sup>) und wie sie auch in einigen unserer Interviews zum Ausdruck kommen. Ein 56jähriger Pensionist etwa meinte, daß 60 % der Arbeitslosen nicht arbeiten wollen. Er würde auch nicht, wenn er nur 1.000 oder 2.000 Schilling mehr verdiente, *weil da gehe ich lieber baden.*<sup>12</sup> Eine 42jährige Frau wiederum weiß, die meisten Arbeitslosen kämen gar nicht mehr aufs Arbeitsamt. *Wenn es heißt, du mußt alle 14 Tage raufkommen, dann ruft er an, ich kann heute nicht, habe keine Zeit. Der ist auf Urlaub gefahren 14 Tage. Der ist auf Urlaub gefahren und ist inzwischen heraufgefahren, weil er hat müssen und ist dann wieder runtergefahren nach Bibione.*<sup>13</sup> Die Widersprüchlichkeiten, die in solchen Geschichten zum Ausdruck kommen – einerseits muß er nicht zum Arbeitsamt, andererseits unterbricht er dafür seinen Urlaub –, fallen den Erzählenden überhaupt nicht auf, was damit zusammenhängt, daß in vorgegebene Muster – man muß nicht mehr hingehen – eigene Erzählungen, die wiederum oftmals nur aus Erzählungen bekannt sind, hineingeknüpft werden. Im übrigen darf bezweifelt werden, daß die Arbeitslosen nicht mehr am Arbeitsamt vorsprechen müßten. Immerhin zwei unserer Arbeitslosen wurde der Bezug von Arbeitslosengeld gesperrt, weil sie einen Termin bei ihrem Betreuer – obwohl angeblich unverschuldet – versäumten.<sup>14</sup> Bestärkt werden diese Einstellungen dann durch entsprechende Berichte in den Medien, wie dies Golding & Middleton beobachten konnten. Ihnen waren Darstellungen aufgefallen, die solche Urlaubsstories enthielten und mit reißerischen Schlagzeilen wie "Scroungers by the Sea" oder "The Seaside Social

Security Office" versehen wurden.<sup>15</sup> Die Verhaltenserwartungen gegenüber einem Arbeitslosen gehen davon aus, daß dieser permanent nach Arbeit suchen müßte und nicht etwa zum Baden ginge, "hat er doch die Chance, sein Stigma durch erneute Arbeitsaufnahme abzuschütteln".<sup>16</sup>

Das größte Standardarrangement bezüglich des bequemen Lebens von Arbeitslosen in der Hängematte eines übersozialen Staates bezieht sich auf Äußerungen, die Arbeitslose getätigt hätten bzw. die ihnen in den Mund gelegt werden. Das ist schon in der Darstellung des 56jährigen Pensionisten angeklungen und tritt mit einer erstaunlichen Häufigkeit auf:

*"Was soll ich arbeiten gehen, ich kriege 7.000 Schilling Arbeitslose", habe ich irgendwo (sic!) gehört. "Da wäre ich ja blöd, wenn ich arbeiten gehe."*<sup>17</sup>

*Schauen Sie, ich habe schon gehört: "Ah, wegen die 800 oder 500 Schilling mehr komme ich nicht arbeiten."*<sup>18</sup>

*Eben so ein spezieller Fall war bei mir, und der hat gesagt: "Es interessiert mich gar nicht, um diesen Gehalt zu arbeiten, weil ich habe ungefähr gleich viel Arbeitslose".*<sup>19</sup>

*Und unsere guten Arbeitslosen, ein kleiner Prozentsatz, wollen sowieso nicht arbeiten. Weil er sieht, er bekommt viel Arbeitslose.*<sup>20</sup>

*Weil es wäre das halbe Arbeitsamt zum Ausräumen oben. Braucht man nur vorbeigehen: "Bin ich deppert, ich gehe nicht wegen 7.000 Schilling arbeiten." Sind Facharbeiter und ist klar, der sagt sich, ich gehe um 1.500 Schilling nicht arbeiten, wenn ich so viel Stempelgeld kriege. Also mir geht's besser, wenn ich daheimbleibe."*<sup>21</sup>

*Nein, konkrete Erfahrungen, aber so vom Hörensagen. Wenn einer sagt, er geht lieber Stempeln, weil er wird nicht wegen ein paar Schilling mehr arbeiten. Das habe ich schon gehört, ja direkt von welchen. Aber konkret?*<sup>22</sup>

*Das hört man allgemein. Wenn man wo hingeht, man redet ja mit den Leuten. Dann sagen sie: "Warum soll ich arbeiten? Ich krieg' eh genug Arbeitslose. Kinder habe ich auch zwei, das dazu. Ich lebe ja besser wie der, der arbeitet."*<sup>23</sup>

*Ich habe nämlich mit ein paar geredet und die haben gesagt, für was sollen wir denn arbeiten gehen. Wir kriegen beim Arbeitslosengeld genauso viel, wie wir kriegen, wenn wir arbeiten gehen."*<sup>24</sup>

Dies sind nur einige jener Beispiele, die in den meisten Interviews wiedergegeben wurden. Ähnliche Belege finden sich für Niederösterreich in der Arbeit von Pelz et al.<sup>25</sup>, weswegen es sich tatsächlich um Einstellungen handeln dürfte, die nicht auf einen regionalen Raum beschränkt sind. Bereits in einer Arbeit aus dem Jahr 1927, die bei Ali Wacker zitiert wird, kommen ähnliche Äußerungen zum Aus-

druck.<sup>26</sup> Diese Geschichten können nun unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden, und oftmals bleibt anderes übrig, als der erste Blick vielleicht denken ließe.

Ein in diesem Kontext sicherlich nicht zu unterschätzender Aspekt ist jener der Rationalisierung, wie ihn Howard S. Becker entwarf. Er zeigte in seiner Devianztheorie, daß viele abweichende Gruppen oder Personen Rationalisierungen entwickeln, die ihr deviantes Verhalten quasi als vorteilhaft oder besser als jenes der Mehrheit darstellen sollen.<sup>27</sup> In unserem Fall würde dies aus der Sicht der Arbeitslosen lauten: Ihr müßt arbeiten, während ich das Geld kassiere und nichts tun muß. Dazu paßt die Geschichte, die mir ein 53jähriger Bauspengler erzählte. Er treffe auf der Baustelle hin und wieder welche, die sagten: *"Bin ich deppert, daß ich schöpfen gehe."* So jemand ginge seine ehemaligen Kollegen besuchen und sage nachher: *"Ha, schau Dir den Dodel an, der arbeitet."*<sup>28</sup> Angesichts der vielfachen Schilderungen, wie bedrückend und einschränkend Arbeitslosigkeit wahrgenommen wird, können solche Geschichten – so sie nur irgendeine reale Entsprechung beinhalten – allerhöchstens als Rationalisierungen im Sinn Beckers verstanden werden, damit das Individuum wenigstens sein Selbstwertgefühl als rational handelndes Subjekt – als homo oeconomicus – bewahren kann, wenn es schon auf allen anderen Ebenen durch seine Arbeitslosigkeit stigmatisiert wird.

Zu solchen Erzählungen rechnen auch jene Berichte, die von der Prahlerei mit der Höhe des Arbeitslosengeldes berichten. Immerhin 15 unserer 47 befragten Personen der "nichtarbeitslosen" Bevölkerung gaben an, von solchen Prahlereien gehört zu haben. Manche dieser Geschichten erfahren dann noch eine regelrechte Ausschmückung, um ihnen den Anstrich von Authentizität zu verleihen. So schilderte eine Befragte eine Frau in der Siedlung, in deren Familie *alle* arbeitslos seien. Diese kaufe nur das Teuerste ein. Heurige Erdäpfel müßten es sein, obwohl das Kilo 40 Schilling kostet. Mit dem Taxi fahre sie einkaufen und frage jetzt (im Frühjahr; J.M.) nach inländischen Erdbeeren, weil *ausländisches Zeug essen wir nicht*.<sup>29</sup> Die von uns befragten Arbeitslosen artikulierten sich nie in diese Richtung und unterstellten dies – entgegen sonstigen Gewohnheiten – auch nicht ihren Leidensgenossen. Herr Beldika meinte, so etwas könne jemand nur im Spaß sagen.<sup>30</sup> Die entsprechenden Daten belegen im übrigen, daß von einem finanziell guten Leben während der Arbeitslosigkeit wohl kaum die Rede sein kann. 1990 betrug die mittlere Höhe der monatlichen Leistungen an Arbeitslosenunterstützung (Arbeitslosengeld und Notstandshilfe inklusive allfälliger Familienzuschläge) 6.599,- öS. Das mittlere Arbeitslosengeld lag bei 7.018,- öS, die mittlere Notstandshilfe bei 5.473,- öS.<sup>31</sup>

Die Geschichten über das schöne Leben der Arbeitslosen werden jedoch nicht nur von Unternehmern oder sonstiger Bevölkerung erzählt, sondern sogar von den Arbeitslosen selbst. Frau Schwarzbauer kennt einen solchen Fall:

*So wie die Sandler und die, die tät' ich kein Geld geben. Und die was stempeln und so. Weil ich kenn', ich kenn' zum Beispiel, so wie der Fritz. Der sagt immer, er hat so viel Kreuzweh und so, und er kann de-, de-, der ist den ganzen Tag daheim und tut nur saufen, und dem seine Frau geht aber arbeiten, und er lebt von ihrem Geld. ... Und er sagt immer, er hat Kreuzweh, und er kann ruhig arbeiten, aber der ist zu faul. Der geht Arbeitsamt hinauf und jammert, ja, ich hab' so viel Kreuzweh und ich kann nicht gehen und so, und das Arbeitsamt gibt ihm dann wieder Stempelgeld, und der kriegt dann, was weiß ich.<sup>32</sup>*

Die Mutter von Frau Schwarzbauer wirft dann zwar ein, daß Herr Fritz kein Geld mehr beziehe, aber das ändert nichts am Gesamtbild. Schon aus rechtlichen Gründen kann die Darstellung von Frau Schwarzbauer nicht der Realität entsprechen, da kranke Arbeitslose Krankengeld beziehen und sich dementsprechend wie jeder Sozialversicherungspflichtige einer chefürztlichen Untersuchung unterziehen müssen. Aber ohne auf das konkrete Beispiel noch genauer einzugehen, ergab sich in diesem Zusammenhang die interessante Tatsache, daß keinem unserer Befragten in den Sinn kam, Krankheit könne Arbeitslosigkeit verursachen oder verstärken. Dabei hatte nach einer deutschen Untersuchung ein Viertel der Arbeitslosen am Arbeitsamt gesundheitliche Beschränkungen angeführt, wodurch sich die Wiederbeschäftigungschance dieses Personenkreises um die Hälfte reduzierte.<sup>33</sup>

Es gibt aber noch weitere Erzählungen von Arbeitslosen über Arbeitslose, die sich in dieses Modell des angenehmen Arbeitslosendaseins einfügen lassen. Für den Saisonarbeitslosen Franz Maier *sind manche dabei, die beziehen Notstand. Und ihnen geht's irgendwo nicht schlecht, und wenn man-, es ist irgendwie, hmm- wie soll ich denn sagen-, die was wirklich die Gabe hätten zum Arbeiten und gar nicht wollen.*<sup>34</sup> Diese Aussage enthält ebenfalls einen Faktor, auf den man in unseren Erzählungen immer wieder stößt und den ich mit Verschiebungsfaktor umschreiben möchte. Psychoanalytisch Geschulte würden es vielleicht Übertragung nennen, aber so weit möchte ich nicht gehen. Es handelt sich darum, daß in Fällen, wo jemand persönlich oder ein naher Angehöriger von Arbeitslosigkeit betroffen ist, die entsprechenden Vorurteile auf andere umgewälzt werden. So dienen z.B. oft Ausländer als Ventil für diese Einstellungen, da ihnen leicht die Schuld zugewiesen werden kann. Im Falle von Herrn Maier sind es die Notstandshilfebezieher. Da er im Baugewerbe beschäftigt ist, wird er in den Wintermonaten jeweils freigesetzt. In diesem Zeitraum bezieht er Arbeitslosengeld, das man bis zu 30 Wochen erhalten kann. Jene, die nicht arbeiten wollen, sind für ihn daher die Notstandshilfebezieher.

Da die Notstandshilfe erst nach Bezug des Arbeitslosengeldes in Kraft tritt, kann den solcherart Betroffenen aufgrund der längeren Bezugsdauer von Geldern viel leichter Arbeitsunwilligkeit nachgesagt werden.

Herr Friedl reagiert genau mit derselben Verschiebung, als er sich über die ungerechte Darstellung eines Kochs in einer Fernsehsendung alteriert. Dieser sei angeblich für 11.000 Schilling nicht arbeiten gegangen, weil er gleich viel Arbeitslosengeld bezogen habe. *Wenn ich 11.000 Schilling Stempelgeld krieg', dann geh' ich stempeln. Warum nicht? Die anderen, die was, ah, sieben oder acht Monate stempeln, die was auf Notstand arbeiten oder was, die, zu denen sagt keiner was, die was vor der Kirche herumlungern, die was betteln und das.*<sup>35</sup> Bemerkenswert sind hier noch die zusätzlichen negativen Zuschreibungen, die Herr Friedl den Notstandshilfebeziehern verpaßt. Dabei ist es unwahrscheinlich, daß jene Personen, die Transferleistungen aus der Arbeitslosenversicherung erhalten, betteln gehen.

Die Vorstellung, eine gewisse Zeit Arbeitslosengeld zu beziehen, sei in Ordnung, trifft man auch bei einigen Befragten der "nichtarbeitslosen" Population. *Gut, ich meine, ich bin es niemanden neidig, wenn er gearbeitet hat, soll er auch das dann kriegern, sagen wir ein halbes Jahr.*<sup>36</sup> Diese Äußerung verweist uns abermals auf Becker, der feststellte, ein gewisses Verhalten könne zu einem gewissen Zeitpunkt abweichend sein und zu einem anderen nicht.<sup>37</sup> Ich möchte dies in unserem Fall von Zeitpunkt auf Zeitraum ausdehnen, da den Arbeitslosen eben zugestanden wird, eine gewisse Zeit "zu stempeln", aber dauert es zu lange, läuft die Verurteilungsmaschinerie an. Im übrigen basieren die gesetzlichen Regelungen ebenso auf diesen Vorstellungen, da bei Übergang in den Notstandshilfebezug nicht nur die finanzielle Unterstützung niedriger wird, sondern auch die Berufsschutzregelungen außer Kraft treten.

Prinzipiell kann jedes Verhalten, das an Arbeitslosen festgestellt wird, eine negative Konnotation erfahren. Es geht nicht darum, reale Gegebenheiten zu überprüfen, sondern eine vorgefaßte Meinung zu bestätigen. Dies ist eine Praxis, die sowohl den Menschen in seinem alltäglichen Lebenszusammenhang, in Interaktion und Kommunikation, auszeichnet, als auch aus den Wissenschaften bekannt ist. Beispiele aus dem Alltag bieten hier jene Berichte, die von Arbeitslosen erzählen, die nur kurz arbeiteten, um danach wieder die Unterstützungen lukrieren zu können.

*Es kommen ja auch Leute oft, die sagen sich: "Naja, ich gehe auf Saison, da kriege ich eine Trennungszulage." Und geht nur deshalb woanders hin arbeiten, damit er die Trennungszulage kriegt und nachher ist er wieder arbeitslos, weil die Baustelle vielleicht drei Monate dauert und dann hat er aufgrund der hohen Be-  
Pezüge den Rest des Jahres Arbeitslose und geht nicht mehr arbeiten."*<sup>38</sup>

*Wir haben im Haus auch solche. Die tun ein Monat angemeldet sein oder zwei oder drei, was ungefähr Pflicht ist. Und dann sind sie die andere Zeit schon wieder zuhause. Die wollen ja gar nicht arbeiten, die meisten.*<sup>39</sup>

*Indem er z.B. sechs Monate arbeitet und dann wieder stempelt. Das ist dann für mich, der hat keine Arbeitsmoral oder wie das heißt. Die kriegen aber auch immer schön Stempelgeld. Das, finde ich, ist nicht richtig.*<sup>40</sup>

*"Für was soll ich arbeiten gehen, wenn ich das kriege. Dann gehe ich zwei, drei Monate arbeiten, dann habe ich wieder mein Stempelgeld."*<sup>41</sup>

*Aber es gibt dann Leute, die gehen arbeiten irgendwohin, wo sie viel verdienen kurze Zeit, damit sie nachher wieder stempeln können. Ich meine, da sind bestimmt viele, die clever sind und die das irgendwie ausnützen auch, die sind bestimmt nicht alle bedürftig.*<sup>42</sup>

Die Wahrnehmung der Menschen geht dabei immer nur in jene Richtung, Arbeitslose hätten ihre Jobs selbst gekündigt. Die Möglichkeit einer Kündigung durch die Firma kommt bei diesen Erzählungen nie ins Spiel. Die vielfältigen Praktiken, die am Arbeitsmarkt vorherrschen, werden reduziert auf das individuelle Verhalten einzelner Akteure. Das mögliche Prinzip "last hired first fired" wird von der sozialen Umwelt so gedeutet, daß jemand nur so lange gearbeitet hat, bis er wieder Arbeitslosenunterstützung kassieren kann. Die potentielle Abwärtsspirale, die sich aus diesem Prinzip ergeben kann und die wir schon im Kapitel über den Arbeitsmarkt kennengelernt haben, wird hier also ebenfalls gegen die Arbeitslosen ausgelegt. Dabei wäre diese Praxis, nach einer gewissen Zeit zu kündigen, auch unabhängig von den sinkenden Arbeitsmarktchancen<sup>43</sup>, die in Österreich stark an stabilen Beschäftigungsverhältnissen gemessen werden, ziemlich unklug. Denn kündigt ein Arbeitnehmer von selbst, so erhält er am Arbeitsamt eine einmonatige Bezugssperre des Arbeitslosengeldes.

Die Schuld an der Arbeitslosigkeit wird also meist dem Individuum zugeschrieben. Kirchler meint dazu, es seien vor allem "Personen mit geringer Schulbildung und konservativen Werthaltungen der Meinung, die Arbeitslosigkeit sei internal verursacht, also von den Betroffenen verschuldet".<sup>44</sup> Dieser Einschränkung kann hier keineswegs zugestimmt werden, denn der Aspekt der individuellen Schuld an der Arbeitslosigkeit zieht sich quer durch alle Bildungsschichten. Personen mit geringerer Schulbildung artikulieren ihre Einstellungen allenfalls direkter, während Leute mit höherer Bildung ihre Vorurteile hinter einem Deckmantel der Liberalität zu verbergen suchen, was sich auf zweierlei Arten sehr leicht bewerkstelligen läßt. Zum einen ortet man höchstens einen geringen Prozentsatz von Leuten, auf die die Attribute des die Freizeit genießenden Arbeitslosen zutreffen; zum anderen entwirft man das Bild eines rationalen Akteurs, der sich alles genau durchgerechnet hat und

so zu dem Schluß kommt, auf diese Art und Weise am besten zu fahren. Dies lautet auf die Frage nach Arbeitsunwilligen aus dem Mund eines Lehrers folgendermaßen: *Ja, ich glaube schon, ich kenne einige. Ich meine arbeitsunwillig nicht, also welche, die sich schon beinhardt ausrechnen, was verdient er als Arbeiter und was kriegt er Arbeitslosenunterstützung und das ist eine Kosten/Nutzenrechnung, stellt der auf.*<sup>45</sup> Mit diesen Einschränkungen können dann – entweder moralisierend im ersten Modell der Wenigen oder weniger moralisierend im zweiten Modell der Rationalisten – alle jene Vorurteile wiedergegeben werden, die der Volksmund in solchen Fällen parat hält. Orrin Klapp hat in seinem Buch "Heroes, Villains and Fools" unter anderem auch den sozialen Typ des "Parasiten" beschrieben, wie er von der amerikanischen Gesellschaft wahrgenommen und in ihrer Umgangssprache dargestellt wird. Er bezog sich nicht lediglich auf Arbeitslose, obwohl ein von ihm zitiertes Werk genau in unsere Palette von Aussagen paßt. Es trägt den bezeichnenden Titel "The Man on your Back. A Preface to the Art of Living without Producing in Modern Society". Klapp sammelte die verschiedensten Ausdrücke für Sozialschmarotzer, who "sap social organisation by exploiting an advantage or by going along for a free (often a first-class) ride". Dazu zählen chiseler, freeloader, sponger, moocher, scrounger, bloodsucker u.v.a.m.<sup>46</sup> Eine derartige Zusammenstellung könnte auch für unsere Umgangssprache erkenntnisreich sein, da es oft sehr pointierte Umschreibungen für gewisse soziale Phänomene gibt. So erinnere ich mich an einen Feldaufenthalt mit Christian Fleck in der Südsteiermark, wo ein Mann erzählte, er sei bei den steirischen Hammerwerken in Deutschlandsberg bei der Stempelmaschine angestellt, wobei es einige Zeit dauerte, bis wir begriffen, daß er arbeitslos war.

Die Einschätzung, Arbeitslose wären arbeitsunwillig, kann natürlich oft widerlegt werden; spätestens dann, wenn der betreffende Arbeitslose wieder einer Beschäftigung nachgeht. Dies fällt aber nicht in dem Maße auf wie sein Zuhausesein und führt überdies zu keiner Korrektur der Einschätzung. Es wirkt höchstens bestärkend, wenn abermals Arbeitslosigkeit eintritt. Wie falsch diese generellen Einschätzungen von vermeintlich Arbeitsunwilligen sein können, zeigt eine Studie von Frank Field. Eine Erhebung unter britischen Arbeitslosen ergab, daß 30% der ca. 16.600 Befragten als "somewhat unenthusiastic in their attitude to work" eingeschätzt wurden. Von diesen Personen hatten aber viele innerhalb der nächsten sechs Monate wieder Arbeit gefunden, obwohl sie in Regionen mit schlechten Arbeitsmarktaussichten wohnten. Daher kommt Field zu dem Schluß:

"Information from official surveys does not, therefore, support the argument of those, who claim that recent years have witnessed a change in the attitude of work of a significant number of claimants and that this has inevitably led to a rise in the level of registered unemployed."<sup>47</sup>



Allerdings besteht zu Zeiten einer Rezession und in Regionen mit schlechten Arbeitsmarktchancen die Möglichkeit, daß Arbeitslose resignieren und mit der Zeit die Intensität der Arbeitssuche wegen ihrer Vergeblichkeit nachläßt. Dies wird bereits in der klassischen Marienthalstudie beschrieben<sup>48</sup>, kommt aber gleichfalls in neueren Arbeiten zum Ausdruck.<sup>49</sup>

Vor der Umdeutung des generellen Phänomens der Arbeitslosigkeit, von der manche Risikogruppen besonders betroffen sind, bleiben auch Langzeitarbeitslose nicht verschont. So sind für den Konditoreibesitzer Kraftmann Dauerarbeitslose nicht etwa jene, die aufgrund diverser Merkmale und großteils unverschuldet am Arbeitsmarkt geringe Chancen haben, sondern sie stellen nach seiner Diktion *Dauerarbeitsunwillige* dar, deretwegen ab einer gewissen Bezugsdauer das Arbeitslosengeld gesenkt werden sollte.<sup>50</sup>

Ein letztes Beispiel für diesen ersten Hauptstrang von Vorurteilen, der sich mit dem angenehmen Leben von Arbeitslosen beschäftigt, soll hier noch angeführt werden, weil es in besonderer Weise aufzeigt, wie mit Erzählungen über Arbeitslose in verschiedenen Kontexten umgegangen wird. Es geht um den Fall eines Arbeitslosen, der in einer der beiden von uns untersuchten Siedlungen lebt, aber leider nicht interviewt werden konnte. Wir können seinen Fall jedoch aus der Sichtweise von Nachbarn einerseits und seiner Mutter andererseits charakterisieren. Zunächst soll die ausführliche Schilderung einer Nachbarin vorgestellt werden, die auf die Frage, ob sie einen Arbeitslosen kenne, folgendes erzählte:

*Ja, ich kenne schon einen Arbeitslosen. Und zwar hat das angefangen schon in der Lehrzeit. Der hat gelernt, ist dann rausgeschmissen worden. Und ist jetzt 22 Jahre, hat weder einen Beruf, arbeitet nichts, gar nichts. Versucht immer wieder irgendwo beim Arbeitsamt Geld zu kriegen oder von irgendwoher. Er kriegt keines, weil er ja keinen Nachweis hat, überhaupt keinen Nachweis. Er lebt zur Zeit von den Eltern. Wenn man aber sagt zu ihm: Du, du kannst Geld verdienen. Erklärt ihm das, wie er das machen könnte. Ja, hellauf begeistert. Dann sieht er, daß er ein bißchen was tun muß oder daß er, gar nicht einmal manuell arbeiten, braucht nur ein bißchen mit Hirn arbeiten. Geld schon, aber arbeiten überhaupt nicht. Der will nicht. Der will eindeutig nicht. Ich persönlich habe vor einiger Zeit geholfen, daß er ein bißchen was verdienen kann, aber ich glaube zu 80% nein. Warum nein? Die Eltern haben zwei Wohnungen. Die Wohnung der Schwiegermutter, die gestorben ist, und die Wohnung da, die gehört heute schon ihm. Er kriegt jeden Tag seine 50 oder 100 Schillinge. Mit dem geht er tagtäglich ins Lokal. Kommt aber von fünfmal viermal betrunken nach Hause. Das greift dann weiter, der zahlt was, der zahlt was. Auf das hin kommt der gar nie auf den Gedanken, warum soll ich schöpfen gehen, mir geht ja so auch nichts ab.<sup>51</sup>*

Auch einer weiteren Nachbarin ist dieser Mann ein Begriff, und sie kommt von sich aus auf ihn zu sprechen:

*...daß der junge Mann 24 Jahre alt ist. Eineinhalb Jahre gelernt hat als Koch, dann aufgehört hat aus welchen Gründen auch immer, das will ich jetzt nicht nennen. Dann in der Zwischenzeit einmal ein Monat gearbeitet hat in einem Gasthaus, angelernt als Koch. Hätte selbständig arbeiten können, nach einem Monat hat er gesagt: Ich bin ja nicht blöd, für das Geld gehe ich nicht arbeiten. Weil ja eben die Dienstzeit im Gastgewerbe wirklich sehr ungünstig ist, aber das hat er sich ja von Haus aus ausgesucht, das hat er ja gewußt vorher schon. Und seither liegt er der Mutter auf der Tasche. Das ist jetzt sieben Jahre mindestens her.<sup>52</sup>*

Eine dritte Nachbarin und deren Sohn schließlich schildern den Fall dieses jungen Mannes als Beispiel für jemanden, der nicht arbeiten will und sich von zuhause aushalten läßt.<sup>53</sup> Ganz anders hört sich dagegen die Schilderung der Mutter an, wenn sie von den Unbilden des Schicksals ihres Sohnes erzählt. Sie beginnt mit einem kurzen Plädoyer dafür, daß jeder eine Umschulungsmöglichkeit erhalten soll, der seinen Beruf nicht mehr ausüben will:

*Z.B. er lernt jetzt Koch oder was, und er will jetzt aber etwas anderes anfangen, dann sollen sie ihn was anderes anfangen lassen. So wie unser Bub, der ist lange nicht arbeiten gegangen inzwischen, der war lang daheim. Erstens haben wir die Schwiegermutter zum Schauen gehabt, die war zuerst im LSKH, und ich habe die Kinder gehabt.<sup>54</sup> Da haben wir uns das geteilt. Einmal hat der Bub geschaut, einmal ich. Dann wollte er etwas anderes anfangen, eine Umschulung machen, und da haben sie ihm zur Antwort gegeben, er muß zuerst ein halbes Jahr arbeiten. Das finde ich auch irgendwie-, weil ich sage mir so, wenn er jetzt länger nicht arbeitet. Er hat kein Arbeitslosengeld und nichts bezogen, bis heute nicht. Was er gehabt hat, das hat er eh von uns gekriegt, weil er ist gar nicht raufgegangen ins Arbeitsamt und hat sich immer selbst seine Arbeit gesucht. Und den Lehrplatz haben wir selbst gesucht damals. Er ist damals dann einmal raufgegangen mit der Nachbarin. Die sollen ihn doch umschulen lassen. [Ihr Sohn hat gelernt, hat er den Beruf ausgeübt auch?]<sup>55</sup> Ja freilich war er auch, als Koch war er im Gasthaus. Aber er hat dann aufgegeben, weil er hat ein Kind und sein Mädchen, das er gehabt hat, die ist immer herumgeflogen, wenn er hat arbeiten müssen. Dann hat ihn der Beruf auch nicht mehr interessiert, obwohl er mit Leidenschaft Koch ist. Aber nur wegen der Nacharbeit und Samstag, Sonntag will er nicht. Samstag, Sonntag haben wir meist die Kleinen da, da möchte er dann auch daheim sein bei der Kleinen. [Wenn er länger gearbeitet hat, dann hätte er ja Anspruch auf Arbeitslosengeld gehabt?] Ja schon, aber er hat nie angesucht darum. Er hat gesagt, er braucht von denen nichts. Damals haben wir ihn gebraucht zuhause, hat er nicht gehen können. [Und jetzt sucht er wieder? Will er wieder als Koch gehen?] Ja, er bekäme eine Stelle als Koch, aber nur wenn er am Tag arbeitet, macht es ihm nichts. Aber er ginge lieber woanders hin arbeiten und dort kriegt er nichts. Weil, wenn er sich wohin vorstellen geht in eine Firma, dann heißt es: "Wie wollen Sie das machen, Sie sind ja ein Koch?" Aber was habe ich gekonnt? Ich war auch zuerst im Büro in Thondorf unten während des Krieges, weil auch nichts war. Habe als Laufmädchen angefangen und habe mir alles selbst angeeignet, das Maschinschreiben und alles. Bis zum Schluß, bis ich in die Betriebswirtschaft gekommen bin. Und dann habe ich die ganze Poststelle übernommen. Wer hat mir das gelernt? Nirgends habe ich das gelernt. Und der Bub ist auch so, der ist genauso.*

*Sie können ihn überall hinstellen, er wird die Arbeit machen können. Er kann sich reinfühlen in jede Arbeit. Und das ist ihm ja verwehrt, wenn er hingeht und der sagt: "Was wollen Sie machen?" Erstens weil er schlank ist, glaubt ein jeder, er hat keine Kraft. Und dann als Koch: "Was wollen Sie so eine Arbeit machen?" Und dann ist es ja so, wenn dann einmal abgesagt wird, dann ist es bei ihm eh schon aus, dann geht er nicht mehr fragen.<sup>56</sup>*

Diesem Beispiel gebe ich hier deswegen so breiten Raum, weil es demonstriert, wie Wahrnehmungen und Einschätzungen von anderen Personen vor sich gehen können. Dabei spielt ihm konkreten Fall gar keine Rolle, wie man als neutraler Beobachter die Situation des jungen Mannes beurteilt, sondern man kann ganz unterschiedliche Reaktionsmuster ablesen.

Auf der einen Seite haben die Nachbarn eine ganz spezifische Wahrnehmung, kennen einige Details wie die Kochlehre oder den Nichtbezug von Arbeitslosenunterstützung und legen diese Erfahrungen in ihrem Sinne aus. Die einzelnen Teile werden in ein bereits vorhandenes Raster an Meinungen und Einstellungen eingefügt, und daraus kann sich aufgrund der vorliegenden Fakten für sie nur das Bild eines nicht unbedingt Arbeitswilligen ergeben. Im Gegensatz dazu nimmt sich die Mutter viel mehr Zeit, um die Situation ihres Sohnes in allen möglichen Facetten zu verdeutlichen. Sie kommt auch im Laufe des Interviews immer wieder darauf zurück und erzählt weitere Details seiner Biographie. Sie ist sich, das geht aus ihrer Schilderung deutlich hervor, völlig im klaren darüber, wie die Außenwelt ihren Sohn betrachtet und bringt daher bereits alle Argumente, die für ihn sprechen könnten. Man kann daraus ablesen, daß Erzählungen über Arbeitslose sehr stark von der Betroffenheit der Erzählenden abhängen. Gibt es einen engeren persönlichen Bezug zum Betroffenen, dann werden verschiedene Möglichkeiten miteinbezogen, um Erklärungen für die Arbeitslosigkeit zu finden, die nichts mit Arbeitsunwilligkeit zu tun haben.

Aber trotz der Tatsache, daß die Mutter unseres Beinahekochs ihren Sohn mit viel verständnisvolleren Augen betrachtet, als das soziale Umfeld dies tut, gelten die Entschuldigungen und Erklärungen, die sie für ihn findet, nur für diesen spezifischen Fall persönlicher Involviertheit. Die anderen Arbeitslosen beurteilt sie mit einer nahezu unverständlichen Strenge. Sie hat zwar nichts dagegen, *wenn einer nicht arbeiten geht und sagen wir von den Eltern oder wem unterstützt wird*, aber jene, die Unterstützungen kassieren, die ihrem Sohn vorenthalten bleiben, sind die wahrhaft Verwerflichen. Daher weiß sie auch genau, was man gegen Arbeitslosigkeit unternehmen könnte:

*Wissen Sie, was sie tun könnten? Es gibt so viele Arbeiten, in Spitälern und überall. Die Burschen, die Buben da, die brauchen gar nicht sagen, daß sie—, aber weil sie ja ein jeder eine schöne Arbeitslose kriegen und Unterstützung vom Sozialamt. Ich habe damals, wie*

*er den Unfall gehabt hat, selbst die Rechnung bezahlen müssen im Krankenhaus. Die haben ihm das drinnen nicht gezahlt, trotzdem daß er nicht arbeitet. Und andere, die nur herumsandeln und nichts tun, die, und einbrechen und lauter so Sachen machen, die kriegen von denen Unterstützung. Wenn es nach mir ginge, ich sage es ihnen ehrlich, bei mir müßten die Buben, die was da nur raufen und stehlen, die was Menschen zusammenschlagen, das ist wieder ein anderes Kapitel; die müßten, auch die Mädchen, auch so herkommen wie früher einmal. Ich bin kein Nazi, daß Sie glauben, aber der Arbeitsdienst gehört her. Die sollten inzwischen dort in den Spitälern arbeiten, die sollen irgendwo im Altersheim arbeiten, damit sie einmal das Elend sehen und dann wird ein jeder gern arbeiten gehen, bevor er stempeln geht, das sage ich Ihnen. Das gehörte her, daß die Jungen arbeiten müssen, wir haben arbeiten müssen, wie wir jung waren.<sup>57</sup>*

Es gehört schon ein hohes Maß an Verdrängungsmechanismen dazu, um zu erkennen, daß der eigene Sohn wahrscheinlich ein Paradekandidat für einen solchen erzwungenen Arbeitseinsatz wäre. Aber genau so funktionieren diese Mechanismen, Frustration und Aggression werden auf andere Gruppen abgeschoben<sup>58</sup>; in diesem Fall sind es jene, die sich durch Erfüllung der gesetzlichen Bestimmungen ein Anrecht auf den Bezug von Unterstützungszahlungen geschaffen haben. Da dies für eine negative Charakterisierung noch zu wenig ausreicht, werden sie zusätzlich mit kriminellen Handlungen in Verbindung gebracht. Es handelt sich um ein in diesen Geschichten oft auftauchendes Phänomen, negative Zuschreibungen werden quasi gebündelt – ein Arbeitsunwilliger ist beispielsweise nicht nur unwillig, sondern begeht überdies noch irgendwelche Delikte. Eine ebenfalls häufig auftauchende Komponente, die bei den Interviews gar nicht intendiert war, ist der moralische Verfall der Jugend, dem wir uns an anderer Stelle noch ausführlicher widmen wollen.

## Arbeitslose und Pfuscher

Das zweite häufig vertretene Stereotyp betrifft die Frage der Schwarzarbeit, auch "Pfuscher" genannt. Viele unserer Befragten sind der Meinung, daß Arbeitslose ihr Einkommen durch Pfuschen aufbessern und dabei mit weniger Arbeit ein höheres Gehalt erreichen als sie selbst. So erzählte ein 43jähriger Werkzeugausgeber:

*Ich habe Bekannte, ich will keine Namen nennen, die kriegen Notstandshilfe und tun nebenbei pfuschen. Die haben viel mehr als ich. Ich kenne welche von den Kneipen, wo ich immer verkehre. Das sind volle Fachkräfte auf verschiedenen Gebieten, vom Bodenlegen angefangen bis zum Autoreparieren, alles. Das spricht sich herum, du brauchst nur zu dem gehen, der macht dir dein Auto. Nicht nur Auto, Wohnungseinrichtungen, Bodenschleifen. Um ein Drittel davon, was ein Meisterbetrieb das machen täte. Das ist eine*

*Tragödie, das gehört unterbunden in meinen Augen. Da gehen die Arbeitsplätze verloren, ist eh klar. Das hören Sie bestimmt nicht das erste Mal. Unsereiner, wir sind grundehrliche Menschen, du suchst einen Meisterbetrieb, zahlst das Drei- oder Vierfache. Dann heißt es: Hättest Du früher was gesagt. Statt 4.000 oder 5.000 Schilling hättest Du nur 2.500 gezahlt. Es gibt solche Leute. Das ist bei mir schwieriger, wenn man verheiratet ist und beide arbeiten. Da kriegst du sechs Monate die Arbeitslose und dann ist es aus. Der ist ledig, der kriegt nach sechs Monaten Notstandshilfe und lebt gut. Da gibt es genug solche, ich kenne genug solche, aber ich will keine Namen nennen.*<sup>58</sup>

Solche Erzählungen wurden uns wiederholt geboten, auch ohne einen Stimulus in diese Richtung zu geben. 19 unserer 47 Interviews mit "nichtarbeitsloser" Bevölkerung enthalten Geschichten über die Schwarzarbeit, wovon sich allerdings vier dieser Geschichten auf das Pfsuchen im allgemeinen beziehen und nicht auf die illegale Schwarzarbeit von Arbeitslosen. Von den 16 Unternehmern erwähnen ebenfalls sechs das Phänomen der Schwarzarbeit, wobei sich zwei dieser Geschichten auf Schwarzarbeit von erwerbstätigen Personen beziehen. Im Prinzip schließen die Äußerungen bezüglich des Pfsuches an die Erzählungen vom angenehmen Leben der Arbeitslosen an. Ich möchte hier einige dieser Geschichten wiedergeben, weil sie den stereotypen Charakter der Aussagen verdeutlichen:

*Ja, die gehen schwarzarbeiten, weil da teilen sie es sich ein: heute mag ich, da habe ich dann ein Geld, und da fahre ich dann fort ein paar Tage.*<sup>60</sup>

*Es ist für ihn wohl günstiger, die Arbeitslose zu beziehen, braucht keine, kein Geld, um zur Arbeit zu fahren und kann vielleicht privat arbeiten und hat weiter seinen Versicherungsschutz und alles andere.*<sup>61</sup>

*Ein Maurer z.B. ist heute auch, wenn er pfsuchen geht dreimal in der Woche und sein Arbeitslosengeld, hat er auch so viel, wie wenn er richtig arbeiten geht.*<sup>62</sup>

*Kriegt er 7.000 oder 8.000 Schilling, ich weiß nicht, wieviel sie kriegen, und nebenher schwarzarbeiten. Ja, man hört fallweise etwas: Interessiert mich nicht die ganze Hahn, ich schau, daß ich daheim bleib' und mache nebenher ein paar Arbeiten.*

*Und der hat dann mehr, der kriegt die Arbeitslose und geht dann pfsuchen.*<sup>63</sup>

*Man braucht ja gleich schauen. Ja, ich lebe mit der Arbeitslosen auch gut, ein bißchen nebenbei pfsuchen, das ist der Fehler. Tun sie pfsuchen und so verdienen sie mehr, als wenn sie direkt arbeiten täten.*<sup>64</sup>

*Das sind Leute, die lassen sich nichts abgehen. Weil der sagt: "Was werde ich arbeiten gehen, ich gehe dreimal im Monat pfsuchen, dann habe ich das mit meiner Arbeitslosen;*

*und das, was ich dreimal im Monat pfuschen gehe, habe ich mehr verdient und gehe nur dreimal im Monat arbeiten." Gibt es genug solche.<sup>65</sup>*

Diese hier herausgegriffenen Geschichten gleichen sich zunächst insofern, als von keinen konkreten Erlebnissen berichtet wird. Es handelt sich um ein allgemeines Wissen über Schwarzarbeit. Da negative Charakteristika oft gebündelt werden, ist es naheliegend, den Arbeitslosen Schwarzarbeit vorzuwerfen. Interessanterweise impliziert dies aber zumindest eine gewisse Arbeitswilligkeit und Aktivität, die an anderen Stellen den Arbeitslosen abgesprochen wird. In einigen Berichten wird im übrigen offen zugegeben, die Geschichten nur aus Erzählungen zu kennen und nicht aus persönlicher Erfahrung:

*Aber gehört habe ich auch schon. Wieder durch andere, hat einer gesagt: "Bin ich deppert, ich werde arbeiten gehen, ich kriege so und so viel und tue ein bißchen nebenbei pfuschen" oder so irgendwas. Das gibt es schon. Das habe ich gehört. Ich persönlich kenne niemanden. Aber gehört habe ich schon öfter.<sup>66</sup>*

*Persönlich kenne ich nicht, aber man hört immer wieder davon.<sup>67</sup>* Dabei ist es nicht etwa so, daß die Befragten die persönliche Erfahrung leugnen wollen, weil es sich um nähere Bekannte und Verwandte handelt. Eher wird manchen Geschichten ein Hauch von Authentizität verliehen, indem davon gesprochen wird, man kenne jemanden, der dies und jenes gemacht habe, obwohl die genaueren Details dann ziemlich vage ausfallen. Eine englische Studie berichtet, daß Nachbarn und Verwandte durchaus auskunftswillig sind, wenn es um vermeintlichen Mißbrauch von Arbeitslosengeldern geht. Der englische Journalist John Akass hatte in der Tageszeitung "The Sun" dazu aufgerufen, ihm solche Fälle zu melden. Den überwältigenden "Erfolg", den er mit diesem Aufruf hatte, zitiert Alain Deacon: "There was an astonishing number of people to denounce their friends and in-laws as scroungers, which seems to show that slander – like murder – is mostly a family crime."<sup>68</sup> Auch Arbeitslose ihrerseits stimmen in diesen Chor des common sense ein, selbst wenn ihr Wissen ebensowenig auf eigenen Erfahrungen beruht wie bei vielen anderen Befragten. So meinte Herr Maier: ... *es gibt ja viele Leute, die sind arbeitslos und haben nebenbei eine Beschäftigung halt.<sup>69</sup>* Frau Winkler, die während der eigenen Arbeitslosigkeit noch überhaupt keine Gelegenheit hatte, durch Pfuschen zu Geld zu gelangen, sondern in Notfällen von Transferleistungen ihrer Mutter abhängig ist, sieht diese Möglichkeit bei anderen Arbeitslosen sehr wohl: *Und ein bißl schwarz dazuverdienen, ..., leben besser dann, als wenn sie arbeiten gehen würden.<sup>70</sup>*

Prinzipiell handelt es sich dabei um jene Art von Einschätzungen der Arbeitslosen, wie wir sie bereits bei verschiedenen Ökonomen kennengelernt haben.<sup>71</sup> In Anton

Burghardts "Kompendium der Sozialpolitik" rangiert dieses Phänomen unter vorgetäuschter und verschuldeter Arbeitslosigkeit, wenn einer Schwarzarbeit nachgegangen wird.<sup>72</sup> Der Arbeitslose wird als homo oeconomicus dargestellt, der genau ausrechnet, wie er finanziell am besten aussteigt. Aber neben allen immateriellen Komponenten, die hier ausgeklammert bleiben, wird dem vorgeblich wirtschaftlich denkenden Individuum unterstellt, jene ökonomische Langzeitperspektive auszublenken, die ihn, wenn ihn schon nicht die Illegalität einer professionell auf Schwarzarbeit aufgebauten Existenz abschreckt, zumindest an seine zukünftige Pension denken lassen müßte. Daß Menschen ihre Entscheidungen überhaupt nach solchen rechnerischen Kalkülen treffen, sollte generell bezweifelt werden.

Abgesehen von den vagen Beschreibungen, die unsere Informanten zu berichten wußten und die zuvor dargelegt wurden, gibt es auch einige exaktere Darstellungen von Arbeitslosen, die einer Schwarzarbeit nachgehen. Aber selbst in diesen Erzählungen ist nicht immer klar, ob Authentizität vorgetäuscht wird oder nicht. Manchmal erhält man den Eindruck, als würde aus mehreren Personen ein negativer Idealtyp konstruiert, manchmal wird aus einer Standardgeschichte eine persönliche Erfahrung gezimmert. Herr Kaiser vom gleichnamigen Gasthof findet aufgrund seines in vielerlei Hinsicht unattraktiven Stellenangebotes keine Arbeitskraft und meint daher: *Oft sagt eine: "Ich bin nicht deppert, daß ich arbeiten gehe. Ich mache einen Pfuscher nebenbei, da arbeite ich einmal in der Woche, die ganze Woche bin ich frei."*<sup>73</sup> Ein 21-jähriger Baukaufmann schildert ein ähnliches Erlebnis:

*Sie, da werden Leute vom Arbeitsamt geschickt, da haben wir einen ganz extremen Fall gehabt, der hat gesagt: "Ja, ich fange bei euch an, arbeite aber nur solange, bis ich wieder mein Stempelgeld kriege, weil dann gehe ich wieder stempeln, weil keine Firma kann mir das bezahlen, was ich mir mit dem Stempelgeld und im Pfuscher verdienen kann. Und im Pfuscher arbeite ich 10 Tage im Monat und bei euch muß ich aber 20 oder 25 Tage arbeiten. Und dort gehe ich, wann ich will." Das ist nicht nur einer. So extrem war es bei einem, aber umschreiben tun das alle. Wenn 30 Leute kommen, sagen Ihnen das 15, sicher."*<sup>74</sup>

Eine 40-jährige Beamtin kennt solche Fälle ebenfalls:

*Ich kenne gelernte Maler und Anstreicher, die sagen: "Ich arbeite ein halbes Jahr, gerade so viel, daß ich dann wieder das Recht habe, Arbeitslose zu beziehen". Und in der Zeit, wo sie zuhause sind, pfuschen. Die sagen: "Ich kriege so bei 7.000 Schilling Arbeitslose, mache jede Woche an einem oder zwei Tagen einen eleganten Pfuscher, ich bin ja nicht verrückt, daß ich arbeiten gehe." Weil der kommt im Monat dann in etwa auf 20.000 Schilling."*<sup>75</sup>

Einen ganz speziellen Fall von Schwarzarbeit, falls man es überhaupt so nennen kann, schildert eine 63-jährige Frau: *Was wollen Sie, da gehen welche am Strich*

*in unserem Haus und kriegen Arbeitslose auch.*<sup>76</sup> Bei der angesprochenen Frau dürfte es sich tatsächlich um eine Prostituierte handeln. Ich hatte ein Interview mit ihr durchgeführt, und sowohl Habitus als auch der Besuch, der in der Wohnung weilte, ließen in mir diese Vermutung aufkommen, schon bevor ich die genannte Information erhielt. Allerdings stellte sich diese Frau nicht für ein längeres Arbeitsloseninterview zur Verfügung. Mich wunderte übrigens, daß ihr die Beamten des Arbeitsamtes keine Schwierigkeiten machten. Immerhin hatte die Frau nach eigener Aussage lediglich mit 18 Jahren für sechs Monate in einem Büro gearbeitet und ist seither arbeitslos.<sup>77</sup> Dies ist mittlerweile ca. 12 Jahre her. Aus Erzählungen von Beamten der Arbeitsmarktverwaltung ist an und für sich bekannt, daß sie Personen, die sie dem Umfeld von Kriminalität oder Prostitution zuordnen – z.B. Zuhälter –, so häufig morgens zu einem Termin bestellen, daß diese sich freiwillig vom Bezug des Arbeitslosengeldes oder der Notstandshilfe abmelden.

Ein anderes Beispiel für Schwarzarbeit schildert ein 36-jähriger Versicherungsangestellter. Er habe einen Bekannten, der Holzarbeiten tätigt, weil dabei viel Geld zu verdienen sei. Dieser Bekannte habe dies immer am Wochenende oder unter der Woche abends getan. Seit er jedoch arbeitslos geworden sei, könne er diese Tätigkeit auch unter der Woche tagsüber ausüben.<sup>78</sup> Das wird durch eine Behauptung von Linde Pelzmann untermauert, wonach jene, die bereits neben einer regulären Beschäftigung in der Schattenwirtschaft engagiert sind, in der Arbeitslosigkeit diese Tätigkeit ausdehnen können. Jene, die schon zuvor nicht schwarz arbeiteten, blieben mit hoher Wahrscheinlichkeit auch während der Arbeitslosigkeit in beiden Arbeitsmärkten arbeitslos.<sup>79</sup>

Schwarzarbeit ist sicherlich ein weit verbreitetes Phänomen, und es ist anzunehmen, daß auch Arbeitslose daran teilhaben. Wie groß die Zahl der schwarzarbeitenden Arbeitslosen jedoch tatsächlich ist, kann nur schwer abgeschätzt werden, wahrscheinlich wird sie überschätzt. Es gibt mehrere Indikatoren, die gegen die Vermutung sprechen, Arbeitslose könnten dies ohne weiteres tun. Zunächst sei darauf hingewiesen, daß Arbeitslose bis zu einer gewissen Grenze legal Geld dazuverdienen können. Diese Grenze liegt momentan bei 3.102,- öS im Monat. Jene Arbeitslosen, die ein solch geringfügiges Nebeneinkommen lukrieren, können von ihrer sozialen Umgebung jedoch schon als Pfuscher wahrgenommen werden, wenn man sie bei der Arbeit beobachtet.

Weiters ist bekannt, daß Pfusch hauptsächlich über Privatkontakte und bevorzugt am Arbeitsplatz vermittelt wird. Eine Ausnahme bildet die Schwarzarbeit billiger ausländischer Arbeitskräfte, die dabei vollkommen ausgenutzt werden. Da nun die Arbeitslosen eine Einschränkung ihrer sozialen Kontakte hinnehmen müssen, ver-



ringert sich ebenfalls der Spielraum, Schwarzarbeit vermittelt zu erhalten. Dieser Aspekt bleibt in der üblichen Betrachtung des Phänomens völlig ausgespart. Der englische Sozialwissenschaftler R.E. Pahl hat sich in einer ausgezeichneten Studie unter anderem mit diesem Phänomen beschäftigt und kommt aufgrund mehrerer empirischer Arbeiten zu folgendem Schluß: "Substantial evidence in the early 1980s suggests that unemployed people are too poor to work informally: they cannot afford to go to pubs in order to make essential contacts, and they cannot afford the tools and the equipment to do such jobs as decorating or car repairs."<sup>80</sup> Noch dazu wären die meisten Arbeitslosen ungelernte Arbeiter, für die lediglich so unattraktive und schlechte Jobs in der Schattenwirtschaft bereitstünden, daß sich "systematic fraud" gar nicht lohnte.<sup>81</sup> Auch die Doyenne der "österreichischen" Sozialwissenschaften Marie Jahoda nennt einige Gründe, die das Phänomen relativieren können:

"Leider gibt es noch keine wirklich überzeugenden Zahlen, um zu sagen, wie sehr die Arbeitslosen am Pfuschen teilnehmen. Einige tun es sicher. Aber die meisten Pfuscher sind berufstätig. Ich glaube, das hängt mit zwei Umständen zusammen: Erstens sind die meisten Arbeitslosen ungelernte Arbeiter und Jugendliche, die einfach nicht das Geld haben, um die notwendigen Maschinen und die notwendigen Transportmittel beizustellen, die sie für die Pfuscharbeit benötigen würden – und viele von ihnen haben auch nicht die Geschicklichkeit. Zweitens aber sind besonders die, die lange arbeitslos sind, das heißt sechs Monate oder länger, durch das Erlebnis der Arbeitslosigkeit in ihrer Initiative zutiefst beeinträchtigt. Wie ich früher gesagt habe: Die Resignation, das Gefühl, nichts hat einen Sinn, niemand braucht mich, ich bin überflüssig auf der Welt, ist zermürend und nicht anregend für die Initiative, die für den Pfuscher unerlässlich ist."<sup>82</sup>

In einem Buch von Ernst Hofbauer und Wolfgang Schüssel wird versucht, die österreichische Schattenwirtschaft zu beleuchten. Auch sie bestätigen, daß Schwarzarbeit unter Berufstätigen weit verbreitet ist und in der Freizeit ausgeübt wird. Ihren Ausführungen liegen Annahmen des Wirtschaftsliberalismus zugrunde, weshalb sie in den hohen Sozialleistungen und den staatlichen Einschränkungen der Wirtschaft die Ursache für eine sinkende Arbeitsmoral sehen. Zur Schwarzarbeit von Berufstätigen schreiben sie unter anderem: "Die Flucht in den 'blauen' Freitag ist für viele auch die Flucht vor den Grenzsteuersätzen in die Schwarzarbeit."<sup>83</sup> Sie bleiben allerdings die Erklärung schuldig, warum Leute mit niedriger Arbeitsmoral Wochenenden und Freizeit opfern, um einer Beschäftigung nachzugehen.

Doch kann es für Arbeitslose auch abgesehen von den finanziellen Anreizen – Frank Field nennt in diesem Zusammenhang soziale Gründe, da es Arbeitslosen darum ginge, Geld für gewisse Bedürfnisse zu bekommen, für die das Arbeitslosengeld nicht reicht<sup>84</sup> – durchaus sinnvoll sein zu pfuschen. Zum einen üben sie

eine Tätigkeit aus, womit die drohende Resignation wegen der Untätigkeit bekämpft werden kann. Zum anderen haben wir schon im Kapitel über den Arbeitsmarkt gehört, daß sich dadurch die Wiederbeschäftigungschancen von Arbeitslosen erhöhen können. Wie Linde Pelzmann anmerkt, bezweifeln potentielle Arbeitgeber die Arbeitswilligkeit und Tüchtigkeit von Arbeitslosen und befürchten einen Qualifikationsverlust durch die lange Untätigkeit. Sie bringt ein Beispiel, wo sich diese Einstellung nur änderte, wenn ein Arbeitsloser glaubhaft machen konnte, er hätte schwarz gearbeitet.<sup>85</sup> Trotzdem dürften eher Berufstätige in diesem Sektor tätig sein als Arbeitslose.

Auch in unseren Interviews finden wir jene Belege, die auf eine häufigere Schwarzarbeit von Berufstätigen hinweisen. Während es sich bei den Aussagen zu pfuschenden Arbeitslosen oft um Standardgeschichten handelt, klingen andere Erzählungen über die Schwarzarbeit plausibler. Der 21jährige Baukaufmann, der in Kärnten arbeitet, hat uns die Geschichte von jenem Arbeitslosen erzählt, der lieber stempelt und pfuscht, weil er dabei nur 10 Tage im Monat arbeiten muß. An einer anderen Stelle berichtet er dann ausführlich von der Schwarzarbeit der Bauarbeiter am Wochenende: *Das heißt, Sie können bei uns auf die Baustelle gehen und können jeden Arbeiter fragen und es wird ein jeder sagen, daß er pfuscht nebenbei.*<sup>86</sup> Dies beobachtete auch der Baumeister Kaltenbrunner, der sich darüber beklagt, daß seine Mitarbeiter keine Überstunden machen. Stattdessen gingen sie pfuschen, weil sie dort das Geld steuerfrei auf die Hand bekämen. *Der sagt: 'Sie, wenn ich bei Ihnen jetzt eine Überstunde arbeite, da habe ich bei Ihnen 90 Schilling, davon wird mir wegversteuert; wenn ich pfuschen geh', krieg' ich 130 Schilling und das bleibt mir.'*<sup>87</sup> Herr Moorhammer von der Herrenbekleidungsfabrik Kuntner berichtet von Leuten, die als ausgebildete Facharbeiter in öffentlichen Institutionen beschäftigt sind und *die in ihrer Freizeit ihrer Fachwerkstätigkeit nach wie vor nachkommen.*<sup>88</sup>

Das Problem der Schwarzarbeit ist vielschichtig und daher auch Vorsicht bei ihrer Interpretation angesagt. Sicherlich gehen viele nach ihrer offiziellen Beschäftigung noch diversen Tätigkeiten nach, und oftmals mag es sich de jure um Schwarzarbeit handeln. Aber wer hat von diesem informellen Sektor noch nicht profitiert, wenn ein Verwandter oder Bekannter kommt, um in der Wohnung etwas zu reparieren, ein Zimmer zu tapezieren, auszumalen o.ä., wofür ihm dann etwas zugesteckt wird. Viele Menschen in ländlichen Regionen könnten sich wohl kaum den Bau eines eigenen Hauses leisten, wenn sie dabei nur auf die Tätigkeit von Professionisten zurückgreifen und auf Nachbarschaftshilfe und Schwarzarbeit verzichten müßten. Dabei handelt es sich um ein spezifisches ökonomisches Modell, wie es Giovanni Levi schon für eine italienische Region in der beginnenden Neuzeit beschrieb. Dieses funktioniert in seinen "Formen von Solidarität und selektiver Zusammenar-

beit zur Organisierung des Überlebens oder der Bereicherung in der breiten Front erhaltener oder erwarteter Leistungen".<sup>89</sup> Die spezifischen Strategien der gegenseitigen Hilfe und des Zusammenlebens sind in diesem Zusammenhang von Bedeutung. Soweit sich die Praxis der Schwarzarbeit in einem solchen Rahmen hält, kann man durchaus darüber diskutieren, ob dies nun volkswirtschaftlich schädlich ist oder nicht. Immerhin kommt es dennoch zu einem Umschlag von Waren und Geld, was Steuern einbringt und die Kaufkraft erhöht. Es werden in diesem System lediglich Dienstleistungen auszuschalten versucht, die man sich in dieser Form nicht leisten könnte und die daher auch nicht in Anspruch genommen würden. Dieser informelle Sektor von Arbeit kommt vor allem auch bei nichtmarktlicher Haushaltsarbeit zum Tragen. Jene hat einen extrem hohen Anteil, dessen Stellenwert erst in letzter Zeit verstärkt erkannt wurde.<sup>90</sup>

Jedenfalls gehen nach unseren Interviews eher Beschäftigte als Arbeitslose einer Schwarzarbeit nach. Beispielsweise gestand ein 50jähriger Postbediensteter, er *habe selbst nebenbei gepfuscht einmal*, obwohl: *das darf ich ja nicht sagen*.<sup>91</sup> Ein 29jähriger Maurer erzählte, er habe wegen hoher Zahlungen – *aus welchen Gründen auch immer* – pfuschen müssen: *Da kommst du einfach nicht über die Runden, da mußt du eben schauen, oder zwei Jobs oder dauernd am Pfuschen bist*.<sup>92</sup> Zwei weitere Befragte schildern ebenfalls Personen, die schwarzarbeiten, aber weder arbeitslos sind, noch einer angemeldeten Beschäftigung nachgehen.<sup>93</sup>

Anders sieht die Angelegenheit aus, wenn von einer professionellen Schwarzarbeit ausgegangen wird. Auch dafür finden sich in unseren Interviews Beispiele, wobei interessanterweise darauf hingewiesen wird, daß diese Praxis von vielen Unternehmen selbst gehandhabt werde. Dies bestätigt wiederum unser 21jähriger Baukaufmann, der anscheinend alle Formen der Schwarzarbeit aus eigener Erfahrung kennt: *Es gibt auch viele Firmen, die beauftragen Pfuscher und zahlen schwarz aus. Ich kann Ihnen von Fensterfirmen erzählen, ohne Namen, die Fenster einbauen und den ganzen Verputz von Maurern im Pfuscher machen lassen. Also es wird viel von Firmen im Pfuscher gemacht, alles unter der Hand natürlich*.<sup>94</sup>

Von unseren Arbeitslosen bestätigt lediglich einer, schwarz zu arbeiten, was er deshalb tun müsse, weil er bei einer regulären Beschäftigung aufgrund hoher Alimentszahlungen auf das Existenzminimum gepfändet würde. Er findet aber die Aufträge für seine Tätigkeit nicht selbst, sondern das läuft ebenfalls über Firmen. Herr Metzger kann bzw. will nicht angeben, wieviel er dabei durchschnittlich dazuerdient, aber die Aussagen, die er und sein beim Interview anwesender Freund machen, überraschten mich dennoch zum damaligen Zeitpunkt:

**IP:** *Das ist schwer. Sind aber Firmen genug. Ich arbeite bei ein paar Firmen, wo ich schwarz arbeite.*

**I:** *Ah bei Firmen arbeiten Sie sogar schwarz?*

**IP:** *Ja sicher.*

**I:** *Ich hab' gedacht so privat, wenn irgendwer einen-*

**IP:** *Privat, privat kannst eh so nichts arbeiten.*

**Freund:** *Ich darf Ihnen jetzt eine Spenglerei anbieten und eine Schlosserei, die sagt, bitt' schön, komm' zu mir arbeiten eine Woche, ich habe so viele Aufträge, und nach einer Woche kannst du wieder marschieren, weil dann hab' ich nichts mehr. Aber in der einen Woche kannst auch einige Tausend verdienen. So läuft das. Sogar- ich kann Ihnen sagen, Schlossereien machen in einem halben Jahr 100.000 Schwarzgeld. In einem halben Jahr, Schwarzgeld. Spenglereien machen im, im Jahr an die 3-, 400.000 Schilling Schwarzgeld, wo der Unternehmer auf Urlaub fährt und sich ein neues Auto kauft, aber das wieder abfinanziert mit der Steuer. (lacht)<sup>95</sup>*

Das Problem der Schwarzarbeit spielt sich also auf verschiedenen Ebenen ab, wobei durchaus unterschiedliche Personen davon profitieren können. Der Unternehmer, der Leute schwarz beschäftigt, erspart sich die Lohnnebenkosten und erweist sich gegenüber seinen Kollegen als free-rider des Sozialsystems. Der selbe Unternehmer kann aber in einem anderen Kontext Arbeitslose als Arbeitsunwillige und Sozialschmarotzer titulieren. Der Arbeitslose, der Leistungen nach dem Arbeitslosenversicherungsgesetz lukriert, vorenthält zum einen Steuer und Sozialversicherungsleistungen und bezieht zu Unrecht Unterstützungsgelder. Allerdings gibt es keine genauen Ziffern über dieses Phänomen. In Wien untersucht das Landesarbeitsamt beispielsweise die illegale Ausländerbeschäftigung. Dabei werden vornehmlich die Branchen Bau, Textil, Gastgewerbe, Reinigung und Metall kontrolliert. In zwei Drittel aller Fälle werden illegal beschäftigte Ausländer ertappt, wobei der mögliche Strafraum aber lediglich in so geringem Ausmaß genutzt wird, daß sich diese Praxis offensichtlich dennoch lohnt.<sup>96</sup>

Zur Frage der Größenordnung von Schwarzarbeit unter Arbeitslosen gibt es keine einigermaßen plausiblen Daten. Hofbauer und Schüssel versuchten in ihrem Buch über die Schattenwirtschaft auch dieser Frage nachzugehen, aber alle Zahlenangaben beruhen auf Annahmen der Autoren oder des von ihnen zitierten Wirtschaftsforschers Felix Butschek. Sie schließen von der Zunahme der Arbeitslosigkeit bei gleichzeitig sinkender Männererwerbsquote auf eine Zunahme der Schwarzarbeit und kommen so für das Jahr 1982 auf ca. 90.000 Personen, die ihren Lebensunterhalt hauptsächlich durch Schwarzarbeit bestritten hätten und deshalb aus der Erwerbstätigkeit ausgestiegen wären. Diese Zahl beruht auf der Annahme, "wenn nur jeder fünfte registrierte Arbeitslose regelmäßig und damit professionell pfuscht". Wie sie darauf kommen, jeder fünfte registrierte Arbeitslose pfusche, bleibt ebenso ein Geheimnis wie die Klärung der Behauptung, 20.000 Arbeitslose bezögen neben ihrem Einkommen aus der Schwarzarbeit auch noch Arbeitslosengeld.<sup>97</sup> Dem

Bericht über die soziale Lage kann entnommen werden, daß die zunehmende Arbeitslosigkeit seit 1980 Folge eines Konjunktureinbruchs und veränderter wirtschaftlicher Bedingungen ist, die nicht dem individuellen Verhalten von Arbeitnehmern zugeordnet werden können. Allein zwischen 1980 und 1983 stieg die Anzahl der Arbeitslosen von 53.200 (1980) auf 127.400 (1983).<sup>98</sup> Auch R.E. Pahl beobachtet für Großbritannien in den frühen 80er Jahren einen "dramatic increase in unemployment and the collapse in manufacturing industry".<sup>99</sup> Die Verknüpfung der Höhe der Arbeitslosenrate mit dem Anteil der Schwarzarbeit ist demnach unzulässig, wie überhaupt das einzige gesicherte Faktum bezüglich Schattenwirtschaft deren Existenz ist, Größe und Ausmaß können nicht einmal annähernd geschätzt werden. Zilian und Kuzmics argumentieren im übrigen schlüssig, daß es sich bei informellen Beschäftigungen, wie sie in der Schattenwirtschaft vorzufinden sind, großteils um "inferiore" Tätigkeiten in verschiedenen Dimensionen handelt.<sup>100</sup>

## Jeder, der will, kann arbeiten

Der dritte Bereich stereotyper Angaben über Arbeitslose handelt von der Möglichkeit, Arbeit zu finden. Sehr viele unserer Interviewpartner äußerten die Meinung, jeder Arbeitslose könne Arbeit finden. Es gibt zwar einige Unterschiede in den Aussagen, aber verblüffend ist z.B. die Übereinstimmung im folgenden ersten Bündel von Meinungen, die ungefragt geäußert wurden:

*Aber nur, ich meine, wenn einer arbeiten will, ist ganz egal in welchem Beruf oder welcher Sparte, wird er immer irgendwas kriegen. Wenn man arbeiten will.*<sup>101</sup>

*Irgendetwas gibt es sicher, wenn einer arbeiten will.*<sup>102</sup>

*Wenn einer arbeiten will, gibt es immer eine Arbeit.*<sup>103</sup>

*Wenn man wirklich will, glaube ich, gibt es immer Möglichkeiten, daß man arbeitet ... Ich sage immer wieder, wenn einer arbeiten will.*<sup>104</sup>

*Die Leute, was arbeiten wollen, die finden auch Arbeit.*<sup>105</sup>

*Also wenn einer arbeiten will, kann er immer arbeiten, kommt mir vor.*<sup>106</sup>

**Sohn:** Weil Arbeit gibt es genug, die brauchen nur zugreifen. ... Und Arbeit gibt es genug.  
**Mutter:** Nur der will.<sup>107</sup>

Hier handelt es sich nur um die explizitesten Aussagen in diese Richtung, in vielen Interviews kam die Einstellung eher implizit zum Ausdruck. Nun sollte zunächst auf einer rein statistischen Ebene überprüft werden, inwieweit diese Vorstellungen der von uns Befragten überhaupt der Realität entsprechen können. Ich beziehe mich dabei auf die Arbeitsmarktdaten aus dem Jahr 1990, wie sie vom Bundesministerium für Arbeit und Soziales veröffentlicht wurden. Zuvor muß jedoch auf die vielen Studien hingewiesen werden, die auf die Probleme der Arbeitslosenstatistik aufmerksam machen. Zum einen wird moniert, daß bei weitem nicht alle offenen Stellen beim Arbeitsamt gemeldet wurden, weshalb es über das Jahr gesehen bedeutend mehr offene Stellen als in der offiziellen Statistik ausgewiesen gäbe. Dies ist sicherlich richtig. Aber gerade jene Stellen, die nicht dem Arbeitsamt gemeldet werden, können meist recht einfach und schnell besetzt werden. Zum anderen unterschätzt die offizielle Statistik auch den Arbeitslosenbestand, da alle nicht gemeldeten Arbeitslosen darin nicht enthalten sind. Zu dieser Gruppe zählen unter anderem sehr viele Frauen, die keinen Anspruch auf Arbeitslosengeld oder Notstandshilfe haben, arbeitsuchend sind und daher auf den Arbeitsmarkt drängen. Desgleichen trifft für viele Jugendliche zu, die von einer Ausbildung abgehen.

Um der Argumentation willen soll hier davon ausgegangen werden, daß sich diese beiden Gruppen – die offenen Stellen außerhalb der Arbeitsmarktverwaltung und die stille Reserve von Arbeitslosen – ungefähr die Waage halten, was sicherlich nicht als abwegig betrachtet werden kann. Im Grunde genommen muß man sogar davon ausgehen, daß die stille Reserve an Arbeitslosen höher ist als die offenen Stellen, die außerhalb der Arbeitsämter angeboten werden, da in den letzten Jahren kein Rückgang der Arbeitslosigkeit zu verzeichnen war. Das bedeutet, es wurden am "freien" Markt nicht so viele Jobs angeboten, um die Arbeitslosenstatistik zu entlasten. Jene Jobs, die nicht oder kaum besetzt werden können, landen letzten Endes fast immer bei den Arbeitsämtern. Für Deutschland zitiert Kreimer die Sozialwissenschaftler Brinkmann et al., die errechneten, daß 2,3 Millionen registrierten Arbeitslosen 1,3 Millionen Personen der Stillen Reserve gegenüberstanden. Berücksichtigte man noch die Nähe zum Arbeitsmarkt – d.h. ob die Betroffenen aktiv Arbeit suchten –, so waren das immerhin noch 750.000 Personen.<sup>108</sup> Für Österreich gibt es keine geeigneten Daten, wie Kreimer feststellt.<sup>109</sup> Auch der Sozialforscher Georg Vobruba schrieb, "daß die offizielle Arbeitslosenstatistik immer mehr 'untertreibt'". In den Niederlanden führte eine Umstellung der Erhebungsmethode zu einer Verringerung der statistisch ausgewiesenen Arbeitslosenzahl um fast ein Drittel.<sup>110</sup> In Großbritannien reduzierte sich der Arbeitslosenbestand zwischen 1979 und 1987 durch Definitionsveränderungen um 400.000

Personen.<sup>111</sup> Bleiben also die offiziellen Arbeitsmarktdaten, die für das Jahr 1990 im Jahresdurchschnitt 165.800 Arbeitslosenfälle ausweisen (5,4% Arbeitslosenrate), denen 55.600 offene Stellen gegenüberstehen. Dies bedeutet eine Stellenandrangsziffer von ca. 3,0 – auf eine freie Stelle kommen drei Arbeitslose.<sup>112</sup> Daraus können wir ablesen, daß in jedem Fall zwei von drei Arbeitslosen (oder besser Arbeitslosenfällen – denn genauso, wie eine Stelle mehrmals im Jahr frei gemeldet werden kann, können Arbeitslose mehrmals im Jahr von Arbeitslosigkeit betroffen sein) keine dieser angebotenen Stellen annehmen können; 110.000 Arbeitslose bleiben also in jedem Fall ohne Job, selbst wenn die stille Reserve, die ebenfalls am Arbeitsmarkt unterkommen möchte, außer acht gelassen wird.

Diese Fakten dringen aber nur sehr schwer an die Öffentlichkeit, da sie den persönlichen Erfahrungen zu widersprechen scheinen. Hingegen werden immer wieder die Klagen von Unternehmern vernommen, daß offene Stellen nicht besetzt werden könnten. Dieser Frage ist Hans Georg Zilian in einer theoretischen und empirischen Studie nachgegangen und hat eindrucksvoll bewiesen, daß es sich einerseits oft um eine interessenmotivierte Rhetorik handelt, und andererseits die meisten der wirklich schwer zu besetzenden Posten derart unattraktiv sind, daß Besetzungsschwierigkeiten quasi eine verständliche Konsequenz darstellen.<sup>113</sup> Außerdem zeigen die Statistiken der Arbeitsmarktverwaltung eine höhere Effizienz als angenommen, erfolgt doch die Hälfte des Abgangs offener Stellen binnen Monatsfrist.<sup>114</sup> Auch regionale Spezifika werden durchaus verzerrt wahrgenommen. Eine 50jährige Hausfrau äußerte beispielsweise folgende Ansicht: *Nein, wenn jemand arbeiten will, finde ich, daß jeder eine Arbeit, ich rede jetzt von Graz, ein jeder eine Arbeit kriegt.*<sup>115</sup> Später dehnt sie den geographischen Rahmen auf die gesamte Steiermark aus. Die offizielle Statistik sieht die Lage in der Steiermark weniger rosig. Die Steiermark wies mit 6,4% 1990 hinter Burgenland (7,6%) und Kärnten (7%) die dritthöchste Arbeitslosenrate von ganz Österreich aus, was einen Prozentpunkt über dem österreichischen Durchschnitt lag.<sup>116</sup>

Weiters wundern sich viele der Befragten über die Menge der Stellenangebote, die sie in der Zeitung lesen können. So meinte etwa eine 54jährige Beamtin:

*Das verstehe ich sowieso nicht, so viele Arbeitslose und auf der anderen Seite sagen sie, sie haben keine Arbeiter. Was machen dann die Arbeitslosen? Wieso kriegen die dann eine Unterstützung, wenn so viele Arbeitsplätze wären, oder man braucht ja nur in die Zeitung schauen am Wochenende, was Arbeitsplätze angeboten werden. Viel mehr als gesucht werden.*<sup>117</sup>

Ähnlich argumentiert ein 71jähriger Pensionist, der gleichfalls seiner Verwunderung über die offenen Stellen Ausdruck verleiht: *Wir bräuchten längst nicht so*

*viele Arbeitslose zu haben. Ein Teil will nicht arbeiten. Schauen Sie einmal, es sind so viele Posten, ich lese immer die Zeitungen. So viele Posten, aber wenn du fragst bei der Firma, warum? – ja, die Leute wollen nicht!*<sup>118</sup> Nun kann von den einfachen Bürgern kaum verlangt werden, die Spezifika des Arbeitsmarktes zu kennen, hier sind in manchem sogar Experten überfragt. Selbstverständlich ist die Tatsache von offenen Stellen auch bei Arbeitslosigkeit – sogar bei hoher Arbeitslosigkeit – nicht weiter verwunderlich. Es muß diese geben, sonst dürfte kein Betrieb expandieren, niemand in Pension gehen, kein Erwerbstätiger sterben und schon gar niemand gefeuert werden. Was bei den obigen Aussagen überrascht, ist jedoch jene Sicherheit, mit der mit falschen Angaben jongliert wird. Die Beamtin müßte sich in ihrer Freizeit mit empirischen Studien zum Arbeitsmarkt beschäftigt haben, und ob der 71jährige ehemalige Schlosser tatsächlich regen Kontakt zu diversen Firmen aufweisen kann, sollte ebenfalls bezweifelt werden. Jedenfalls werden die Erzählungen in einer Form vorgetragen, die ihnen Authentizität verleihen soll.

Unsere Verwunderung über derartige Aussagen hält sich jedoch in Grenzen, wenn wir bedenken, wie solche Meinungen sogar in offenkundig oder vermeintlich besser informierten Köpfen zustande kommen. Elisabeth Noelle-Neumann, die wiederholt zum Thema Arbeitslosigkeit Erhebungen durchgeführt hat, meint in typisch neoliberaler Tradition, die ganze Arbeitslosenproblematik sei eine Frage des Preises. "Wenn auf einem Markt zu bestimmten Preisen ein Überangebot an Apfelsinen herrsche, würde niemand sagen, es gebe zu viele Apfelsinen, sondern die Apfelsinen seien zu teuer. So sei auch der Preis der Arbeit zu hoch; bei markträumenden Preisen würde die Arbeitslosigkeit verschwinden."<sup>119</sup> Abgesehen davon, daß wir uns hier an Polanyis Aussage von der fiktiven Ware Arbeit erinnern sollten<sup>120</sup>, zeugt Noelle-Neumanns Feststellung von einer mangelhaften Kenntnis des Arbeitsmarktes.<sup>121</sup> Aber selbst für den Warenmarkt kann ihre Aussage mit einem Vergleich widerlegt werden, der dem ihren entspricht. Bei einer gewissen Marktsättigung reichen auch die tiefsten Preise nicht, um überschüssige Kapazitäten loszuwerden. Im Bereich der EG existieren Überschüsse an Getreide, Obst und Milchprodukten, die nicht mehr an die Frau oder den Mann gebracht werden können, selbst wenn die Preise in den Keller fielen. Eine Regulierung könne hier nur im Rahmen einer Produktionsbeschränkung erfolgen, meinen viele Experten. Eine solche Produktionsbeschränkung kommt jedoch für den Arbeitsmarkt aus naheliegenden Gründen in den industrialisierten Staaten nicht in Frage, es sei denn, man hielte eine Verminderung der Bevölkerungszahl für wünschenswert. Für den Arbeitsmarkt kann jedenfalls Michael Wagner die Aussagen von Noelle-Neumann widerlegen. Dieser konnte mit seinem Datensatz von 1,2 Millionen Arbeitslosenfällen aus den



achtziger Jahren folgendes nachweisen: Je länger ein hohes Niveau an Arbeitslosigkeit besteht, desto größer wird der Anteil jener Personen, deren Merkmalsprofil einer Ausgrenzung aus dem regulären Arbeitsmarkt gleichkommt; ihr Arbeitsangebot könne bloß als 'virtuell' angesehen werden, weswegen keine lohn-dämpfende Wirkung mehr von diesem Kreis von Arbeitslosen ausgehe.<sup>122</sup>

Dieser Befund von Wagner widerspricht völlig den Alltagsmeinungen, wie sie von unseren Befragten geäußert wurden. Viele Befragte sind der Meinung, sie könnten sofort wieder Arbeit finden. *Wenn ich bei einer Firma aufhöre, dann bin ich sicher, daß ich morgen irgendwoanders arbeiten kann*<sup>123</sup>, meint ein 29jähriger Maurer, Schmelzer und Zimmerer, der sehr mobil ist und wegen eines besseren Gehalts sogar nach Vorarlberg pendelt. Genauso sieht es auch der Unternehmer Kurz, der argumentiert, die Betroffenen müßten etwas an ihrer Situation ändern, denn *wenn ich heute arbeitslos bin, habe ich morgen eine Arbeit*.<sup>124</sup> Ein 71jähriger pensionierter Schlosser ginge jede Arbeit an, wenn er arbeitslos wäre, was ihm Gott sei Dank nicht mehr passieren kann: ... *wenn ich in der Not bin, gehe ich jede Arbeit an. Und wenn ich Straßenkehren tue*.<sup>125</sup> Nun könnte zunächst überlegt werden, ob seine Äußerungen vielleicht von einem Arbeitsmarkt ausgehen, der zur Zeit seiner Berufstätigkeit noch nicht so prekär war wie heute. Jedenfalls dürfte es heute nicht mehr so einfach sein, als Straßenkehrer unterzukommen, da es sich dabei um Stellen im öffentlichen Sektor handelt, die stark nachgefragt werden. So bliebe allenfalls jene unbezahlte Art der Straßenreinigung, wie sie zwei etwas verwirrte ältere Menschen in der Grazer Innenstadt öfters durchführen.

Eine 45jährige Beamtin erzählt, sie hätte ihr früheres Studium nicht sonderlich ernst genommen, hätte sich aber auch nicht arbeitslos gefühlt, weil sie damals nicht arbeiten wollte. *Nur zu dem Zeitpunkt, wo ich arbeiten wollte, wo ich mir etwas gesucht habe, habe ich sofort Arbeit gefunden*.<sup>126</sup> Manche Befragte ließen – in der Theorie – sogar jedes ökonomische Kalkül außer acht, nur um arbeiten zu können. So meinte eine 45jährige Teilzeit-Aufräumerin: *Und wenn ich daheim herumsitze ..., ja da gehe ich lieber in ein Lager Kisten schlichten, bevor ich daheim herumhänge und habe ein bißchen weniger*.<sup>127</sup> Da sie als Teilzeit-Aufräumerin sicherlich keinen hohen Lohn nach Hause tragen wird, mag man diese Äußerung verstehen. Für jemanden, der zuvor gut verdient hat, wird es vernünftiger sein, sich bei der Suche Zeit zu lassen, um einen ähnlich guten Job zu finden. Denn wird eine schlechter bezahlte und vielleicht auch noch unsichere Stelle angenommen, kann man leicht in die bereits erläuterte Abwärtsspirale geraten. Weiters kann solchen Karrieren einiges im Weg stehen; nicht jeder mag aufgrund seiner körperlichen Konstitution befähigt sein, gewisse Tätigkeiten auszuüben, und auch die Wünsche des Einstellers könnten den eigenen Vorstellungen widersprechen. Unser 25jähriger

arbeitsloser LKW-Fahrer kann wahrscheinlich noch zwischen gewissen Jobs wählen, weil er jung ist und seine Gehaltsforderungen in das Konzept potentieller Firmen passen. Daher meint er: *Ich weiß schon, daß ich sofort tatsächlich gar nicht arbeitslos sein müßte, daß ich eigentlich immer arbeiten könnte, wenn ich wollte. Aber ich will nicht irgendeine Stelle annehmen.*<sup>128</sup> Damit verweist er auf etwas, was er in dem Interview wiederholt angesprochen hat. Er war mit seinem bisherigen Berufsleben überhaupt nicht zufrieden, und die Stellen, die er einnahm, waren nicht so attraktiv, länger dort verweilen zu wollen. Deshalb ging er auch immer von sich aus und wurde nie gekündigt. Er träumt von einer weiteren Ausbildung – eventuell zum Werbegraphiker –, um eine Arbeit zu finden, die ihm zusagt. Dazu müßte er sich freilich beeilen, denn sonst zählt er bald zu jenen wiederholt von Arbeitslosigkeit Betroffenen, deren unstabile Erwerbsbiographie mit zunehmendem Alter die Chancen am Arbeitsmarkt beeinträchtigt.

Übrigens dient die Arbeitslosenversicherung unter anderem als Hilfe, die finanzielle Belastung in jener Zeit zu verringern, in der in Ruhe eine neue Beschäftigung gesucht wird. Die bestmögliche Allokation der Arbeitskräfte ist durchaus im Sinne aller Beteiligten, da daraus stabilere Arbeitsverhältnisse erwachsen, auch wenn die Suche dadurch länger wird. Diese Ansicht kommt in einigen Suchmodellen von Ökonomen deutlich zum Ausdruck.<sup>129</sup>

Aufschlußreich im Zusammenhang mit den oben geäußerten Aussagen unserer Befragten ist die Geschichte des 47jährigen Herrn Beldika, dessen Frau erzählte: *Wenn ich an meinen Mann denke, wie der jung war, der hat immer gesagt, er wird nie arbeitslos sein, und selbst wenn er Steine klopfen geht.*<sup>130</sup> Nun ist Herr Beldika seit mehreren Jahren arbeitslos und findet keine Beschäftigung. Wie erwähnt, zählt er zu jenen Personen, von denen Michael Wagner berichtet, sie könnten trotz stabiler Erwerbsbiographie in Langzeitarbeitslosigkeit abgehen.<sup>131</sup> Das Steine klopfen stellt seines Alters wegen keine Option mehr dar, wiewohl überhaupt angenommen werden kann, daß diese Tätigkeit nicht mehr nachgefragt wird. Herrn Beldikas Qualifikationen liegen im Verkauf, was er über Jahre erfolgreich bewiesen hat. Nun steht sein Alter – vielleicht verbunden mit höheren Gehaltsvorstellungen, dies wird auch von Unternehmern antizipiert und sogar erwartet – einer Anstellung im Weg, da jüngere Mitarbeiter in diesem Bereich meist bevorzugt werden. Heute muß Herr Beldika resigniert feststellen: *Ich war vielleicht, wie soll ich sagen, von mir zu sehr eingenommen, weil ich mir gesagt hab', wenn ich schon nicht da arbeite, krieg' ich dort wieder was, nicht. Ich hab' selbst gedacht, ich bin der begehrte Mann, der das kann und alles.*<sup>132</sup> Die Gegebenheiten am Arbeitsmarkt stehen so häufig den eigenen Intentionen im Weg.

Elisabeth Noelle-Neumann und Peter Gillies stellen in ihrem Buch mit dem reißerischen Titel "Arbeitslos. Report aus einer Tabuzone" die gewagte These auf, die Massenarbeitslosigkeit sei nicht so spektakulär wie angenommen, da sie in vielen, wenn nicht gar den meisten Fällen selbstverschuldet sei. Lediglich die "stille Reserve" an Arbeitslosen sei an Arbeit interessiert, da sie nicht an der staatlichen Unterstützung partizipierten.<sup>133</sup> Die Basis ihrer Ausführungen wurden an anderer Stelle bereits im Detail kritisiert<sup>134</sup>, ich möchte hier nur den Vergleich zur empirischen Basis in Österreich suchen. Verschiedene Autoren – wie z.B. Michael Wagner – stellen fest, gewisse Personengruppen hätten große Schwierigkeiten, am Arbeitsmarkt unterzukommen. Dies bedeutet jedoch keinesfalls, daß ihnen das überhaupt nicht gelingt. Die wenigsten Betroffenen bleiben immer arbeitslos – sie sind nur häufiger und immer länger davon betroffen, was schlimm genug ist. Hätten Noelle-Neumann und Gillies die gleichen Arbeitslosen, deren Daten sie für ihre Untersuchung wählten, nach einem Jahr noch einmal befragt, hätten sie feststellen müssen, daß viele jener von ihnen als arbeitsunwillig Klassifizierten wieder eine Arbeit angenommen haben.<sup>135</sup> Und bei genauerer Betrachtung des Arbeitsmarktes hätten sie weiters konstatiert, daß viele aus der stillen Reserve zwar gerne arbeiten gingen, die Chancen dafür aber sehr gering sind. Gerade ältere Frauen, die sich nicht unbedingt als Putzfrauen verdingen wollen, haben kaum Aussichten auf eine Arbeit, wie dies zwei Fälle aus unserer Population belegen.<sup>136</sup>

In der bereits zitierten Studie von Kaplan und Tausky kommen jene Einstellungen ebenso unter Langzeitarbeitslosen zum Ausdruck. 71% der 275 Befragten würden demnach lieber einen schlechten Job annehmen, als Wohlfahrt zu beziehen. Die Autoren schreiben aber auch, es gäbe Gründe, die einer Verwirklichung dieser Einstellung im Wege stünden. Ein Grund bestehe darin, daß manche der angebotenen Tätigkeiten einfach unakzeptabel seien: "Many people said that they would prefer going on welfare rather than degrade themselves by washing cars or undertaking domestic work."<sup>137</sup> Eine weitere Ursache sei der Wunsch nach einer bedeutungsvolleren Arbeit, wofür sie bereit wären, vorübergehend von der Wohlfahrt zu leben und eine bessere Arbeit zu suchen.<sup>138</sup> Hier kann der begründete Unterschied zwischen der Einstellung und den realen Verhaltensmustern abgelesen werden. Wie schrieb doch Peter Taylor-Gooby über Befragungen zum Wohlfahrtsstaat: "Firstly, what people say about their opinions is a poor guide to their likely actions and vice versa."<sup>139</sup>

Selbstverständlich ist es vernünftiger, längere Zeit für die Arbeitssuche aufzuwenden, als eine beliebige schlechte Stelle anzunehmen. Der Unterschied zwischen Einstellung und Realität schlug sich auch in den Aussagen einiger unserer Arbeitslosen nieder. Von unserem LKW-Fahrer haben wir schon gehört, daß er immer

Arbeit finden könne, Herr Maier sieht die Problematik ähnlich: *Wenn sie sechs Monate suchen und sie finden keine Arbeit, das können sie mir nicht erzählen. Sage ich Ihnen ehrlich. Weil dann wollen sie nicht arbeiten.*<sup>140</sup> Völlig überrascht hat mich jedoch die Aussage von Herrn Metzger, der immerhin schon sieben Jahre arbeitslos ist: *Und durch das sage ich immer, Sozialamt gehört normal gestrichen. Weil wenn einer arbeiten will, hat er Arbeit. ... Wenn einer arbeiten will, hat er Arbeit von oben bis unten.*<sup>141</sup> Diese Meinung läßt sich wahrscheinlich dadurch erklären, daß Herr Metzger arbeiten könnte – er ist Facharbeiter im besten Alter –, aber dies deswegen nicht tut, weil er aufgrund von Alimentszahlungen auf das Existenzminimum gepfändet würde, was ihm bei der Notstandshilfe nicht passiert. Kaplan und Tausky haben übrigens herausgefunden, daß die Meinungen zwischen Arbeitern, Angestellten und Langzeitarbeitslosen in der Frage der Einstellung zu Arbeit ziemlich übereinstimmen. Auf die Frage, ob man bei gleichem Einkommen als Autowäscher arbeiten würde, anstatt Wohlfahrt zu beziehen, bejahten dies zwar nur 71% der Arbeitslosen im Gegensatz zu je 91% der Arbeiter und Angestellten. Dies ist sicherlich aus der direkten Betroffenheit erklärbar. Auf die Frage hingegen, ob man auch arbeiten würde, wenn man genügend Geld besäße, lagen die Langzeitarbeitslosen mit 84% hinter den Angestellten (89%), aber noch vor den Arbeitern (82%).<sup>142</sup> Die intrinsische Motivation zu arbeiten ist also bei allen Befragten ziemlich hoch, oft verstellen jedoch gewisse Hürden den beabsichtigten Weg.

Unsere Befragten haben diese Hindernisse allerdings kaum wahrgenommen. Eine 74jährige Pensionistin erzählt von einem Mann, der behauptete, er könne keine Arbeit finden: *Das gibt es nicht. Wenn er arbeiten will, so hat er auch eine Möglichkeit, irgendeine Arbeit zu kriegen.*<sup>143</sup> Hier kann offensichtlich nicht sein, was nicht sein darf. Im Verständnis unserer Befragten ist Arbeit so fest als Pflicht verankert, daß eine Abweichung davon Konsequenzen nach sich zieht. Zwar gewährleistet die Existenz einer Regel noch lange nicht deren Durchsetzung, wie uns Howard S. Becker gelehrt hat<sup>144</sup>, aber es kommt im Fall der Arbeitslosen zu Stigmatisierungs- und Diskriminierungsprozessen.

Die befragten Unternehmer orten hauptsächlich arbeitsunwillige Personen. Herr Walzl von der Baufirma Krieger meint überhaupt, es gebe keine Arbeitslosen: *Unverläßliche Leute, unwillige. Es gibt keine Arbeitslosen, die wirklich arbeitslos sind, sag' ich.*<sup>145</sup> Genauso sieht das Herr Kraftmann von der gleichnamigen Konditorei: *Es gibt ja keine Arbeitslosen. Wir haben ja mehr Angebote, wir können Fachkräfte brauchen.*<sup>146</sup> Er spricht vor allem vom Gastgewerbe, in dem aber großteils billige Hilfskräfte gesucht werden, weshalb hier der laute Ruf nach ausländischen Saisoniers ertönt.

Die Arbeitslosen geraten in eine double bind-Situation. Angeblich gibt es genug freie Stellen, weshalb sie nach Meinung vieler gar nicht arbeitslos sind, sondern lediglich arbeitsunwillig. Bewerben sie sich jedoch um Jobs – vor allem um bessere Tätigkeiten –, haben sie geringere Chancen, weil sie aufgrund ihrer unstabilen Erwerbsbiographie häufig abgelehnt werden. Dies führt zu einem Wiederbestätigungszirkel, aus dem sie nur schwerlich ausbrechen können. Zilian und Kuzmics stellten fest, daß sich im Fall der Arbeitslosigkeit die Grundstruktur des Teilnahmepzwangs an der Erwerbstätigkeit in ein paradoxes Muster transformiere: "Die Betroffenheit setzt häufig Ausschlußmechanismen in Gang. Der Arbeitslose ist dann in der absurden Situation des Außenseiters, dem man den Zugang zu einer Gruppe oder Veranstaltung verwehrt, wobei man aber gleichzeitig aus dieser Nicht-Zugehörigkeit den Außenseiterstatus ableitet."<sup>147</sup>

Eine andere Ansicht, die in diesen Interviews immer wieder anklingt, enthält zumindest die Feststellung, es wären nicht unbedingt die qualifizierten Jobs, die für die Arbeitslosen bereitstehen. Ein 28jähriger Magistratsbeamter sieht das so: *Wenn man wirklich arbeiten will und ist nicht unbedingt Elektriker oder Installateur; Hilfsarbeiterjobs, irgendwas kann man sicher angehen. Man kann Prospektaustragen gehen, das habe ich auch ein paar Mal gemacht.*<sup>148</sup> Hier tritt wieder die Anlehnung an die eigene Biographie in den Vordergrund, die als Beispiel herangezogen wird. Ob Prospektaustragen allerdings als offiziell angemeldete Tätigkeit ausgeübt wurde, kann getrost angezweifelt werden. Der Autor hat dies in einer finanziellen Notlage ebenfalls einmal versucht und festgestellt, daß nur die Kapos einen offiziellen Status besitzen. Eine 40jährige Frühpensionistin wiederum, deren beide Kinder arbeitslos sind, meint dennoch: *Und der arbeiten will, der kriegt schon eine Arbeit, aber natürlich nicht seine Facharbeiterarbeit, die kriegt er nicht.*<sup>149</sup> An den Aussagen ist zumindest bemerkenswert, daß die Schwierigkeiten am Arbeitsmarkt zwar erkannt werden, aber zugleich vermeint wird, durch eine Einschränkung der persönlichen Bedürfnisse könnte man diese Probleme bewältigen. Viele der offenen Stellen – vor allem jene, die länger nicht besetzt werden können oder wo viel Fluktuation herrscht – erweisen sich als unattraktive Hilfsarbeiterjobs. Da wird sich die Nachfrage sicherlich in Grenzen halten.

Bei unserer Frühpensionistin klingt ein weiteres Phänomen an. Zwar könne jeder, der wolle, arbeiten, aber ihre Kinder – beide arbeitslos – sind keineswegs arbeitsunwillig. Bei ihrer Tochter, die in einer Import/Export-Firma eine Lehre begann, stellte sich heraus, daß der ungarische Besitzer in Österreich gar keine Berechtigung zur Lehrlingsausbildung hatte, vor allem weil er kaum anwesend war und das Mädchen allein im Büro in Wien saß. Die Firma, in der der Sohn Elektroinstallateur lernte, ging in Konkurs. All diese Hintergrundinformationen ergeben ein Bild, nach

dem nicht im entferntesten von Arbeitsunwilligkeit gesprochen werden kann. In ihr nicht bekannten Fällen reagiert diese Frau ungleich härter, wenn sie betont, Arbeitslosigkeit könne bekämpft werden, wenn man zunächst einmal die Jugend willig mache.<sup>150</sup> Ähnlich gestaltet sich die Situation bei der bereits ausführlich erwähnten 63jährigen Hausfrau und Tagesmutter, deren Sohn zunächst Koch werden wollte, dann aber die Lehre abbrach und nun seit längerer Zeit ohne Beschäftigung dasteht. Sie meint: *So viele brauchen sie beim Straßenbau, Maurer brauchen sie und das. Ja Marie, kann ja bald einer anlernen, wenn er will, wenn er den Willen hat.*<sup>151</sup> Ihr Sohn würde laut ihrer Erzählung gerne umlernen, was aber von der Arbeitsmarktverwaltung nicht genehmigt wird. Offensichtlich möchte er aber auch nicht als Maurer oder im Straßenbau arbeiten. Dennoch spricht sie nur in höchsten Tönen von seiner Arbeitswilligkeit und seiner Fähigkeit, verschiedenste Arbeiten auszuführen.

Generell vermuten die meisten Befragten die Ursache für die Arbeitsunwilligkeit in einem Verfall der Arbeitsmoral. In dieser Vermutung zeigt sich eine eigentümliche Koalition von Wissenschaftern, Unternehmern und Medien, deren Erkenntnisse in der Bevölkerung auf fruchtbaren Boden fallen. In ihrer einfachsten Spielart an der Basis wird dabei vor allem der moralische Verfall der Jugend beteuert. Daß es sich dabei nicht um eine besondere Spielart von Einstellungen in Österreich handelt, zeigt ein Beispiel aus Australien, das Golding und Middleton erwähnten: "Opinion polls showed that nearly the half Australian population thought the rise in unemployment was due to indolence among the young."<sup>152</sup> Es kann zwar angenommen werden, daß die Behauptung so alt ist wie moralische Grundsätze an sich, die stets dazu dienen, Verhältnisse zu stabilisieren, um die Jugend in eine gewünschte Richtung zu sozialisieren. Dennoch überraschte die Häufigkeit, mit der dieses vorgebliche Problem thematisiert wurde. Aber ich möchte hier gar nicht länger bei den Standardaussagen über die 'verkommene' Jugend verharren, sondern einen spezifischen Teilbereich herausgreifen, an dem diese Einstellung deutlich wird. Abgesehen von der Arbeitsunwilligkeit wird häufig der Schulbesuch dafür verantwortlich gemacht, daß viele Firmen ihre offenen Stellen nicht besetzen könnten. Vor allem jene Unternehmer unserer Population, die schlechte Jobs anzubieten hatten – Baugewerbe, Lagerarbeiter –, äußerten solche Bedenken. In ihrer 'offiziellen' Rhetorik tauchen die Ideen meist im Zusammenhang mit dem Facharbeitermangel auf. *Einen Facharbeitermangel dürfte es schon geben, weil ein zu hoher Anteil von Jugendlichen die Mittelschule besucht,* sagte etwa Herr Moorhammer.<sup>153</sup> Auch Herr Kurz ist der Meinung, das liege an der Tendenz der Leute, eine höhere Schulbildung zu absolvieren.<sup>154</sup> In der Sprache anderer Befragter wird dies deutlich härter ausgedrückt: *Sicher, der was lange in die Schule geht, der will sich nicht*

*mehr dreckig machen. Der hat seine zwei Diebel unter dem Arm.*<sup>155</sup> Wir brauchen hier nicht darüber zu räsonieren, daß Schul- und vor allem Hochschulbesuch im Volksmund kaum als Arbeit verstanden werden – wer kennt nicht die Rechtfertigungsversuche von "Studierten" gegenüber Arbeitenden, man hätte auch schon körperlich gearbeitet. Aber was sich manche Menschen vorstellen, zeigt das nächste Zitat:

*Weil heute sind sie, die Studenten kriegen gezahlt. Die revolutionieren herum und was weiß ich was alles, geh'. Das ist genauso, wenn ich gegen meine Mutter, die mich füttert, den Prügel erhebe. Gehen auch gegen den Staat und gegen alle. Das kann man heute alles nicht mehr so ernst nehmen das Ganze. Heute gibt es nur Zwang, sonst nichts. Dann könnte man es eventuell, weil dann müßte er arbeiten gehen. Mein Gott, ein jeder arm, der arbeiten muß, aber jeder muß leben. Und wie kommt die Allgemeinheit dazu, die ganzen Partisanen zu erhalten.*<sup>156</sup>

Der 56jährige Pensionist wirft gleich alle in einen Topf. Er gelangt von den Arbeitsunwilligen zu den Studenten und wieder weiter zu den Sozialschmarotzern. In guter alter Marxscher Tradition entwirft er Arbeit als Reich der Notwendigkeit, dem eben niemand entkommen könne und dürfe. Am schärfsten kritisiert er die Studenten, die nicht nur revolutionieren, sondern auch noch ihre Hand gegen jene erheben, die sie erhalten.

Nun kann man die Frage einer Arbeitsmoral auf verschiedenen Ebenen festmachen. Es können einerseits Arbeitslose sein, die keine Arbeitsmoral aufweisen; aber auch den Erwerbstätigen selbst kann unterstellt werden, ihre Arbeitsmoral habe nachgelassen. Der oftmals konstatierte zunehmende Hedonismus in unserer Gesellschaft ist jenes Fundament, auf dem solche Annahmen ruhen. Zilian und Kuzmics meinen, die empirische Diagnose der schwindenden Arbeitsmoral sei unter anderem durch den Entwurf mancher Arbeitsloser als 'Trittbrettfahrer' bereits vorweggenommen. Sie merken an, der britische Industriesoziologe Michael Rose habe dies einer eingehenden Analyse unterzogen:

"'General Disenculturation' nennt er höflicherweise den Verfall der Arbeitsmoral ... In ihrer dumpfen Form sagt die erwähnte These, die einstens hohe, zu Entbehrungen und Befriedigungsaufschüben aufrufende Arbeitsethik des Bürgertums (bzw. der von ihnen beeinflussten Arbeiter) büße immer mehr an motivationaler Wirksamkeit ein. Seit die unmittelbare materielle Drohung in den Hintergrund gerückt ist – eine Leistung des Kapitalismus –, gingen nunmehr wachsende Teile der Bevölkerung nur mehr ihrer 'Selbstverwirklichung' (im Klartext, ihrem Vergnügen) nach. Manchmal wird dieser Einstellungsänderung die Schuld an wirtschaftlicher Flaute ebenso wie an Langzeitarbeitslosigkeit individuell gegeben."<sup>157</sup>

Kurz gesagt, so Rose, der Hedonismus zerstöre die moralische Grundlage des westlichen Kapitalismus.<sup>158</sup> Gerade die Selbstverwirklichung erwächst aber aus den Versprechungen und Anforderungen, die unsere 'moderne' Gesellschaft auf uns bringt. Deshalb sollte es nicht weiter verwundern, wenn die Menschen diesen Anforderungen Genüge tun wollen. Die andere Frage lautet jedoch, ob dies wirklich die moralische Grundlage des westlichen Kapitalismus – so diese überhaupt gegeben ist, könnte der Zyniker fragen – zerstöre. Der Schluß ist kaum zulässig, wie wir später am empirischen Beispiel noch sehen werden.

Eine andere Ursache für den Verfall der Arbeitsmoral sieht André Gorz. Er meint, Arbeitslosigkeit diene als Waffe, um Disziplin in den Unternehmen wiederherzustellen. Sie werde als Machtinstrument genützt. Daraus zieht er ein einigermaßen überraschendes Fazit: "Kein Wunder, wenn die 'Leistungsethik' ins Wanken gerät. Zwei Drittel der Unternehmer meinen, die Arbeiter seien heutzutage 'weniger diszipliniert' oder 'weniger gewissenhaft'. Wenn die Arbeit zu einem unsicheren Job wird, dann ist sie auch keine ernst zu nehmende Angelegenheit mehr."<sup>159</sup> Daher befürchtet er eine Einstellung der Verweigerung, durch die die ganze kapitalistische Gesellschaft untergraben werden könnte.<sup>160</sup> Diese Aussagen scheinen mir einigermaßen widersprüchlich zu sein, und man wird zu Gorz folgendes fragen müssen: Wenn Arbeitslosigkeit als Waffe zur Disziplinierung erhalten muß, warum soll sie dann genau den gegenteiligen Effekt hervorrufen? Und wenn sie diesen gegenteiligen Effekt wirklich hervorriefe – was um des Arguments willen nicht völlig ausgeschlossen werden sollte –, wären dann die Personalleiter nicht klug genug, ihre Strategien zu ändern? Es kann bezweifelt werden, daß die Gorzsche Behauptung richtig ist. Empirische Befunde belegen, daß Absenzen in Firmen abnehmen, wo Kündigungen bevorstehen oder befürchtet werden. Daraus eine höhere Arbeitsmoral abzulesen, ist ebenso problematisch, wie umgekehrt deren Verschwinden zu konstatieren. Die Arbeitenden trauen sich in einem solchen Fall nicht mehr, in den Krankenstand zu gehen, weil sie dadurch Nachteile erwarten. Dies bestätigte unsere arbeitslose Frau Winkler, die in einer Krisenfirma beschäftigt war, wo das Gespenst der Kündigung beständig herumspukte:

*Ich hab' mich nicht einmal Krankenstand gehen traut', obwohl ich krank war, Fieber gehabt hab', dadurch, damit ich ja nicht, damit er ja nicht einen Grund findet, daß ich entlassen werde. Weil, hat man öfters gehört, wenn irgendwer krank war, daß dann geheißt hat, markiert oder irgendwas, nicht.<sup>161</sup>*

Auch Hofbauer und Schüssel bringen die sinkende Arbeitsmoral mit der steigenden Anzahl von Krankenständen in Verbindung.<sup>162</sup> In diesem Zusammenhang werden immer regionale Unterschiede proklamiert. Jene Mitarbeiter, die aus länd-



lichen Regionen stammen, wären noch nicht so verdorben, lautet die Argumentation. So beschäftigt Herr Krüger in seiner Möbelfirma Personal aus der West- und Oststeiermark und mußte feststellen, *das ist ein hervorragendes Potential, hervorragend was Arbeitsfleiß und Arbeitsmoral betrifft*.<sup>163</sup> Herr Kurz konstatierte ebenfalls, die Mentalität sei in der Stadt besonders schlimm, da bekomme man gar keine vernünftigen Arbeitskräfte mehr.<sup>164</sup> Vielleicht hängt dies damit zusammen, daß 'am Land' der Arbeitsfähigkeit gegenüber vermeintlich kleineren Krankheiten oder deren Anzeichen Priorität eingeräumt wird, wie dies Walburga Haas hervorgestrichen hat.<sup>165</sup> Dazu gesellt sich in der Stadt wohl auch ein besserer Zugang zum Gesundheitswesen und ein höheres Wissen um Sozialansprüche. Das alles sind jedoch Resultate einer Sozialpolitik, die eine gesunde Bevölkerung zum Ziel hat, weshalb darunter wohl kaum die Auswüchse einer mangelnden Arbeitsmoral verstanden werden können. Im Gegensatz zu einigen seiner Kollegen meinte denn auch Herr Kraftmann, es sei ihm lieber, seine "Mitarbeiterinnen" kurierten sich aus, als daß ihnen die Krankheit ewig nachhänge.<sup>166</sup>

Die Erzählung von Frau Winkler, sie habe sich trotz Krankheit nicht getraut, zuhause zu bleiben, paßt wohl kaum in das Bild einer sinkenden Arbeitsmoral, die auch durch andere Beispiele widerlegt werden könnte. Unternehmer mittels Fragebogen über die Arbeitsmoral ihrer Mitarbeiter befinden zu lassen, worauf Gorz sich beruft, scheint im übrigen ähnlich zielführend zu sein wie eine Befragung in österreichischen Brauereien, ob in Österreich bereits der Plafond des Bierkonsums erreicht sei.

Für Deutschland konstatierten Elisabeth Noelle-Neumann und Burkhard Strümpel einen dramatischen Wertewandel, der zu einer geradezu "unfaßbaren" Abnahme von Arbeitsmoral und Arbeitszufriedenheit geführt habe.<sup>167</sup> Die von ihnen vorgelegten Daten einer Langzeituntersuchung des Allensbacher Instituts für Demoskopie scheinen diese Angaben auf den ersten Blick zu bestätigen. Karl-Heinz Reuband hat die Untersuchung jedoch einer genauen Kritik unterzogen und festgestellt, daß Noelle-Neumann und Strümpel nur auf jene Indikatoren zurückgriffen, die ihre eigenen Thesen bestätigten; obwohl sich in ihrem eigenen Datensatz Indikatoren fanden, die einen gegenteiligen Schluß zuließen – ganz zu schweigen von vergleichbaren Untersuchungen, die zu diesem Thema angestellt wurden. Als harter Indikator gilt für diesen Bereich in den Sozialwissenschaften die Frage, ob man wieder den gleichen Beruf ergreifen würde. Dabei stieg der Anteil der Zustimmenden zwischen 1953 und 1979 von 41% auf 49%. Noch beeindruckender war die Entwicklung des Anteils derjenigen, die in ihrem jetzigen Betrieb und am gleichen Arbeitsplatz bleiben wollten – hier stieg die Zustimmungsrate von 41% auf 64%.<sup>168</sup> Einzig die

Freizeit gewinne an Bedeutung, was aber an der Einstellung zu Arbeit und Beruf nichts ändern müsse.<sup>169</sup>

Die These von der sinkenden Arbeitsmoral kann bei genauerer Betrachtung keiner Überprüfung standhalten, hält sich aber dennoch beharrlich in der öffentlichen Meinung. Oftmals werden Argumente zu ihrer Bekräftigung herangezogen, die gar nichts damit zu tun haben. Zilian und Kuzmics zeigen für Großbritannien, daß viele Aspekte, die für einen Verfall der Arbeitsmoral gehalten werden – Teepausen, Waschzeiten o.ä. –, bei Lichte besehen Produkte der Verrechtlichung der Arbeitsbeziehungen sind, durch die alles penibel geregelt wird. "Die 'Moral' des Individuums erscheint auch angesichts solcher Verrechtlichungsprozesse als von untergeordneter Bedeutung. Wer wieviel und wie schnell arbeitet, das wird von wechselnden wirtschaftlichen und politischen Konstellationen festgelegt, nicht jedoch von der Stimme des Gewissens."<sup>170</sup> Wie sehr aber andererseits der Gesichtspunkt einer Arbeitspflicht unter Arbeitern verwurzelt ist, darauf hat schon W. Baldamus in einer industriesoziologischen Untersuchung aus dem Jahr 1960 hingewiesen.<sup>171</sup> Aus den Aussagen unserer Befragten läßt sich ebenso die positive Bindung an Arbeit und damit wohl an so etwas wie Arbeitsmoral herauslesen. *Wir alle haben Hände und Kopf, damit wir etwas leisten können*, sagte eine Pensionistin.<sup>172</sup> Eine interessante Passage stammt aus einem Paarinterview, in der die verinnerlichte Einstellung zur Arbeit deutlich wird. Der Mann kam im Laufe dieses Interviews, das einen stärker interaktiven Charakter hatte als andere, zu dem Schluß, wenn einer mit Arbeitslosengeld oder Sozialhilfe besser durchkomme, solle er das machen. Darauf erwiderte die Frau ganz entsetzt: *Du, tu' nicht so reden, das wird alles aufgenommen*.<sup>173</sup> Der Mann hatte sich über eine allgemeine Norm hinweggesetzt, die gebietet, man müsse einer Arbeit nachgehen. Die Frau erschrak darüber, daß er eine solche Äußerung quasi offiziell – vor laufendem Tonband – kundtat.

In diesem Kapitel haben wir drei der Hauptstränge bei der Einschätzung von Arbeitslosen gezeigt. All diese Meinungen sind beeinflußt von jener Vorstellung, Norm oder Regel, daß der Mensch für die Arbeit – und in unserer Gesellschaft meist Erwerbsarbeit – geschaffen sei. Der vierte Aspekt in diesem Zusammenhang wurde im Rahmen der anderen drei Gebiete thematisiert, nämlich die Tatsache, daß persönliche Involviertheit die Betrachtung von Arbeitslosen verändern und eine positivere Darstellung der Betroffenen hervorrufen kann. Davon bleibt die generelle Einstellung jedoch meist unberührt. Wir werden im letzten Kapitel dieser Arbeit noch einmal auf die Erkenntnisse, die hier gewonnen wurden, zurückgreifen und versuchen, sie in einen größeren Kontext einzuordnen.

## Anmerkungen

- 1 Barres 1978, S.20f.
- 2 Stroebe 1987, S.95-139.
- 3 Adorno 1973, S.1.
- 4 Stroebe 1987, S.128.
- 5 Vgl. Barres 1978, S.83ff.
- 6 Stroebe 1987, S.96.
- 7 Bausinger 1988, S.13.
- 8 Markefka 1977, S.45f. und Stroebe 1987, S.96.
- 9 I8.
- 10 U10.
- 11 Nickell 1979, S.34.
- 12 I18.
- 13 I1.
- 14 A4 und A9.
- 15 Golding & Middleton 1978, S.196.
- 16 Guggemos 1989, S.38.
- 17 U4.
- 18 U13.
- 19 U3.
- 20 I30.
- 21 I17.
- 22 I34.
- 23 I2. Interessant ist an dieser Erzählung das Bild von den Kindern, die dazu beitragen, daß es einem finanziell besser geht. Dies ist ebenfalls eine im Volksmund oft gehörte Darstellung, die ganz im Gegensatz zu den entsprechenden Sozialberichten steht. Familien mit mehreren Kindern, bei denen es kein sehr hohes Familieneinkommen gibt, rücken demnach immer häufiger unter die Armutsgrenze.
- 24 I32.
- 25 Pelz et al. 1987, passim.
- 26 Wacker 1983, S.125.
- 27 Becker 1973, S.35.
- 28 I30.
- 29 I8.
- 30 A7.
- 31 Bericht über die soziale Lage 1991, S.19.
- 32 A5.
- 33 Arbeitssuche 1978, o.S.
- 34 A8.

- 35 A11.
- 36 I31.
- 37 Becker 1973, S.12.
- 38 U15.
- 39 I2.
- 40 I44.
- 41 I23. Einem Arbeitslosen in den Mund gelegt.
- 42 I31.
- 43 Vgl. Büchtemann 1984, S.69ff.
- 44 Kirchler 1991, S.93.
- 45 I37.
- 46 Klapp 1962, S.62f.
- 47 Field 1977, S.46f.
- 48 Jahoda et al. 1960, S.53.
- 49 Reuband 1987, S.551f.
- 50 U13.
- 51 I26.
- 52 I3.
- 53 I22.
- 54 Die Frau arbeitet als Tagesmutter.
- 55 Die Äußerungen in den Klammern stammen vom Interviewer.
- 56 I32.
- 57 Ebenda.
- 58 Markefka 1977, S.44.
- 59 I40.
- 60 I8.
- 61 U16.
- 62 I15.
- 63 I31.
- 64 I2.
- 65 U12.
- 66 I28.
- 67 I27.
- 68 Deacon 1978, S.131.
- 69 A8.
- 70 A6.
- 71 Vgl. das Kapitel "Auf der Suche nach den freiwilligen Arbeitslosen".
- 72 Burghardt 1979, S.388.
- 73 U5.
- 74 I26.
- 75 I25.

- 76 I32.
- 77 I29.
- 78 I41.
- 79 Pelzmann 1985, S.104f.
- 80 Pahl 1984, S.96.
- 81 Ebenda, S.97.
- 82 Kreuzer 1983, S.27f.
- 83 Hofbauer & Schüssel 1984, S.110.
- 84 Field 1977, S.54.
- 85 Pelzmann 1985, S.117f.
- 86 I26.
- 87 U11.
- 88 U6.
- 89 Levi 1986, S.50.
- 90 Vgl. Pahl 1984, S.98ff. Dahrendorf 1983, S.36.
- 91 I36.
- 92 I21.
- 93 I18 und I47.
- 94 I26.
- 95 A9.
- 96 Diese Auskunft verdanke ich Frau Dr. Ingeborg Friehs vom Landesarbeitsamt Wien.
- 97 Hofbauer & Schüssel 1984, S.268ff.
- 98 Bericht über die soziale Lage 1991, S.56.
- 99 Pahl 1984, S.94.
- 100 Zilian & Kuzmics 1990, S.127-150, hier S.143f.
- 101 I3.
- 102 I24.
- 103 I29.
- 104 I37.
- 105 I14.
- 106 I11.
- 107 I22.
- 108 Kreimer 1991, S.29.
- 109 Ebenda, S.33.
- 110 Frankfurter Rundschau, Nr.112, 16. Mai 1991, S.18.
- 111 Kreimer 1991, S.1.
- 112 Bericht über die soziale Lage 1991, S.17ff.
- 113 Zilian 1990a.
- 114 Bericht über die soziale Lage 1991, S.19.
- 115 I36.
- 116 Bericht über die soziale Lage 1991, S.73.

- 117 I31.
- 118 I2.
- 119 Zit. nach Glotz 1985, S.37.
- 120 Polanyi 1978, S.102ff.
- 121 Vgl. dazu allgemein das Kapitel über die freiwilligen Arbeitslosen.
- 122 Wagner 1990, S.7.
- 123 I21.
- 124 U10.
- 125 I2.
- 126 I25.
- 127 I8.
- 128 A4.
- 129 Vgl. Krieger 1982, S.74ff.
- 130 A7.
- 131 Wagner 1990, S.18.
- 132 A7.
- 133 Noelle-Neumann & Gillies 1987.
- 134 Reuband 1987, S.550-559.
- 135 Vgl. dazu Field 1977, S.46f.
- 136 I12 und die Frau von I18.
- 137 Kaplan & Tausky 1971, S.476.
- 138 Ebenda.
- 139 Taylor-Gooby 1985, S.22.
- 140 A8.
- 141 A9.
- 142 Kaplan & Tausky 1971, S.479.
- 143 I35.
- 144 Becker 1973, S.109.
- 145 U15.
- 146 U13.
- 147 Zilian & Kuzmics 1990, S.203.
- 148 I38.
- 149 I17.
- 150 Ebenda.
- 151 I32.
- 152 Golding & Middleton 1982, S.3.
- 153 U6.
- 154 U10.
- 155 I12.
- 156 I18.
- 157 Zilian & Kuzmics 1990, S.72.

- 158 Ebenda.
- 159 Gorz 1980, S.129.
- 160 Ebenda, S.130.
- 161 A6.
- 162 Hofbauer & Schüssel 1984, S.105ff.
- 163 U8.
- 164 U10.
- 165 Haas 1992, passim.
- 166 U13.
- 167 Noelle-Neumann & Strümpel 1984, passim.
- 168 Reuband 1985, S.725f.
- 169 Ebenda, S.727ff.
- 170 Zilian & Kuzmics 1990, S.106f.
- 171 Baldamus 1960, S.30.
- 172 I35.
- 173 I36.

## Medien und öffentliche Meinung

Eine bedeutende Rolle bei der Vermittlung der Bilder von Arbeitslosen spielen sicherlich die Medien. Für Arbeitslosigkeit gilt wohl, was Herbert Blumer für soziale Probleme allgemein festgehalten hat. Ein soziales Problem existiere in erster Linie in dem Sinn, "wie es in einer Gesellschaft definiert und verstanden wird und nicht als objektive Gegebenheit mit einer definitiven objektiven Gestalt".<sup>1</sup> An diesem Verständnis, das nichts mit realen Gegebenheiten zu tun haben muß, wirken auch die Medien mit.

Es steht fest, daß Arbeitslosigkeit trotz ihrer Normalität in den letzten beiden Jahrzehnten in der öffentlichen Meinung ein Stigma der Devianz aufweist. Diese Devianz "is not an intrinsic attribut of any behaviour, but is instead the distilled result of a social process of labelling".<sup>2</sup> Zu dieser Sichtweise haben die Medien beigetragen, und das durch zumindest zwei unterschiedliche Darstellungsformen von Arbeitslosen. Zum einen werden häufig Geschichten über sogenannte Sozialschmarotzer verfaßt, zum anderen gibt es jene Artikel vom Typ Sozialreportage, die vom traurigen Schicksal in der Arbeitslosigkeit berichten. Selbst ein so berüchtigtes Druckwerk wie die BILD-Zeitung stellt bei weitem nicht nur die negativen Seiten in den Vordergrund, sondern der Anteil jener Artikel, die sich mit sogenannten "Drückebergern" beschäftigt, ist verhältnismäßig gering.<sup>3</sup> Auf jeden Fall wirken die Medien auf die Öffentlichkeit zurück und werden ihrerseits wieder von den Behauptungen der Ökonomen, Meinungsforscher usw. beeinflusst, auch wenn "the subjects of social services and social security are not the stuff of which news is made".<sup>4</sup>

Ein bedenkliches Beispiel dazu stammt aus dem Allensbacher Institut für Demoskopie von Frau Noelle-Neumann. 1987 (rechtzeitig vor den Bundestagswahlen) veröffentlichte sie gemeinsam mit Peter Gillies jenes im vorigen Kapitel bereits gewürdigte Buch<sup>5</sup>, Auszüge daraus erschienen in einer Vorabserie in der konservativen Tageszeitung "Die Welt". Der Inhalt ihrer so spektakulären Thesen braucht hier nicht mehr wiederholt zu werden, von Bedeutung ist vielmehr die Tatsache, daß deren Veröffentlichung in den Medien zu einer breiten Diskussion über Arbeitsunwilligkeit führte. Die kritischen Stimmen zu ihrer Behauptung, der Großteil der Arbeitslosen wolle eigentlich gar nicht arbeiten, konnten den angerichteten Schaden nicht mehr gutmachen. Verwundern muß allein die obskure Logik, Arbeitslosigkeit sei selbstverschuldet, wenn man weiß, daß ungefähr zum selben Zeitpunkt (1986), als die Autoren ihre Untersuchung anstellten, in der BRD auf 2,2 Millionen



Arbeitslose 141.000 offene Stellen kamen; die Stellenandrangsziffer lag also bei über 1:15.

Angesichts solcher Behauptungen aus dem zumindest populärwissenschaftlichen Bereich brauchen andere Berichte in Zeitungen und Zeitschriften kein großes Erstaunen hervorrufen. In Österreich machte sich die Kronen-Zeitung schon vor einigen Jahren in einer Schmarotzer-Serie um das Thema verdient; andere Zeitungen stehen dieser Desinformationspolitik, wie es Zilian treffend ausdrückte, nicht nach. Vor allem im Sommer werden die entsprechenden Berichte forciert, was einerseits mit der mittlerweile mangelnden Attraktivität von "Nessie" zu tun haben könnte, andererseits aber auch mit dem Verdruß jener Redakteure, die in der Sommerzeit vor ihrem Computer sitzen müssen, während andere auf der 'faulen Haut liegen'. Anders kann man sich einen Artikel wie den folgenden wohl kaum erklären:

"Fast jeder Österreicher kennt inzwischen die empörenden Fälle von 'Sozialschmarotzertum', wenn etwa der Kellner im Saisonbetrieb, aber auch die im eigenen Betrieb angestellte Hotelieregattin in der ruhigen Zeit stempeln geht und auf Grund seines (ihres) hohen Verdienstes ein relativ hohes Arbeitslosengeld bezieht.

Fast jeder kennt die Fälle, wenn etwa Zehntausende Bauarbeiter im Winter die Arbeitslose beziehen, obwohl die Witterung einen Weiterbau erlauben würde. Und fast jeder kennt inzwischen jenen berühmten Arbeitslosen (und Arbeits-Unwilligen), der eine vermittelte Arbeit als unzumutbar ablehnt und statt dessen mit Arbeitslose und Pfusch ein bequemes Einkommen zusammenbringt."<sup>6</sup>

In diesem Artikel werden gleich alle Saisonarbeitskräfte der Gastronomie zu Sozialschmarotzern, was der Kenner der Situation mit Befremden feststellen wird. Interessant ist auch der zweite Absatz, der suggeriert, die arbeitslosen Bauarbeiter brauchten bei gutem Wetter ja nur weiterzuarbeiten, statt Arbeitslosengeld zu kassieren. Aber dies soll nicht das einzige Beispiel sein für das, was in den Redaktionen der heimischen Presse gebraut wird. Im folgenden sei noch eine Begebenheit wiedergegeben, an deren Recherche der Autor mitbeteiligt war. Ausgangspunkt war eine Schlagzeile mit der Überschrift "140 freie Jobs, 2400 Arbeitslose!", unter der zu lesen war:

"Unglaubliche Ergebnisse brachte eine Studie des Leobner Wirtschaftsbundes zutage: Obwohl es über 2400 Arbeitslose gibt, können fast 140 Stellen in verschiedenen Firmen im Bezirk Leoben nicht besetzt werden. Kritik gibt es auch an mangelnder Arbeitswilligkeit einiger Arbeitsloser.

...

Eine Untersuchung der Bezirksleitung Leoben des Österreichischen Wirtschaftsbundes, die 360 Betriebe angeschrieben hat, zeigte, daß Firmen nach wie vor nach Mitarbeitern

suchen, sie aber kaum bekommen können. 81 offene Lehrstellen und 57 offene Stellen für Verwendungsmöglichkeiten in 25 verschiedenen Berufen wurden von Betrieben bekanntgegeben."<sup>7</sup>

Nun ist es nicht besonders erstaunlich, wenn auch bei hoher Arbeitslosigkeit offene Stellen existieren, und der Stellenandrang von 1:17 spricht ebenfalls eine deutliche Sprache. Dennoch gingen Mitarbeiter des Büros für Sozialforschung in Graz dieser Meldung auf den Grund und recherchierten die Geschichte jeder offenen Stelle. Die genaueren Ergebnisse können in einer Studie von Hans Georg Zilian nachgelesen werden<sup>8</sup>, hier soll nur eine kurze Zusammenfassung erfolgen. Der Großteil der angeblich kaum zu besetzenden Stellen löste sich in Luft auf; von den 81 Lehrstellen waren 65 überhaupt erst im Sommer anzutreten, und die Unternehmer hatten zum Teil sogar schon Lehrlinge gefunden. Ähnliche und andere Phänomene reduzierte auch die Zahl der Erwachsenenarbeitsplätze. In Summe kann von einer Handvoll schwierig zu besetzender Stellen gesprochen werden, was nahelegen würde, diese Stellen und ihre Attraktivität einer genaueren Prüfung zu unterziehen. Ohne dies nun näher erläutern zu wollen, steht auf jeden Fall fest, daß es sich hier um eine eindeutige – vielleicht sogar gezielte – Fehlinformation handelte. Daß der Aufdeckung der Fehlinformation kein Platz mehr eingeräumt wurde, braucht sicherlich nicht erwähnt werden.

Diese Form der Medienberichterstattung führt zu einer Meinung in der Öffentlichkeit, die Alain Deacon – unter der Voraussetzung, daß Mißbrauch von Arbeitslosengeld existiert – folgendermaßen skizziert: "... the degree of popular concern is out of all proportion to its extent, and may be fairly termed 'scroungerphobia'".<sup>9</sup> Eine der Wurzeln der "scroungerphobia" liege in den Presseberichten. Eine Studie der Glasgower University Media Group (Bad News, 1976) prägte dafür den Begriff des "agenda setting", was bedeutet: "the ability to give certain events public prominence whilst ignoring others".<sup>10</sup> Atkinson et al. verweisen z.B. darauf, daß viele Studien, die den Zusammenhang zwischen der Dauer der Arbeitslosigkeit und dem Arbeitslosengeld zeigen, große Aufmerksamkeit erregt haben: "They have been used – and misused – in public debate about the conduct of policy."<sup>11</sup> Die Medien spielen in der Beeinflussung der öffentlichen Meinung eine wichtige Rolle, wie aus den verschiedensten Beispielen zu ersehen ist, allerdings sollte das Ganze nicht überbewertet werden.

Deacon meint denn auch, daß es lächerlich wäre zu behaupten, das nationale Vorurteil über das Schmarotzen sei lediglich eine Reflexion des Pressevorurteils.<sup>12</sup> Jörg Aufermann stellte fest, es gebe keine direkte Wirkungsweise von Massenmedien, die Meinungen würden von den Rezipienten nicht einfach übernommen. Vielmehr übe der Rezipient Einfluß durch bewußte Auswahl, selektive Wahrneh-

mung, charakteristische Interpretation und in einer postkommunikativen Phase durch das selektive Erinnern.<sup>13</sup> Vor allem bezüglich der Haltung gegenüber Arbeitslosen dürften mediale Berichte auf bereits vorhandene Dispositionen treffen. Um ihren Einfluß zu erklären, müßten daher die gesellschaftlichen Werte berücksichtigt werden und insbesondere die Wichtigkeit von Arbeit als eine Quelle sozialen Status'.<sup>14</sup> In diesem Sinn sind Katz und Lazarsfeld zu verstehen, die meinten, Meinungen seien beständiger, wenn sie von einer Gruppe geteilt werden, selbst "unter dem Druck eines 'Werbefeldzuges' ändern die Leute eher gemeinsam als einzeln ihre Ansicht".<sup>15</sup> Der Einfluß des sozialen Umfeldes bei der Meinungsbildung über Arbeitslose ist sicher von Bedeutung, Medienberichte wiederum können diese Gruppenmeinung verstärken. Die Wirkungsweise auf die Rezipienten könnte also jene sein, die Maurice Halbwachs dem guten Redner zuschreibt:

"Die gesamte Kunst des Redners besteht vielleicht darin, seinen Zuhörern die Illusion zu verschaffen, daß die Überzeugungen und Gefühle, die er in ihnen wachruft, ihnen nicht von außen her eingegeben worden sind, daß sie sie von sich selbst aus entwickelt haben, daß er lediglich erraten hat, was im geheimen ihres Bewußtseins entstand, und daß er ihnen nur seine Stimme geliehen hat."<sup>16</sup>

Wir sollten sogar noch weiter gehen und behaupten, es sei gar keine Illusion, die er erweckt, sondern die Realität. Für unseren Fall hieße dies, die Berichterstattung über die vorgeblichen "Sozialschmarotzer" erinnert den Menschen an seinen internalisierten Zwang zur Arbeit, der zum kollektiven kulturellen Gedächtnis unserer Gesellschaft gehört. Das sogenannte kulturelle Gedächtnis bewahrt den Wissensvorrat einer Gruppe und durch seine Rekonstruktivität bezieht es sein Wissen immer auf die aktuelle Situation.<sup>17</sup> Dies erklärt uns, warum die Schmarotzerdiskussion gerade zu Zeiten hoher Arbeitslosigkeit losbricht, wie uns verschiedene Studien lehren, so etwa Alain Deacon: "... accusations of malingering have been made most frequently in periods of high unemployment ...".<sup>18</sup> Die Einstellungen gegenüber Arbeitslosen würden also zu dem Zeitpunkt härter, wenn es für sie am schwierigsten sei, Arbeit zu finden. Dieses Paradoxon führt er auf das Faktum zurück, daß im gleichen Zeitraum der Lebensstandard der gesamten Bevölkerung gesunken sei.<sup>19</sup> Dies würde dem konflikttheoretischen Ansatz der Vorurteilsforschung entsprechen, der knappe Ressourcen als eine Ursache von Vorurteilen betrachtet. Für Kanada berichten Golding und Middleton von demselben Phänomen: "As Canadian unemployment hit peaks unprecedented since the Great Depression, television and newspaper commercials rammed home the message that welfare abuse was rife and had to be stomped out."<sup>20</sup>

Bei hoher Arbeitslosigkeit wird diese also zum Problem, was sich in der Berichterstattung der Medien niederschlägt. Beispielsweise analysierten Peter Golding und Sue Middleton in den letzten sechs Monaten des Jahres 1976 alle Wohlfahrts- und Sozialversicherungsneuigkeiten in den Fernsehnachrichten, in der nationalen Presse, in der lokalen Presse und in den Radioprogrammen zweier Städte. Nicht weniger als 30,8% der Beiträge handelten vom Mißbrauch von Leistungen und 12,6% von damit verbundenen Gerichtsverfahren. Die Sprache der Presse stilisierte dabei das Ganze zu einem dramatischen Konflikt zwischen der Gesellschaft und Außenseitern.<sup>21</sup> Das wiederum wirkt auf die Einstellungen der Rezipienten zurück, die bei entsprechender öffentlicher Umsetzung dieses Problems in ganz gewisser Weise reagieren – nämlich mit zumindest verbaler Ablehnung des Wohlfahrtsstaates.

Peter Taylor-Gooby führt einige Studien an, die das Mißtrauen der Menschen gegen den Wohlfahrtsstaat in Großbritannien dokumentieren.<sup>22</sup> Demnach werden vornehmlich Unterstützungen goutiert, die allen zugute kommen oder kommen könnten, während Unterstützungen für Minderheiten als Last für die Mehrheit empfunden werden. In einer Untersuchung in Großbritannien wurde zwischen "favoured" und "unfavoured services" unterschieden. Zu den ersten zählen beispielsweise "old age pension, sick and disabled services, old person's homes, home care for the elderly, education, widows benefit and national health insurance". Zu letzteren gehören "unemployment benefit, lone parent benefit, council housing, child benefit, day care for preschool children".<sup>23</sup> Offensichtlich ist die Mehrheit der Befragten der Meinung, sie könnten von Arbeitslosigkeit nicht betroffen werden.

Die unter anderem daraus resultierende neue Wohlfahrtspolitik Englands führte in den 80er Jahren zu einem Anstieg der Armut und nicht zuletzt zu dem Versuch, die Frauen zurück an den Herd zu bringen. So schreibt M. Barrett für die Situation um 1980: "Public sector cuts are likely to increase women's dependence on men."<sup>24</sup> Anlässlich einer Befragung, bei welchen Ausgabenposten die britische Regierung sparen sollte, stand die "social security (e.g. pensions and unemployment benefit)" an erster Stelle bei den Sparmaßnahmen und an letzter Stelle bei den höheren Ausgaben. Die Kosten von Verteidigung, Handel und Industrie oder Straßenbau wurden z.B. höher eingeschätzt.<sup>25</sup> Auch Margaret Norris rekurriert auf eine solche Erhebung, die die negative Einstellung zu diversen Gruppen erhob, die öffentliche Unterstützung benötigen. Hier schnitten Arbeitslose besonders schlecht ab; 1973 landeten sie vor Zigeunern, Drogenabhängigen und Obdachlosen an viertletzter Stelle, 1976 noch vor "coloured immigrants" an fünftletzter Stelle. Das Ergebnis überrascht insofern, als jugendliche Gesetzesbrecher, Alkoholiker und ehemalige Strafgefangene noch vor den Arbeitslosen rangieren.<sup>26</sup> Man muß zwar bei der

Interpretation solcher Meinungsumfragen Vorsicht walten lassen – "Firstly, what people say about their opinion is a poor guide to their likely actions and vice versa"<sup>27</sup> –, dennoch präsentiert sich diese öffentliche Meinung in konkreten politischen Ergebnissen. So wurde 1980/81 vom englischen Sozialminister eine Beamtenschaft von 1000 Mitarbeitern zusammengestellt, die härtere Richtlinien bei der Beurteilung von Ansuchen um Arbeitslosengelder gewährleisten sollten.<sup>28</sup> Genau diese unterschiedliche Wahrnehmung von sozialen Phänomenen bringt ein konservativer Abgeordneter sehr deutlich zum Ausdruck. Er beklagt, daß beim Department of Health and Social Security 2250 Beamte beschäftigt seien, um Bezieher von Sozialleistungen auf Kartoffeläckern zu erwischen, während nur 1870 Beamte für die Untersuchung von Steuerhinterziehung beschäftigt würden.<sup>29</sup> Der dabei verlorene Betrag übersteigt aber den Verlust durch ungerechtfertigten Leistungsbezug in vielfacher Höhe.

In all diesen Fällen treffen die Berichte über Sozialschmarotzer auf bereits vorhandene Einstellungen. Golding & Middleton schrieben für die Zeit um 1976/77 in Großbritannien, die Medien zögen eine Linie zwischen Steuerzahlern und deren "bitter resentment of all those who pay taxes to finance this spree" sowie den Empfängern von Wohlfahrtsgeldern, die zu Nicht-Bürgern erklärt werden.<sup>30</sup> Da aber die bekannten Fälle von Mißbrauch eine unbedeutende Größenordnung erreichen, wird vermutet, dies sei nur die Spitze eines Eisberges. Jene Vermutung tauchte in den letzten Jahren auch in der österreichischen Presse auf, wobei häufig – wie bereits erwähnt – ein Konnex zwischen Arbeitslosigkeit und Schwarzarbeit hergestellt wird.<sup>31</sup> Nachdem sich in Großbritannien aufgrund eines Berichtes des "Coordinating Committee on Social Security" herausgestellt hatte, wie geringfügig die mißbräuchliche Verwendung von Arbeitslosengeldern tatsächlich ist, reagierte die Presse mit dem Vorwurf, die Mehrzahl der Betrüger werde einfach nicht aufgedeckt. Der Kommentar von Golding & Middleton dazu ruft uns die Macht des Alltagswissens in Erinnerung: "If nobody knows, how do we know it is the tip of the iceberg? The answer is that everybody knows. By constant reference to 'common knowledge', popular journalism is able to create the very mythology it seeks to evoke."<sup>32</sup> Lediglich eine Zeitung räumte der Einschätzung des zuständigen Ministers Platz ein, der die Summe der unbeantragten Wohlfahrtsgelder, die den Betroffenen zustünde, hundertmal höher veranschlagte als jene, die durch Mißbrauch verlorenginge.<sup>33</sup>

In diesem Zusammenhang sind auch die Ergebnisse einer älteren amerikanischen Studie (Hovland et al.) von Interesse. Sie konnten zeigen, "daß von glaubhaften, hochangesehenen Quellen in der ersten Woche mehr Informationen behalten werden. Unglaubwürdige Quellen holten jedoch nach einigen Wochen auf. Die unter-

suchten Studenten hatten vergessen, woher die Informationen stammten".<sup>34</sup> Das führte die Forscher zu der Ansicht, in unglaublichen Informationen stecke so etwas wie ein "Sleeper-Effekt".<sup>35</sup> Über Arbeitslosigkeit und Arbeitslose existieren Erzählungen und Geschichten, die sich beharrlich weiterverbreiten, auch wenn sie oft simpelsten Plausibilitätsstandards nicht genügen. Diese werden aber wiederum von den Medien aufgegriffen und dadurch in die Öffentlichkeit zurückgetragen. Solch ein Desinformationszirkel führt dazu, daß der Wahrheitsgehalt der Erzählungen äußerst hoch eingeschätzt wird, im besten Fall vermutet man ein Körnchen Wahrheit. Es gilt wohl die folgende Feststellung von Michael J. Hill: "Much of the folklore about unemployment undoubtedly is fantasy."<sup>36</sup>

Es handelt sich dabei um sogenannte soziale Vorurteile, die "nicht nur von einer einzelnen Person, sondern von vielen Personen geteilt" werden und die "sich nicht auf einzelne, isolierte Vorurteils- und Einstellungsobjekte beziehen, sondern auf ganze Personengruppen".<sup>37</sup> Jene sozialen Vorurteile – und das entspricht auch den empirischen Ergebnissen dieser Arbeit – sind in keiner Weise systematisch überprüft und gehen "mit einer stereotypen Gefühlsreaktion gegenüber bestimmten sozialen Kategorien" einher.<sup>38</sup> Dies führt soweit, daß sogar einige unserer Arbeitslosen undifferenziert solche Gedanken übernehmen. Herr Metzger z.B. antwortete auf die Frage, was er sich denke, wenn er in der Zeitung von Sozialschmarotzern liest: *Die, da gib't s genug. Und das gehört normal abgeschafft. Ganz ehrlich.*<sup>39</sup> Die eigene Rolle als Arbeitsloser, der seit mehreren Jahren nicht mehr offiziell erwerbstätig ist, bleibt bei dieser Betrachtung völlig ausgeklammert. Auch bei Frau Schwarzbauer finden wir dieses interessante Phänomen. Sie weiß genau, was über sie getratscht wird, aber sie reflektiert dies im Gespräch mit dem Interviewer überhaupt nicht:

**I:** *Und so Berichte über Arbeitslose in den Medien, daß es so viele gibt, obwohl es so viel, so viel offene Stellen gibt, was denken Sie sich dabei, wenn Sie das lesen?*

**IP:** *So wie die Sandler und die, die tät' ich nichts geben. ... Und die was stempeln und so.*<sup>40</sup>

Andere unserer Arbeitslosen sehen das differenzierter. Zwar kennen sie "den Standpunkt der Normalen", wie Goffman das genannt hat<sup>41</sup>, aber sie berücksichtigen ebenso ihre eigene Situation als Betroffene. Herr Bäcker meint dementsprechend, der Prozentsatz der Sozialschmarotzer sei verschwindend gering und zu den Medienberichten: *Na, das ist ein Blödsinn. Das finde ich komplett falsch.* Außerdem sei Österreich nicht so übersozial, wie immer behauptet wird.<sup>42</sup> Herr Maier schenkt solchen Berichten ebenfalls nur bedingt Glauben; die meisten Betroffenen würden arbeitslos, weil sie von der Firma *hinausgeschmissen* werden.<sup>43</sup> Herr Gruber räumt zunächst ein, es könnte Sozialschmarotzer geben, aber: ... *ich*

*meine, ich hab' erstens einmal keine noch gesehen, auch keine Filmberichte über das Ganze, ..., und das, was ich lese, weil schreiben kann man viel, Papier ist geldig.*<sup>44</sup>

Schließlich gibt es noch jene, die heftig darauf reagieren, wenn von diesen Medienberichten die Rede ist. Die einen tun dies aus einer sehr selbstbewußten Position, die anderen in der Erkenntnis, wie schlecht ihre Chancen stehen. Herr Gangl wird durch die Berichte in seinem ohnehin nicht ausgeprägten Selbstwertgefühl noch weiter gekränkt: *Da stelle ich, ehrlich gesagt, die Haare auch auf, ja. Weil das ärgert mich, sowas. Weil ich bin kein Sozialschmarotzer deswegen.*<sup>45</sup>

Herr Schwaiger gibt sich selbstbewußter, was damit zusammenhängen könnte, daß er sich wegen des Besuchs eines Umschulungskurses gar nicht als Arbeitsloser versteht. Er glaubt zwar schon, daß es Sozialschmarotzer gebe, aber auf die Frage, ob er sich angegriffen fühle, läßt er seinem Unmut freien Lauf: *Ja wie-, wieso soll ich mich selber ange-, ich weiß es ja, wie schwer daß es ist, daß du wieder eine Arbeit kriegst, nicht. Der soll einmal, also es soll irgendeiner einmal probieren, von den Schreiberlingen, der was-, weil geschrieben ist es ja schnell, nicht.*<sup>46</sup> Der saisonarbeitslose Kellner Herr Friedl ist uns schon öfters mit seinem Selbstbewußtsein aufgefallen, und er läßt auch an jenen Leuten, die solche Berichte schreiben, kein gutes Haar. Zwar vermutet er ebenfalls, daß es Sozialschmarotzer gebe, aber die dürfe man nicht unter den Saisonarbeitslosen der Gastronomie suchen:

*... es ist ja, ich meine, ich finde das link, wenn einer das sagt. ... wenn ich jetzt, sagen wir, wirklich fünf Monate beinhart gearbeitet habe, mit einem Tag frei in der Woche; hab' meine 16 Stunden gearbeitet jeden Tag, dann bin ich froh, wenn ich einmal zwei Monate nichts tun kann. Und der was wirklich blöd mault, der was sagt, wir sind Schmarotzer ..., der soll einmal arbeiten gehen in unserem Gewerbe sechs Monate, weil hinter einem Schreibtisch hucken, die acht Stunden runterklopfen, das kann ein jeder.*<sup>47</sup>

Die Reaktion auf die Medienfrage war stark davon beeinflusst, wie sehr sich die Arbeitslosen von einer negativen Berichterstattung persönlich angegriffen empfanden. Jene, die sich selbst betroffen fühlten, zeigten eine starke Ablehnung, auch wenn sie meinten, es gäbe Sozialschmarotzer. Bei den übrigen trat jener Mechanismus in Kraft, bei anderen Arbeitslosen diese Symptome zu orten, sich selbst jedoch überhaupt nicht damit in Verbindung zu bringen.

Die Form der Berichterstattung kann aber intensiv nachwirken. In einer britischen "Quality of life"-Umfrage rangierten auf die Frage "What is the one thing you would most like to change to improve the quality of life in Britain today?" die Nennungen "make people work" und "stop social security abuses" an dritter Stelle. Diese Angaben erreichten dadurch höhere Priorität als Verbrechen, Streiks, Steuerfragen,

Immigration oder Weltfrieden.<sup>48</sup> Das wird sicherlich mit der Rolle der Medien zusammenhängen, über tagespolitische Konjunkturen mitbestimmen zu können, die wiederum Meinungsumfragen beeinflussen.



## Anmerkungen

- 1 Blumer 1973, S.153.
- 2 Simmons 1965, S.223.
- 3 Riedmüller 1988, S.78.
- 4 Golding & Middleton 1982, S.68.
- 5 Noelle-Neumann & Gillies 1987.
- 6 Kurier, 14.8.1988.
- 7 Kleine Zeitung, 26.3.1988.
- 8 Zilian 1990a, S.164ff.
- 9 Deacon 1978, S.122.
- 10 Ebenda, S.124.
- 11 Atkinson et al. 1984, S.4.
- 12 Deacon 1978, S.124.
- 13 Aufermann 1976, S.183ff.
- 14 Deacon 1978, S.124.
- 15 Katz & Lazarsfeld 1962, S.12.
- 16 Halbwachs 1967, S.27.
- 17 Assmann 1988, S.13.
- 18 Deacon 1978, S.125.
- 19 Ebenda, S.126.
- 20 Golding & Middleton 1982, S.3.
- 21 Golding & Middleton 1978, S.195f.
- 22 Taylor-Gooby 1985, S.19 und 26f.
- 23 Ebenda, S.30f.
- 24 Barrett 1980, S.264.
- 25 Lewis 1980, S.288f.
- 26 Norris 1978, S.18.
- 27 Taylor-Gooby 1985, S.22.
- 28 Moore 1981, S.138.
- 29 Zitiert nach Pahl 1984, S.98.
- 30 Golding & Middleton 1978, S.196.
- 31 Hofbauer & Schüssel 1984, S.268ff.
- 32 Golding & Middleton 1978, S.196.
- 33 Golding & Middleton 1982, S.79.
- 34 Koch-Hillebrecht 1978, S.107.
- 35 Ebenda.
- 36 Hill 1970, S.191.
- 37 Barres 1978, S.51.
- 38 Ebenda.

39 A9.

40 A5.

41 Goffman 1980, S.45.

42 A10.

43 A8.

44 A2.

45 A3.

46 A1.

47 A11.

48 Deacon 1978, S.127.

## Arbeit und Arbeitslosigkeit im common sense

Es wurde bisher argumentiert, viele Einstellungen gegenüber Arbeitslosen hätten vorurteilshaften Charakter, da sie sich nicht auf die reale Situation von Arbeitslosen beziehen. Die Ansätze aus der Vorurteilsforschung, die hier referiert wurden, vermögen nach meiner Meinung, die Konstituierung von Vorurteilen und Stereotypen gegenüber Arbeitslosen zu erklären. Die Funktion, die sie erfüllen, ist im Zusammenhang mit der eigenen und der Gruppenidentität zu sehen. Wirksam werden all jene Komponenten jedoch erst in einem breiteren kulturellen Kontext, der in diesem abschließenden Kapitel behandelt werden soll. Dieser breitere Kontext wird hier mit den Konzepten des "kollektiven Gedächtnisses"<sup>1</sup>, des "common sense"<sup>2</sup> und des "mundanen Denkens"<sup>3</sup> beschrieben.

Maurice Halbwachs sprach bereits vor einigen Jahrzehnten von einem sogenannten kollektiven Gedächtnis, Jan Assmann hat auf dieser Basis ein erweitertes Konzept vorgelegt. Halbwachs verwies darauf, "daß unser Gedächtnis immer irgendwie einer Gruppe angehört"<sup>4</sup>:

"Aber unsere Erinnerungen bleiben kollektiv und werden uns von anderen Menschen ins Gedächtnis zurückgerufen – selbst dann, wenn es sich um Ereignisse handelt, die allein wir durchlebt und um Gegenstände, die allein wir gesehen haben. Das bedeutet, daß wir in Wirklichkeit niemals allein sind. Es ist nicht notwendig, daß andere Menschen anwesend sind, die sich materiell von uns unterscheiden: denn wir tragen stets eine Anzahl unverwechselbarer Personen mit und in uns."<sup>5</sup>

Was hier bei Halbwachs noch einigermaßen vage umschrieben ist, verweist uns auf die Tatsache, daß unser Gedächtnis kein absolut individuelles ist, sondern von einer Vielzahl von Erfahrungen beeinflusst wird. George Herbert Mead, der mit seinem Werk die Sozialwissenschaften nachhaltig beeinflusst hat, ging im Zusammenhang mit Identität von ähnlichen Gedanken aus, wenn er meinte, wir organisierten "normalerweise unsere Erinnerungen auf der Schnur unserer Identität. Wenn wir Dinge zeitlich einstufen, dann immer aus der Sicht unserer vergangenen Erfahrungen".<sup>6</sup> Dabei sollte diese Einstufung nicht auf die zeitliche Dimension beschränkt werden. Die Gleichförmigkeit der Erzählungen über Arbeitslose bestätigen sowohl Halbwachs als auch Mead, und als Beleg seien zudem Aussagen von Berufsschülern und -schülerinnen aus dem Jahr 1927 angeführt, die Ali Wacker zitiert hat. Die Schülerinnen und Schüler sollten ihre Gedanken über Arbeitslose zu Papier bringen, und diese Aussagen könnten genauso gut aus dem Jahr 1992 stammen. In den Aufsätzen heißt es unter anderem: "Wer arbeitslos ist,

ist zu bequem.' '... ein fleißiger Mensch bekommt immer Arbeit.' 'Wer Lust und Freude zur Arbeit hat, der bekommt auch zu jetziger Zeit eine Stelle.'<sup>7</sup> Auch Peter Golding und Sue Middleton hatten festgestellt, "that these ideas have lengthy pedigrees in popular consciousness".<sup>8</sup> Sie zitieren die Zeitung "The People" vom 3. Mai 1925, die einen Artikel mit der Überschrift "Dole Frauds to Stop – Plans Being Prepared for Great Comb-Out" auf der Titelseite plazierte.<sup>9</sup>

Einstellungen zu Arbeit und Arbeitslosigkeit werden also in Form eines historischen Gedächtnisses weitergegeben, das aus verschiedenen Quellen gespeist wird.<sup>10</sup> So wie – nach Victor Turner – gegenwärtige Bedeutungsschattierungen von modernen Wörtern mit früheren Sinngehalten besetzt sind, da im Gehirn, Vorhirn und im selbständig funktionierenden System fortbestehende "archaische" Strukturen weiterhin mit der Neokortex interagieren<sup>11</sup>, so werden auch gewisse Einstellungen gegenüber sozialen Tatbeständen historisch beeinflusst bzw. über längere Zeiträume vermittelt. Jan Assmann meinte, im Tierreich sicherten genetische Programme die Arterhaltung, während der Mensch auf andere Mittel sinnen müsse. "Auf dieses Problem antwortet das kulturelle Gedächtnis: als Sammelbegriff für alles Wissen, das im spezifischen Interaktionsrahmen einer Gesellschaft Handeln und Erleben steuert und von Generation zu Generation zur wiederholten Einübung und Anweisung ansteht."<sup>12</sup> In der Vorurteilsforschung rekurriert man darauf vor allem mittels des lerntheoretischen Ansatzes. Barres hält es demnach für wahrscheinlich, "daß die meisten sozialen Einstellungen und Vorurteile über das sogenannte Beobachtungslernen und den Prozeß der Identifikation zustandekommen und dadurch aufrechterhalten werden, daß sie von den eigenen Gruppenmitgliedern geteilt und so immer wieder direkt oder indirekt Verstärkung erfahren".<sup>13</sup> Manfred Markelka entwirft das Bild einer sozialen Integration, die die Mitglieder einer Gruppe dazu zwingt, Gruppenselbstverständlichkeiten – und damit Vorurteile – miteinander zu teilen und deren Einhaltung zu kontrollieren. "Auf diese Weise können Vorurteile gepflegt und gruppenspezifisch 'vererbt' werden, weil sie quasi als Kulturgut der Eigengruppe gelten."<sup>14</sup> Katz und Lazarsfeld weisen darauf hin, daß die Übereinstimmungen mit den Normen einer Gruppe nicht einmal bewußt angestrebt werden müssen, sondern sie können auch unbewußt geschehen.<sup>15</sup> Bausinger spricht in diesem Zusammenhang von einer realitätsstiftenden Wirkung – "Stereotypen bieten Identifikationsmöglichkeiten an, über die neue Realbezüge entstehen können".<sup>16</sup>

Aber es sind eben nicht nur Vorurteile, die solcherart transportiert werden, sondern vor allem kollektive Einstellungen, die diese Vorurteile erst bedingen. Wie durch die vorliegende Studie klar geworden sein sollte, führt die Einstellung zur Arbeit eine solche Verbindlichkeit vor, die gewisse Verhaltensmuster gegenüber Arbeitslosen erst verursacht. Diese Verbindlichkeiten wiederum sind verbunden mit

Verhaltensregeln, nach denen diverse Handlungen als "richtig" bezeichnet und andere als "falsch" verboten werden.<sup>17</sup> Eine Abweichung von diesen Regeln ist nur um den Preis eines Außenseiterdaseins zu erkaufen. Die Zurückhaltung, mit der die meisten Arbeitslosen in ihrem sozialen Umfeld agieren, läßt die Vermutung zu, daß sie sich genau dieses Umstands bewußt sind. Sie haben als stigmatisierte Personen, um es mit Goffman auszudrücken, in einer Phase des Sozialisationsprozesses den Standpunkt der "Normalen" kennengelernt und in sich aufgenommen.<sup>18</sup> Daher können sich Arbeitslose gar nicht richtig zu ihrem Arbeitslosendasein bekennen, sondern versuchen dieses umzudeuten. Ihr "inferiorer" Status führt zu einem persönlichen Schamgefühl, dessen Folge Sighard Neckel zutreffend eingeschätzt hat. "Scham belastet die Person und verunsichert sie, Scham isoliert: Sich schämen macht einsam. Scham ruiniert das Selbstbewußtsein und andere können das sehen."<sup>19</sup> Norbert Elias führt folgenden Gedanken an:

"Der Konflikt, der sich in Schamangst äußert, ist nicht nur ein Konflikt des Individuums mit der herrschenden gesellschaftlichen Meinung, sondern ein Konflikt, in den sein Verhalten das Individuum mit dem Teil seines Selbst gebracht hat, der diese gesellschaftliche Meinung repräsentiert; es ist ein Konflikt seines eigenen Seelenhaushalts; er selbst erkennt sich als unterlegen an."<sup>20</sup>

Diese Einschätzung trifft auf unsere Arbeitslosen zu, die - wie bereits angeführt - die gesellschaftliche Meinung häufig antizipieren, weil sie eben einen Teil ihrer eigenen Identität darstellt. In Erich Kirchlers Studie ist die Selbsteinschätzung von Arbeitslosen augenscheinlich zutage getreten. Kirchler hatte 179 Personen über die Ursachen von Arbeitslosigkeit befragt. Unter den Befragten befanden sich je 25 Unternehmer, Beamte, Hausfrauen, Arbeiter, Angestellte, Studenten sowie 29 Arbeitslose. "Während in allen Gruppen eine Tendenz zu einem positiven Selbstbild als Fremdbild festzustellen ist, gilt für die Arbeitslosen dieses Positivitätsbias nicht." Jene attribuierten sich die typischen negativen Eigenschaften, die ihnen auch von den anderen Berufsgruppen zugeschrieben wurden.<sup>21</sup> Peter Guggemos zitiert eine Studie von Hentschel et al., nach der immerhin 37% der befragten Arbeitslosen dem Satz "Sehr viele Arbeitslose haben keine Lust zu arbeiten und wollen dem Steuerzahler nur auf der Tasche liegen" zustimmen.<sup>22</sup> Diese Ergebnisse werden zum Teil ebenso von unseren Arbeitslosen bestätigt. Von Frau Schwarzbauer haben wir bereits gehört, daß sie denen, die "sandeln" und "stempeln", am liebsten kein Geld geben würde.<sup>23</sup> Herr Maier ortet ebenfalls viele negative Seiten an seinen Schicksalsgefährten, wobei ihn vor allem jene stören, die nebenbei noch eine Erwerbsmöglichkeit haben: *Und wie ich eben sag' - ja, die Mitnützer, es sind schon genug Mitnützer, möchte ich schon sagen.*<sup>24</sup> Von Herrn

Metzger, der zum Zeitpunkt des Interviews bereits eine siebenjährige Arbeitslosenkariere hinter sich gebracht hatte, haben wir ebenfalls vernommen, was er von anderen Arbeitslosen hält; denn er weiß, daß jeder arbeiten könne, wenn er nur wolle.<sup>25</sup> In der einen oder anderen Form finden wir diese ablehnende Haltung noch in den Interviews von Herrn Friedl, Herrn Schweiger und Herrn Gangl.<sup>26</sup>

Diese negative Haltung ist jedoch, um noch einmal auf Norbert Elias zurückzukommen, nicht nur Resultat eines Konfliktes im eigenen Seelenhaushalt der Arbeitslosen, sondern wird verstärkt durch die ständigen Erfahrungen in deren Alltag. All die subtilen und weniger subtilen Hinweise auf ihr schlechtes Image – angefangen von den Nachbarn bis zu den Vorstellungsgesprächen – verdeutlichen, daß die Selbsteinschätzungen von den gesellschaftlichen Gegebenheiten mindestens ebenso beeinflußt sind wie von den Selbstzwängen der eigenen "Seele", da die Arbeitslosen die entsprechenden Gruppenmeinungen ebenfalls internalisiert haben. Geprägt werden die Arbeitslosen dabei – ebenso wie die anderen Mitglieder der Gesellschaft – von dem, was Assmann "Identitätskonkretheit" oder "Gruppenbezogenheit" des kulturellen Gedächtnisses genannt hat:

"Das kulturelle Gedächtnis bewahrt den Wissensvorrat einer Gruppe, die aus ihm ein Bewußtsein ihrer Einheit und Eigenart bezieht. Die Gegenstände des kulturellen Gedächtnisses zeichnen sich aus durch eine Art identifikatorischer Besetztheit im positiven ('das sind wir') oder im negativen Sinne ('das ist unser Gegenteil')."<sup>27</sup>

So deutlich wie gegenüber Arbeitslosen kommt diese Tatsache nur bei extremen Randgruppen unserer Gesellschaft zum Vorschein. Als einen weiteren bedeutenden Faktor des kulturellen Gedächtnisses streicht Assmann die Rekonstruktivität hervor. "Das kulturelle Gedächtnis verfährt rekonstruktiv, d.h., es bezieht sein Wissen immer auf eine aktuell gegenwärtige Situation. Es ist zwar fixiert auf unverrückbare Erinnerungsfiguren und Wissensbestände, aber jede Gegenwart setzt sich dazu in aneignende, auseinandersetzen, bewahrende und verändernde Beziehung."<sup>28</sup> Diese Wissensbestände sind in unserem Fall all jene Faktoren, die Arbeit im Bewußtsein der Mitglieder unserer Gesellschaft als Pflicht normiert haben. Zwar gibt es Graffiti und Sprüche, die das Gegenteil vermuten ließen, etwa:

"Lieber einen Bauch vom Saufen, als einen Buckel vom Arbeiten"  
oder

"Lieber Feste feiern, als feste arbeiten"<sup>29</sup>,

aber dabei dürfte es sich eher um einen spielerischen Umgang mit der Erwerbsarbeit im speziellen handeln, als um eine echte Ablehnung der Arbeit. Nahezu alle Aussagen in unseren Interviews deuten auf eine feste Verankerung von Arbeit als Pflicht hin.

An dieser Nahtstelle kann die Konzeption des kulturellen oder kollektiven Gedächtnisses<sup>30</sup> mit den verschiedenen Strängen der Vorurteilsforschung zusammengeführt werden. Wie bereits erwähnt, sind gemäß dem lerntheoretischen Ansatz Stereotype, Vorurteile und diskriminierendes Verhalten Ergebnis von Lernprozessen.<sup>31</sup> Man kann sicherlich ohne Bedenken behaupten, die Einstellung zur Arbeit werde von Kindheit an vermittelt. Diese Tatsache findet ihren Niederschlag beispielsweise in solch banalen Sprichwörtern wie "Ohne Fleiß kein Preis". Walter Maier schrieb denn auch, Sprichwörter spiegelten gesellschaftliche Bewertungen wider, "die im Laufe der zivilisatorischen Entwicklung verinnerlicht werden, so daß sie bereits antizipatorisch wirken".<sup>32</sup> In diesem Zusammenhang ist Clifford Geertz' Einschätzung des common sense von Interesse: "Die Weisheit des *common sense* ist schamloses und vorbehaltloses *ad hoc*-Wissen. Sie zeigt sich in Epigrammen, Sprichwörtern, Spruchweisheiten, Witzen, Anekdoten, Fabeln, einer Flut von Aphorismen, nicht aber in formalen Doktrinen, axiomatisierten Theorien und dogmatischen Lehrgebäuden."<sup>33</sup> In diesem Sinn wirkt die Tugend 'Fleiß' als vorausseilender Gehorsam und als "selbstverständliche Disziplin im Dienste gesellschaftskonformen Handelns".<sup>34</sup> Selbst wenn man bei den Proverbien Vorsicht walten lassen muß, weil sie im Laufe ihres oft sehr langen Lebens ihre Bedeutung eingebüßt haben könnten, darf unterstellt werden, daß in diesem Fall der Inhalt noch immer auf allgemein gültige Werthaltungen trifft. Auch Rudolf Schenda hat in seinem Beitrag über die "Verfleißigung der Deutschen" auf die Indoktrination des Tugendbündels 'Fleiß' hingewiesen.<sup>35</sup> Zwar stellt er die kritische Frage, ob es sich nicht bereits um eine überholte Ideologie handeln könnte – er beruft sich unter anderem ebenfalls auf die Wertewandel-Diskussion um das schon zitierte Buch von Noelle-Neumann und Strümpel sowie auf einige Graffitis –, aber er verweist auch darauf, daß diese Belege häufig aus einem humoristischen Kontext stammen.<sup>36</sup> Wenn wir uns die vielfältigen Vermittlungsinstanzen von Normen und Werten – wie eben die Tugend 'Arbeit' – vor Augen führen, dann können wir verstehen, warum diverse Einstellungen so stark in unseren Köpfen verankert sind. Jan Assmann meinte, das kulturelle Gedächtnis existiere in zwei Modi: "einmal im Modus der Potentialität als Archiv, als Totalhorizont angesammelter Texte, Bilder, Handlungsmuster und zum zweiten im Modus der Aktualität, als der von einer jeweiligen Gegenwart aus aktualisierte und perspektivierte Bestand an objektiviertem Sinn".<sup>37</sup>

Mit diesem zweiten Modus erinnert er an jene kognitive Theorie der Vorurteilsforschung, nach der Stereotype durch Vereinfachung und Kategorisierung der Information als Folge der begrenzten Informationskapazität des Menschen entstehen<sup>38</sup> und durch Prozesse der Aufnahme und Verarbeitung von Informationen beschrieben und erklärt werden.<sup>39</sup> Evaluierung, Akzentuierung und Generalisierung seien jene Kategorisierungsprozesse, "die geeignet sind, formal diejenigen Prozesse zu repräsentieren, die zur Bildung von Vorurteilen führen".<sup>40</sup> Aber diese Aspekte können eben nur zum Tragen kommen, wenn der Mensch bereits ein Bündel von Meinungen, Vorstellungen etc. zur Verfügung hat, nach denen er diverse Informationen überhaupt kategorisieren kann. Fehlen die Voraussetzungen, so können die Leistungen nicht vollbracht werden. Erst auf dieser Basis kann eintreten, was Hermann Bausinger eine "Überverallgemeinerung tatsächlicher Merkmale" genannt hat.<sup>41</sup> Tatsächliche Merkmale, um bei dem etwas holprigen Ausdruck zu bleiben, können unterschiedlicher Natur sein. Der arbeitslose junge Koch, dem ich mich so ausführlich widmete, weist einige 'tatsächliche' Merkmale auf, die ihn in den Augen seines sozialen Umfeldes zum Arbeitsunwilligen stempeln.<sup>42</sup> Aber oft reichen noch viel weniger Hinweise, um sich ein solches Bild zu verschaffen. Dies lehrt das Beispiel jenes Pensionisten, bei dem schon die Tatsache, daß er zu Mittag in der Sonne saß, hinreichende Evidenz dafür vermittelte, er sei arbeitsunwillig. Die unterschiedlichen Perzeptionen der Selbst- und Fremdwahrnehmung fußen auf eben jenen Bildern, die wir im Kopf haben und auf die wir zurückgreifen, wenn wir über keine Detailinformationen verfügen. So meinte Helge Gerndt, Stereotype geben "Einblick in die kulturprägende und das Alltagsleben bestimmende Kraft verfestigter, tradiert Bild- und Wertvorstellungen, in die Leistungen, aber speziell auch die Gefahren stereotypisierter ... Wirklichkeitserfahrung".<sup>43</sup> Diese Einstellungen erfüllen aber ebenso die Funktion, dem einzelnen innerhalb einer Gruppe Orientierungssicherheit zu bieten und Identität zu vermitteln.

Diese Sicherheit wiederum kann in Gefahr geraten – gemäß dem konflikttheoretischen Ansatz<sup>44</sup> –, wenn es zu einer realen oder vermeintlichen Konkurrenz um knappe Ressourcen kommt, was in unseren Interviews zu nahezu paradoxen Ausformungen führte. Die Befragten glaubten einerseits zwar zum Großteil, jeder der wolle, könne arbeiten, orteten aber andererseits die Schwierigkeiten am Arbeitsmarkt in einer zu hohen Ausländerbeschäftigung. Daß solche Widersprüche durchaus einem konsistenten Denkgebäude korrespondieren können, werden wir später bei Melvin Pollner sehen.<sup>45</sup> Für die Mutter des arbeitslosen Kochs sind die Ausländer schuld<sup>46</sup>, die negativen Ansichten werden einfach auf sie projiziert. Auch im Interview mit Frau Schwarzbauer, bei dem mehrere Personen



anwesend waren, werden die Ausländer als Ursache für die Arbeitslosigkeit thematisiert:

**Mann:** *Ja das ist einmal, das ist einmal das nächste Problem, mit den Ausländern sowieso, nicht. Ich meine, ich hab' sie ganz gern da als Touristen und so, aber nicht so, daß sie irgendwelchen Österreichern oder was den Arbeitsplatz wegnehmen.*

**Mutter:** *Ich find' sowas sowieso gemein, die Jugoslawen.*

**Mann:** *Jeder, jeder sagt, ja die Jugos kommen nur Kanalräumen, was ein Österreicher nicht macht; der größte Blödsinn, wieviel Österreicher gibt's, die was wirklich gern den Kanal räumen täten, nur damit sie ihre Kinder füttern könnten daheim, nicht. Und da ist es ja nicht nur so, daß die nur Kanalräumen gehen, weil schaut eini in irgendeine Behörde, irgendein Amt, allein das Landeskrankenhaus oder sonstwas, ist ja, jeder zweite ist ein "Tschusch", nicht. Auf gut Deutsch gesagt.<sup>47</sup>*

Herr Metzger und sein beim Interview anwesender Freund sehen in den Ausländern – neben der Arbeitsunwilligkeit – ebenfalls eine Ursache für die Arbeitslosigkeit:

**IP:** *Aber nur zum Beispiel die Jugos, wie da oben, normal gehört das verboten. Weil der "schöpft" oben mit 60 Schilling, ich hab' jetzt ein Erlebnis gehabt mit 30 Schilling, nicht, schwarz gearbeitet, nicht, nur hat er ihm sowieso 60 zahlt, das ist klar, und hat noch was dazukriegt. ... Der Jugo arbeitet, hat aber seine Trennung von unten gut. Dann kommt er eh auf einen 80er, 90er. Und wenn's das uns zahlen, nicht, die Trennung, dann geh' ich genauso Kanalgraben, wie sie immer sagen, Dreck putzen und so, mach' ich jede Arbeit. ... Schauen Sie einmal, müssen Sie eh wissen das, nicht. Weil der fangt mit 60 Schilling an, hat dann die Trennung, kommt er auf 80 Schilling. Und du fangst mit 65 Schilling an, nicht.*

...

**Mann:** *Nur, wennst nachher die, den Vergleich der Währung, mit dem rechnest, was er unten sein Geld wieder ausgibt, hat er 110, 120 Schilling, nicht, weil unten ist alles günstiger wie heroben.<sup>48</sup>*

Ein 71-jähriger Schlosser fragt, warum so viele Ausländer hereingelassen werden: *Türken; ja sollen unsere die Arbeit machen.<sup>49</sup>* Der arbeitslose Herr Maier ist derselben Ansicht, denn er würde lieber eine niedrigere Arbeit annehmen, bei der er ein bißchen mehr verdient, als Notstandshilfe zu beziehen. Wer dazu nicht bereit sei, dem gehöre die Notstandshilfe gestrichen. Seine Frau bestärkt ihn darin: *Weil daß wir heut' wirklich nur die Ausländer holen für unsere Dreckarbeit, versteht sie nicht, 20% jener Ausländer, die jetzt in Österreich beschäftigt sind, würden auch ausreichen.<sup>50</sup>* Die Meinung, es wären zu viele Ausländer in Österreich erwerbstätig, wird noch in mehreren Interviews geäußert<sup>51</sup> und mündet im extremsten Fall in der Forderung *Ausländer aussii; die Ausländer weg.<sup>52</sup>* In der Studie von Erich Kirchler schrieben die Arbeitslosen den Arbeitsplätzemangel unter anderem eben-

falls den Gastarbeitern zu<sup>53</sup>, und auch Manfred Marckfeld meint, daß in solchen Situationen "Ersatzziele" gesucht würden, die ohne gesellschaftliche Sanktionen angegriffen werden können; im allgemeinen dienten dabei Minoritäten als "Sündenböcke".<sup>54</sup> Wolfgang Stroebe verweist in diesem Zusammenhang darauf, daß Konflikte Vorurteile noch verstärken, was Interviews mit Arbeitslosen verdeutlichen, die nach ihrer Einstellung zu Ausländern befragt wurden.<sup>55</sup>

Die verschiedenen Vorurteiltheorien können also durchaus miteinander in Verbindung gebracht werden und überlappen sich in manchem; sie finden im kulturellen (oder kollektiven) Gedächtnis jenen Wissensvorrat, der diverse Kategorisierungen etc. gestattet. Wirksam werden all diese Faktoren jedoch in einem breiteren Kontext, den ich hier mit Clifford Geertz' kulturellem System des common sense bzw. mit Melvin Pollners "mundanem Denken" umschreiben möchte. Beide Ansätze gehen von ähnlichen Prämissen aus, die auf ein intersubjektives Alltagsverständnis der Menschen in einer Gesellschaft rekurrieren. Dem common sense liegt das Bestreben zugrunde, die Welt eindeutig zu machen. Dementsprechend weist Geertz darauf hin, daß die Unterstellung, jemandem gehe der common sense ab, nicht bedeute, er sei geistig zurückgeblieben, "sondern daß er mit den Alltagsproblemen, die das Leben ihm stellt, nicht fertig wird".<sup>56</sup> Er trifft weiters eine Unterscheidung zwischen verschiedenen Denksystemen und räumt darin dem common sense seinen Platz ein: "Die Religion begründet ihre Sache mit der Offenbarung, die Wissenschaft die ihre mit der Methode, die Ideologie mit moralischem Eifer, der *common sense* aber damit, daß es sich gar nicht um etwas Begründungsbedürftiges handelt, sondern um das Leben *in nuce*. Er beruft sich auf die Welt."<sup>57</sup>

Melvin Pollner wiederum geht mit seinem "mundanen Denken" von einer intersubjektiv gegebenen Welt aus, in der "die Mitglieder einer Gesellschaft auf einen sie schützenden Satz von Annahmen vertrauen, die den intersubjektiven Charakter von Ereignissen betreffen".<sup>58</sup> In ähnlicher Form hat George Herbert Mead diese These schon in den 30er Jahren vorweggenommen:

"Der Einzelne erfährt sich – nicht direkt, sondern nur indirekt – aus der besonderen Sicht anderer Mitglieder der gleichen gesellschaftlichen Gruppe oder aus der verallgemeinerten Sicht der gesellschaftlichen Gruppe als ganzer, zu der er gehört. Denn er bringt die eigene Erfahrung als einer Identität oder Persönlichkeit nicht direkt oder unmittelbar ins Spiel, nicht indem er für sich selbst zu einem Subjekt wird, sondern nur insoweit, als er zuerst zu einem Objekt für sich selbst wird, genauso wie andere Individuen für ihn oder in seiner Erfahrung Objekte sind; er wird für sich selbst nur zum Objekt, indem er die Haltung anderer Individuen gegenüber sich selbst innerhalb einer gesellschaftlichen Umwelt oder eines Erfahrungs- und Verhaltenskontextes einnimmt, in den er ebenso wie die anderen eingeschaltet ist."<sup>59</sup>

Pollner wendet sich gegen jene Philosophen, die glaubhaft machen wollten, unsere "objektiv vorgegebene Wirklichkeit" sei "nur eine solipsistisch konstruierte Traumwelt von Erscheinungen". Vor allem verweist er zu Recht darauf, daß die Annahmen über diese Welt auch von den Philosophen geteilt würden, "wenn sie ihre berufsmäßige Haltung aufgeben, die es ihnen erlaubt, ihre sonst empörenden Aussagen zu machen".<sup>60</sup> Pollner meint weiters, "eine Vielzahl von sonst quälenden Problemen" könne dadurch gelöst werden, "daß eine bestimmte Ansicht einfach hingenommen wird".<sup>61</sup> Innerhalb dieses Systems ist es unnötig, gewisse Erfahrungen selbst gemacht zu haben; sie müssen nur Eingang in den allgemeinen Wissensvorrat finden. Denn Menschen entwickeln ihre Einstellungen und Meinungen nicht nur auf der Basis persönlicher Erlebnisse und Erfahrungen, sondern ebenso aufgrund der vom Hörensagen aufgenommenen Informationen.<sup>62</sup> Ein kritischer Interviewpartner hatte diese Tatsache im Zusammenhang mit der angeblichen Prahlerei über die Höhe des Arbeitslosengeldes richtig erkannt, als er meinte, es sei ihm nicht passiert, *daß einer gesagt hat, er kriege soviel, sondern ein anderer erzählt über jemand, der verdient mehr in der Arbeitslose, dem geht es besser als beim Arbeiten und so. Also über Dritte wird das erzählt.*<sup>63</sup>

Diese Annahmen über das "mundane Denken" treffen auf unsere empirischen Ereignisse ziemlich eindeutig zu. Das komplexe Problem der Arbeitslosigkeit kann mit einer Handvoll Annahmen plausibel erklärt werden. Zum einen seien die Arbeitslosen an ihrer Misere selbst schuld, da sie nicht arbeiten wollen und stattdessen die Freuden des Freizeitens genießen. Zum anderen können zusätzliche Erklärungen wie hohe Ausländerbeschäftigung herangezogen werden. Selbst widersprüchliche Annahmen finden in diesem System ihren Platz. Einige unserer Befragten meinten beispielsweise, die Arbeitslosen wollten nicht arbeiten, orteten aber gleichzeitig aufgrund der hohen Ausländerbeschäftigung einen Arbeitsplätze-mangel. Oder sie konstatierten im allgemeinen Arbeitsunwilligkeit, kannten jedoch einen Fall – meist ein naher Verwandter –, auf den dieser Vorwurf nicht zutraf. Für Melvin Pollner sind solche Widersprüche Teil des Systems des "mundanen Denkens", und er erläutert dies mit dem Beispiel des Giftorakels bei den Azande, wie es Evans-Pritchard beschrieben hat. Selbst wenn dieses Orakel – nach unseren Vorstellungen – irrt, würde es noch immer "die ganze Struktur ihres Denkens abstützen". "Die Maxime der Azande 'das Giftorakel irrt nie' fungiert wie eine unkorrigierbare Aussage. Wie Evans-Pritchards Forschungen zeigen, ist die Maxime der Azande gegen jeglichen Zweifel immun: sie ist mit allen beobachtbaren und vorstellbaren Ereignissen vereinbar."<sup>64</sup> Dasselbe gilt für das Gesamtverständnis von Arbeitslosigkeit in der Meinung unserer Befragten, denn es verändert sich nicht, selbst wenn Einzelfälle davon abweichen können. So schreibt auch Pollner:

"Die Operationen, die das alltägliche Denken ausmachen, sind denen, für die das Giftorakel als Umschreibung diente, verwandt. Die Annahmen über Intersubjektivität und Objektivität sind in etwa der Doktrin von der Unfehlbarkeit des Orakels analog, zumindest in der Hinsicht, daß es unkorrigierbare Thesen sind, die die Suche nach Erklärungen vorantreiben und den Charakter der Erklärungen konstituieren, nach denen beim Auftreten von offensichtlichen Anomalien gesucht werden muß."<sup>65</sup>

In diesem System können die sozialisations- und kognitionsbedingten Einstellungen mühelos transportiert werden und finden in den Meinungen der meisten Mitglieder unserer Gesellschaft ihre Zustimmung. Das dokumentieren nicht nur die vielfältigen Äußerungen von unseren Befragten, in den Medien oder gar von Wissenschaftlern, in deren Modelle diese Annahmen Eingang finden, sondern auch die Aussagen von Politikern aller Couleurs, inklusive jener für den Sozialbereich zuständigen, die noch am ehesten jene Daten zur Hand hätten, die eine differenziertere Betrachtungsweise erlaubten. Dabei geht es vermutlich gar nicht so sehr um ein populistisches Schielen nach Wählerstimmen, sondern vielmehr um die Tatsache, daß auch diese Personen das System des common sense oder des "mundanen Denkens" internalisiert haben.

Common sense ist "das Ergebnis von Schlüssen, die der Verstand aus gewissen Vorannahmen ableitet"<sup>66</sup>, weshalb Expertenwissen in diesem Zusammenhang gar nicht gefragt ist bzw. nicht geglaubt wird. Ich mußte dies selbst einmal erfahren, als ich mich in einem öffentlichen Verkehrsmittel in eine Diskussion über sogenannte Sozialschmarotzer einmischte. Die Beteiligten schenken mir keinen Glauben, und der Buschauffeur hielt mir als Beweis für sein Wissen – er glaubt zumindest, was schwarz auf weiß geschrieben steht – die "Neue Kronen Zeitung" unter die Nase. Es trat genau das ein, was Clifford Geertz festgehalten hat: "Wie die Bekundungen der Frömmigkeit, so klingen auch die des gesunden Menschenverstandes immer gleich, ungeachtet dessen, was da gesagt wird; landläufige Weisheiten treten überall mit derselben aufreizenden Attitüde landläufiger Weisheiten auf."<sup>67</sup> Das Image von Arbeitslosen, um es mit Manfred Markeska auszudrücken, wird von den Beteiligten an jener Diskussion als verbindliche Meinung angesehen, ohne die Gültigkeit des Images an Hand von Tatsachen zu überprüfen.<sup>68</sup> In Einzelfällen sind die Menschen jedoch durchaus bereit, dieses Bild zu korrigieren, was aber an der Gesamteinstellung nichts verändert.

Im common sense hält sich jeder für einen Experten; der common sense definiert sich geradezu dadurch, daß er Eigentum aller ist. Deshalb darf es auch nicht verwundern, mit welcher Sicherheit viele Befragte die Antwort auf die Frage parat hatten, was gegen Arbeitslosigkeit getan werden könnte. Zwar hat die Sozialpsychologie längst festgestellt, daß Einstellungen nicht unbedingt in ein gleichgeartetes

Verhaltensmuster münden müssen, die sogenannte attitude-behavior-relationship demnach als eher gering angesehen wird<sup>69</sup> bzw. kein direkter und kausal eindeutiger Zusammenhang zwischen Einstellung und tatsächlichem Verhalten angenommen werden kann<sup>70</sup>. Dennoch können die Maßnahmen, die hier vorgeschlagen wurden, einigermaßen erschrecken, weil sie eindeutigen Zwangscharakter aufweisen. Dabei berufen sich die Befragten gerne auf Zeiten, von denen wir heute lieber im Sinne einer Aufarbeitung und Bewältigung hören wollen als im Sinne einer – zumindest gedanklichen – Verfestigung diverser Praktiken. Vielleicht handelt es sich bei den Aussagen nur um eine Rechtfertigung der eigenen Biographie, die auf diese Art und Weise Bedeutung erhalten soll, wenn den damaligen Lebensumständen, unter denen die meisten Betroffenen doch zu leiden hatten, eine positive Seite abgewonnen werden kann. Trotzdem erschüttern manche Äußerungen. Die Mutter unseres Kochs will etwaigen Vermutungen gleich zuvorkommen, wenn sie feststellt, sie sei kein Nazi, *aber der Arbeitsdienst gehört her*.<sup>71</sup> Ein älteres Ehepaar erläutert seine Einstellung zu diesem sozialen Problem anhand der eigenen Biographie, womit sie jene These eindrucksvoll in Frage stellen, man könne aus der Geschichte lernen:

**Frau:** *In unserer Jugend, wir haben auch eine schwere Arbeitslosenzeit gehabt. Da haben wir überhaupt nichts gekriegt. Wir sind fort nach Deutschland in meiner Jugend. Ich habe eine Schule gehabt und habe müssen in die Landwirtschaft arbeiten gehen.*

**Mann:** *Das hat jeder machen müssen, auch bei uns dann, wie er da war, der Hitler. Das Ausgesteuertsein ist sehr hart, aber das, was heute ist, ist wieder zuviel des Guten. Das ist halt das andere Extrem.*<sup>72</sup>

Die heutigen Arbeitslosen werden wohl kaum der Meinung sein, es handle sich bei den für sie aufgebrauchten Zuwendungen um zuviel des Guten, zumal die öffentliche Hand, wie wir gehört haben, beileibe kein Füllhorn des Überflusses über ihnen ausgießt. Zwar kann nicht geleugnet werden, daß die meisten Betroffenen nicht mehr um ihre Subsistenz bangen müssen<sup>73</sup>, aber gerade das stellt doch den immanenten Sinn des Systems dar. Unsere Interviewpartner können sich dieser Sichtweise nicht unbedingt anschließen und berufen sich stattdessen auf die Autorität des common sense, der viele Arbeitslose ortet, die diese Unterstützung entweder gar nicht benötigten oder zumindest ausnützten. Aber eine Änderung gehe leider nur mit Zwang. *Wo man wirklich ratzeputz sagt: Entweder du gehst, oder du kriegst nichts.*<sup>74</sup> Auch ein 45jähriger Installateur meint auf die Frage, was man gegen Arbeitslosigkeit tun könne: *Zwingen zum Arbeiten.*<sup>75</sup> Eine Pensionistin wiederum sieht den Staat von Faulenzern und Schwarzarbeitern bedroht, weshalb er bald nichts mehr finanzieren könne, da keine Steuern hereinkommen. *Also ist es ganz richtig, daß man diese dann schon zwingt, irgendeine Arbeit anzuneh-*

men. Oder, daß sie ausgesteuert werden. So wie früher, du kriegst kein Geld mehr.<sup>76</sup> Unser Baumeister Kaltenbrunner beschwört ebenfalls andere Methoden, weil die Wirtschaft sonst nicht mehr konkurrenzfähig sein wird. Er persönlich sei nämlich nie arbeitslos gewesen:

**IP:** *Nein! Da hat es immer – das war nach dem Krieg, da hat es geheißen: Fest schöpfen! Und drum versteh' ich das auch nicht, da, ich habe kein Verständnis dafür, wenn einer nicht will, nicht, das ist das.*

**I:** *Sie stoßen immer wieder auf diese Leute?*

**IP:** *Freilich stoßt man immer wieder auf Leute, die nicht wollen und nicht können, nicht, weil zu unserer Zeit hat es noch einen Arbeitsdienst gegeben. Da sind die Burscherln – mit Schaufeln sind wir ausgerückt, halt, irgendwas tun, nicht, und – ha – nicht – das ist – es ist vieles, was nicht mehr paßt, nicht.*

**I:** *Wie würden Sie das ändern?*

**IP:** *Sie, da können Sie nichts mehr ändern, das ist – das ist eine verpfuschte Gesetzgebung. Da schauen Sie, wenn Sie allein denken, heute haben sie diesen Ding gefaßt da, diesen – wie hat er geheißen? – Käfer Joe oder wie. Ich weiß nicht, ob Sie das gelesen haben, die haben am Griesplatz da jetzt ah ein paar Geschäfte demoliert, nicht. Sie: Vor zehn Jahren – oder vielleicht sogar kürzer noch – ist der windelweich mit dem Gummiknüttl überschossen worden, nicht. Das tut weh! Nicht: Drei Wochen Häfen sitzen, das tut ja nicht weh! Der sagt: Ist eh kalt, ich bin froh, daß ich reinkomme, nicht. Vor ein paar Tagen war in der, in der Ding – im Fernsehen in Schweden berittene Polizei. Na, die haben noch einen Gummiknüttl! Nur bei uns geht das nicht. Sie, wenn wir so eine Generation heranziehen, da wird nie was werden, da werden wir nie Schöpfer kriegen. Dann sind wir nur mehr die Abräumer und werden schön im Schatten stehen von der gesamten Wirtschaft, da können Sie mit EG und mit allen reden, wie Sie wollen, nicht. Das ist unser Problem.<sup>77</sup>*

Wir dürfen trotz der überzeugenden Ausdrucksweise von Herrn Kaltenbrunner daran zweifeln, ob sich durch Gewaltandrohung und Arbeitspflicht die Arbeitslosen jene mangelnden Arbeitsplätze schaffen werden können, deren derzeitiges Fehlen eine Vollbeschäftigung verunmöglicht. Wir haben an verschiedenen Stellen gehört<sup>78</sup>, daß diese Vorwürfe an Arbeitslose mindestens mehrere Jahrzehnte alt sind. Daher wird man fragen dürfen, wo jene Arbeitsunwilligen sich versteckten, als zu Beginn der 60er Jahre die Arbeitslosigkeit so niedrig war, daß annähernd Vollbeschäftigung herrschte. Auch der Doyen der österreichischen Volkswirtschaftslehre Kurt Rothschild verweist auf die rasche Wiedereingliederung fast aller Arbeitslosen bei einem Wirtschaftsaufschwung.<sup>79</sup> Überhaupt scheint Zwang nicht das geeignete Mittel zu sein, um eine nennenswerte Arbeitsmoral hervorzurufen.

"Die Peitsche des Sklavenaufsehers ersetzt die Moral. Ein verinnerlichtes Bedürfnis zu arbeiten und dabei gewisse ethische Standards zu entwickeln, ist überhaupt nur möglich,

wenn Verhaltens- und Handlungsfreiräume existieren, die auch bei Abwesenheit äußerer Kontrolle die Ausbildung autonomer Arbeitshaltungen erlauben."<sup>80</sup>

Unsere Arbeitslosen verspürten von sich aus einen Zwang, arbeiten gehen zu müssen; meist nannten sie Geld, Ansehen oder die unerträgliche Untätigkeit, die zu einer Arbeitsaufnahme veranlaßten. Herr Maier, der am liebsten selbst Arbeit sucht, ärgerte sich über den Druck des Arbeitsamtes, das ihn von einer Arbeit zur anderen geschickt hätte, *man wird da eigentlich gleich irgendwie beinahe gezwungen*. Es vergrämten ihn vor allem die Reaktionen, wenn er eine Stelle ablehnte, die er für unzumutbar oder ungeeignet hielt; niemand würde danach fragen, warum ihm diese Firma nicht passe.<sup>81</sup> Herr Krampl meinte zunächst, er kenne außer Geld keine Zwänge, die zu einer Arbeitsaufnahme nötigten, später fiel ihm doch der Druck des Arbeitsamtes ein.<sup>82</sup>

Der Ruf nach Zwangsmaßnahmen wie Arbeitsdienst o.ä. hat seine Wurzeln in jenem Verständnis, das die Ursachen sozialer Ungleichheit bei den Individuen selbst vermutet. Golding & Middleton machten drei Hauptfundamente aus, auf denen das öffentliche Verständnis von Armut und Wohlfahrt ruhe: "These were efficiency, morality and pathology: efficiency of the labour market and the economy; morality of the work ethic and self-sufficiency; and the pathology of individual inadequacy as the cause of poverty."<sup>83</sup> Dies läßt sich auch aus dem Antwortverhalten unserer Befragten ablesen, wobei die letzteren beiden Aspekte überwiegen. Wirtschaftliche Faktoren werden zwar ebenfalls formuliert, spielen aber offensichtlich deswegen eine untergeordnete Rolle, weil die komplexen Zusammenhänge moderner Wirtschaftssysteme für die einfachen Bürger nicht zu durchblicken sind. Deshalb werden individualistische Erklärungen angewendet, um soziale Ungleichheiten zu erläutern und plausibel zu machen. Es kann überhaupt keine Rede davon sein, diese Erklärungsmuster, die die Ursachen von Arbeitslosigkeit beim Individuum suchen, hätten im besonderen mit der protestantischen Arbeitsethik zu tun, wie dies Adrian Furnham konstatierte<sup>84</sup>, sondern sie sind allgemein verbreitet.

Nur in seltenen Fällen unserer Untersuchungspopulation herrscht Verständnis für die Situation der Betroffenen. Eine Psychologiestudentin etwa erkannte die gesellschaftliche Abwertung der Arbeitslosen, die sie in einem Vorwurf zusammenfaßte, der den Arbeitslosen oft vorgehalten werde: *Ah, Du willst nicht arbeiten und darum arbeitest Du nicht*.<sup>85</sup> Auch die Mutter des arbeitslosen Versicherungsbeamten Karl Gruber meinte, die Arbeitslosen würden ohnehin ganz abgestempelt.<sup>86</sup> Deshalb sehen sie und ihr Mann die Ursachen der Arbeitslosigkeit weniger im individuellen Unvermögen der Betroffenen, sondern vielmehr in der hohen Ausländerbeschäftigung, obwohl ihr Sohn als Versicherungsangestellter, der in diesen Beruf zurückkehren möchte, kaum mit ausländischen Arbeitnehmern in Konkurrenz treten wird.

Nachvollziehbar wird diese Welt des common sense oder des "mundanen Denkens" vor allem bei jenen, die nicht in dem Maß daran teilhaben wie andere und deshalb über gewisse soziale Belange keine entsprechend vorgefaßten Meinungen haben. Pollner schrieb:

"Die Objektivität eines Gegenstandes definiert sich also durch die antizipierte Gemeinsamkeit von sich gegenseitig stützenden Perzeptionen und Berichten. Der andere – jeder kompetente andere – dient hier als wahrgenommener Ersatz und als wahrgenommenes Komplement, der die Perzeption entwickelt, die ich haben würde, wenn ich seine Position einnähme."<sup>87</sup>

Unter den Befragten waren sehr wenige, die nicht über diese antizipierten Gemeinsamkeiten verfügen, auf die auch Katz und Lazarsfeld bereits hingewiesen haben, die diese gemeinsamen Meinungen und Haltungen als Gruppennorm bezeichneten.<sup>88</sup> Es waren vor allem die jüngeren Befragten, deren Meinungen noch nicht so ausgeprägt waren und die noch nicht auf jenes Standardrepertoire von Alltagswissen zurückgreifen konnten, wie dies bei älteren Befragten der Fall war. Daher dauerten Interviews mit Lehrlingen unterdurchschnittlich kurz und enthielten bei weitem nicht jene Menge von Material, wie es bei anderen Befragten zum Vorschein trat. Aber auch eine 67jährige Pensionistin paßte in dieses Bild. Sie wiederholte mehrmals, sie habe wenig Bekannte und komme wenig unter die Leute. Deshalb weiß sie über die ganze Thematik nicht Bescheid, *weil ich mit niemanden so rede drüber, ich kenne niemanden*.<sup>89</sup> Die Teilnahme an der Gruppenkommunikation steuert demnach auch die Partizipation am System des common sense.

Wir haben durch alle Kapitel dieser Studie die Bedeutung von Arbeit kennengelernt und gesehen, wie sehr das Verhalten gegenüber oder zumindest die Meinung über Arbeitslose davon beeinflußt wird. Arbeit hat eine entscheidende Funktion für die soziale Identifikation.<sup>90</sup> Nur von daher kann erklärt werden, wie unterschiedlich beispielsweise so verwandte Vergehen wie Steuerhinterziehung (als Kavaliersdelikt) und ungerechtfertigter Bezug von Arbeitslosenunterstützung (als Verbrechen an der Allgemeinheit) bewertet werden. Der britische Sozialwissenschaftler Tony Walter meinte dazu: "The fiddling taxpayer is just an ordinary mortal, the fiddling claimant is the lowest of the low."<sup>91</sup> Dabei wissen unsere Befragten, die vom schönen und bequemen Leben der Arbeitslosen erzählen, über die spezifischen legislatischen Regelungen – wie Höhe der Zahlungen, Anspruchsberechtigungen, Zumutbarkeitsbestimmungen usw. – überhaupt nicht Bescheid. Es wäre hier sinnlos, dieses Nichtwissen quantifizieren zu wollen, denn abgesehen von einigen Ausnahmen, die bruchstückhafte Kenntnisse von der Materie besaßen, hatten die



Befragten generell keine Ahnung. Zu ähnlichen Ergebnissen kam Erwin Smigel bei einer Erhebung, die vier Jahrzehnte alt ist.<sup>92</sup> Nach den Angaben unserer Gewährspersonen, von denen viele glaubten, Arbeitslose bekämen zwischen 70% und 90% des Bruttogehaltes an Arbeitslosenunterstützung, würden die Betroffenen einen höheren Nettoverdienst aufweisen als während ihrer Erwerbsarbeit. Die Unrichtigkeit dieser Annahmen dürfte allgemein bekannt sein.

Das vermeintliche Wissen über das Phänomen Arbeitslosigkeit schöpft aus dem Wissensvorrat des kollektiven und kulturellen Gedächtnisses und füllt diesen seinerseits wieder mit Informationen an. Die selektive Wahrnehmung, die nach Bestätigungen für ihre Annahmen über soziale Phänomene sucht<sup>93</sup>, findet zumindest jenen wahren Kern, der ihre Vermutung bestätigt und zur subjektiven Gewißheit werden läßt.<sup>94</sup> Die verschiedenen Vorurteiltheorien liefern jenen theoretischen Rahmen, der die Anwendung dieser Mechanismen erläutert. Auf den gesamten kulturellen Kontext bezogen, muß die Frage der Einstellung zu und der Diskriminierung von Arbeitslosen aus dem System des common sense oder des "mundanen Denkens" verstanden werden – es bietet Verhaltensstabilität und Orientierungshilfe. Es darf jedoch nicht als System immer wiederkehrender, bleibender Schlußfolgerungen begriffen werden.<sup>95</sup> Denn in Zeiten, in denen Vollbeschäftigung herrscht, taucht der Vorwurf der Arbeitsunwilligkeit nicht auf. Dieses Phänomen ist gekoppelt an die Höhe der Arbeitslosenzahlen, mit deren Anstieg offensichtlich die Bedeutung der Pflicht Arbeit in Frage zu stehen scheint. Die Menschen versuchen aus einer Welt voller Inkonsistenzen – eine solche muß der Arbeitsmarkt für alle Außenstehenden, und nicht nur für die, sein –, eine eindeutige Welt zu schaffen, der common sense ermöglicht dies mit seiner Reduktion der Komplexität sozialer Wirklichkeit auf eine überschaubare Einheit. Die ritualisierte und formelhafte Sprache<sup>96</sup> hilft bei dessen Vermittlung im Alltag. Auf der Strecke bleiben dabei jene Arbeitslosen, die mit dem Stigma des "Sozialschmarotzers" leben müssen.

## Anmerkungen

- 1 Halbwachs 1967 und Assmann 1988.
- 2 Geertz 1987.
- 3 Pollner 1979.
- 4 Halbwachs 1967, S.11.
- 5 Ebenda, S.2.
- 6 Mead 1973, S.177.
- 7 Wacker 1983, S.125.
- 8 Golding & Middleton 1982, S.48.
- 9 Ebenda, S.42f.
- 10 Halbwachs 1967, S.35.
- 11 Turner 1989b, S.23.
- 12 Assmann 1988, S.9.
- 13 Barres 1978, S.91.
- 14 Markefka 1977, S.45f.
- 15 Katz & Lazarsfeld 1962, S.64.
- 16 Bausinger 1988, S.13.
- 17 Becker 1973, S.1.
- 18 Goffman 1980, S.45.
- 19 Neckel 1991, S.17.
- 20 Zit. nach Zilian & Kuzmics 1990, S.75.
- 21 Kirchler 1991, S.101.
- 22 Guggemos 1989, S.37.
- 23 A5.
- 24 A8.
- 25 A9.
- 26 A11, A1 und A3.
- 27 Assmann 1988, S.13.
- 28 Ebenda.
- 29 Maier 1988, S.197.
- 30 Im Gegensatz zu Halbwachs unterscheidet Assmann ein kulturelles und kommunikatives Gedächtnis, was für die Argumentation in diesem Rahmen jedoch keine Rolle spielt.
- 31 Stroebe 1987, S.97.
- 32 Maier 1988, S.175f.
- 33 Geertz 1987, S.284.
- 34 Maier 1988, S.176.
- 35 Schenda 1986, S.88-108.
- 36 Ebenda, S.100f.

- 37 Assmann 1988, S.13.
- 38 Stroebe 1987, S.96.
- 39 Schäfer & Six 1978, S.33.
- 40 Ebenda, S.42.
- 41 Bausinger 1988, S.13.
- 42 I26, I3 und I22.
- 43 Gerndt 1988, S.12.
- 44 Stroebe 1987, S.96.
- 45 Pollner 1979.
- 46 I32.
- 47 A5.
- 48 A9.
- 49 I2.
- 50 A8.
- 51 z.B. I11, I16, I24, I26 und I45.
- 52 I29.
- 53 Kirchler 1991, S.69.
- 54 Markefka 1977, S.44.
- 55 Stroebe 1987, 101.
- 56 Geertz 1987, S.264.
- 57 Ebenda.
- 58 Pollner 1979, S.295.
- 59 Mead 1973, S.180.
- 60 Pollner 1979, S.295.
- 61 Ebenda, S.298.
- 62 Barres 1978, S.64.
- 63 I41.
- 64 Pollner 1979, S.309.
- 65 Ebenda, S.310f.
- 66 Geertz 1987, S.275.
- 67 Ebenda, S.276f.
- 68 Markefka 1977, S.31.
- 69 Crane & Martin 1978, S.185.
- 70 Barres 1978, S.76f und Karsten 1978, S.7.
- 71 I32.
- 72 I16.
- 73 Vgl. Udris 1985, S.14.
- 74 I17.
- 75 I23.
- 76 I35.
- 77 U11.

78 Golding & Middleton 1982, Deacon 1978 und Wacker 1983.

79 Rothschild 1978, S.30.

80 Zilian & Kuzmics 1990, S.76.

81 A8.

82 A4.

83 Golding & Middleton 1982, S.48.

84 Furnham 1982.

85 I42.

86 I45.

87 Pollner 1979, S.300.

88 Katz & Lazarsfeld 1962, S.54.

89 I39.

90 Kaplan & Tausky 1971, S.470.

91 Zit. nach Guggemos 1989, S.37.

92 Smigel 1953, S.63.

93 Vgl. Markefka 1977, S.37.

94 Vgl. Barres 1978, S.117.

95 Geertz 1987, S.286.

96 Bausinger 1991, S.179.

# Literatur

ADORNO, Theodor W.: Studien zum autoritären Charakter, Frankfurt am Main 1973.

AJZEN, Icek: Attitudes, Personality and Behavior, Bristol 1988.

AKERLOF, George A.: The Market for "Lemons": Quality Uncertainty and the Market Mechanism, in: Quarterly Journal of Economics 84/1970, S.488-500.

ANDERS, Günther: Die Antiquiertheit des Menschen, Band II. Über die Zerstörung des Lebens im Zeitalter der dritten industriellen Revolution, München 1980.

ARBEITSSUCHE, berufliche Mobilität, Arbeitsvermittlung und Beratung. Motivation von Arbeitssuchenden, Hemmnisse für die Einstellung von Arbeitslosen, Effektivität von Vermittlung und Beratung, Fortbildungs- und Mobilitätsbereitschaft von Beschäftigten, Herausgeber: Der Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung, Bonn 1978.

ARENDT, Hannah: Vita activa oder Vom tätigen Leben, München 1981 (1958<sup>1</sup>).

ARIÉS, Philippe & Georges DUBY (Hg.): Geschichte des privaten Lebens. 1.Band: Vom Römischen Imperium zum Byzantinischen Reich, Frankfurt am Main 1989 (1985<sup>1</sup>).

ARISTOTELES: Die Nikomachische Ethik, Zürich 1951.

ARISTOTELES: Politik, Paderborn 1959.

ASSMANN, Jan: Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, in: Derselbe & Tonio Hölscher (Hg.): Kultur und Gedächtnis, Frankfurt am Main 1988, S.9-19.

ATKINSON, A.B., J. GOMULKA, J. MICKLEWRIGHT & N. RAU: Unemployment Benefit, Duration and Incentives in Britain. How Robust is the Evidence? In: Journal of Public Economics 23/1984, S.3-26.

AUFERMANN, Jörg: Massenkommunikation und interpersonale Kommunikation: Probleme und Ergebnisse der Kommunikationswissenschaft, in: Hermann Bausinger & Elfriede Moser-Rath (Hg.): Direkte Kommunikation und Massenkommunikation (=Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts Tübingen, 41. Band), Tübingen 1976, S.183-196.

BACKHAUS, Wilhelm: Bemerkung zur Bedeutung von Lohnarbeit und Sklavenarbeit in der römischen Landarbeit, in: Mommsen & Schulze 1981, S.93-107.

BAHNMÜLLER, Reinhard: Die ohnmächtige Wut. Soziale Lage und gesellschaftliches Bewußtsein von männlichen Arbeitlosen mit qualifiziertem Berufsabschluß, Frankfurt am Main – New York 1981.

BALDAMUS, W.: Der gerechte Lohn. Eine industriesoziologische Analyse, Berlin 1960.

BALSEN, Werner, Hans NAKIELSKI, Karl RÖSSEL & Rolf WINKEL: Ohne Arbeit gehste kaputt. Reportagen aus dem Innenleben der Krise, Köln 1983.

BARGATZKY, Thomas: Einführung in die Ethnologie. Eine Kultur- und Sozialanthropologie, Hamburg 1985.

BARNES, William F.: Job Search Models, the Duration of Unemployment and the Asking Wage: Some Empirical Evidence, in: The Journal of Human Ressources 10/1975, S.230-240.

BARRES, Egon: Vorurteile. Theorie – Forschungsergebnisse – Praxisrelevanz, Opladen 1978.

BARRET, Michèle: Women's Oppression Today, London 1980.

BAUSINGER, Hermann: Name und Stereotyp, in: Gerndt 1988, S.13-19.

BAUSINGER, Hermann: Volk und Sprache. Über eine mehrdeutige Beziehung, in: Zeitschrift für Volkskunde 87/1991, S.169-180.

BECKER, Gary S.: Der ökonomische Ansatz zur Erklärung menschlichen Verhaltens, Tübingen 1982.

BECKER, Howard S.: Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens, Frankfurt am Main 1973 (New York 1963<sup>1</sup>).

BERDAHL, LÜDTKE, MEDICK et al.: Klassen und Kultur. Sozialanthropologische Perspektiven in der Geschichtsschreibung, Frankfurt am Main 1982.

BERICHT über die soziale Lage 1990. Sozialbericht. Tätigkeitsbericht des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales, Wien 1991.

BLUMER, Herbert: Soziale Probleme als kollektives Verhalten, in: Heinz & Schöber (Hg.), Theorien kollektiven Verhaltens, Band 2, Darmstadt – Neuwied 1973, S.149-165.

BODKIN, Ronald G. & Andre COURNOYER: Legislation and the Labour Market: a Selective Review of Canadian Studies, in: Grubel & Walker 1978, S.62-89.

BOESCH, Josef: Weltgeschichte vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis 1914, Erlenbach – Zürich 1980.

BONß, Wolfgang & Rolf G. HEINZE (Hg.): Arbeitslosigkeit in der Arbeitsgesellschaft, Frankfurt am Main 1984.

BORRIES, Bodo von: Römische Republik: Weltstaat ohne Frieden und Freiheit? Stuttgart 1980.

BORST, Arno: Alltagsleben im Mittelalter, Frankfurt am Main 1983.

BOURDIEU, Pierre: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt am Main 1987.

BRAUN, Rudolf: Industrialisierung und Volksleben. Die Veränderungen der Lebensformen in einem ländlichen Industriegebiet vor 1800, Erlenbach – Zürich 1960.

BRAVERMAN, Harry: Die Arbeit im modernen Produktionsprozeß, Frankfurt am Main – New York 1977.

BRINK, T.L.: Obesity and Job Discrimination: Mediation via Personality Stereotypes? In: Perceptual and Motor Skills 66/1988, S.494.

BRINKMANN, Christian: Finanzielle und psychosoziale Belastungen während der Arbeitslosigkeit, in: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung 9/1976, S.397-413.

BRÜGGEMEIER, Franz-Josef: Leben in Bewegung. Zur Kultur unständiger Arbeiter im Kaiserreich, in: Richard van Dülmen (Hg.), Armut, Liebe, Ehre. Studien zur historischen Kulturforschung, Frankfurt am Main 1988, S.225-257.

BRUHNS, Hinnerk: Armut und Gesellschaft in Rom, in: Mommsen & Schulze 1981, S.27-49.

BÜCHTEMANN, Christof F.: Der Arbeitslosigkeitsprozeß. Theorie und Empirie strukturierter Arbeitslosigkeit in der Bundesrepublik Deutschland, in: Bonß & Heinze 1984, S.53-105.

BÜCHTEMANN, Christoph F. & Bernhard von ROSENBLADT: Kumulative Arbeitslosigkeit. Wiedereingliederungsprobleme Arbeitsloser bei anhaltend ungünstiger Beschäftigungslage, in: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung 16/1983, S.262-275.

BURGHARDT, Anton: Compendium der Sozialpolitik, Berlin 1979.

CARLBERG, Michael: Beschäftigungseffekte des Arbeitslosengeldes, in: Wirtschaftswissenschaftliches Studium 15/1986, S.171-175.

CICERO, Marcus Tullius: Vom rechten Handeln, Zürich 1964.

CONZE, Werner: Arbeit, in: Otto Brunner, Werner Conze & Reinhart Koselleck (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Stuttgart 1972.

CORPUS Inscriptionum Latinarum: Vol I, Pars II, 1211, Berlin 1918.

CRANE, Marie & Steven S. MARTIN: Attitudes: The Keystone or Millstone of Social Psychology? Intensity, Centrality, and Behavioral Intention as Modifications of the Attitude-Behavior-Relationship, in: Sociological Focus 11/1978, No.3, S.185-198.

DAHRENDORF, Ralf: Wenn der Arbeitsgesellschaft die Arbeit ausgeht, in: Matthes 1983, S.25-37.

DEACON, Alain: Scrounger Bashing, in: New Society 42/1977, S.355-356.

DEACON, Alain: The Scrounging Controversy: Public Attitudes towards the Unemployed in Contemporary Britain, in: Social and Economic Administration 12/1978, S.120-135.

DION CHRYSOSTOMOS: Sämtliche Reden, Zürich – Stuttgart 1967.

EBERT, Joachim et al. (Autorenkollektiv): Die Arbeitswelt der Antike, Wien – Köln – Graz 1984.



EGGEBRECHT, Arne: Die frühen Hochkulturen: Das Alte Ägypten, in: Schneider 1983, S.23-94.

EGLE, Franz & Werner KARR: Freiwillige Arbeitslosigkeit? Anmerkung zum Aufsatz von Heinz König, in: Kyklos 33/1980, S.142-152.

EPSTEIN, Cynthia Fuchs: The Cultural Perspective and the Study of Work, in: Kai Erikson & Steve Peter Vallas (eds.), The Nature of Work. Sociological Perspectives, New Haven – London 1990, S.88-98.

ERATH, Elvira, Erich FRÜHSTÜCK, Martin LASCHITZ, Michael WAGNER: Ungleiche Lasten: Die Struktur der Arbeitslosigkeit in Österreich 1979-1985 (=Forschungsberichte aus Sozial- und Arbeitsmarktpolitik, Nr. 18), Wien 1987.

ESS, Gabriele u.a. (AutorInnenkollektiv): Aspekte der Frauenbeschäftigung in Österreich, Wien 1988.

FIELD, Frank: Control Measures against Abuse, in: Derselbe (ed.): The Conscript Army. A Study of Britain's Unemployed, London 1977, S.43-55.

FIELDS, Gary S.: Direct Labor Market Effects of Unemployment Insurance, in: Industrial Relations 16/1977, S.1-14.

FISCHER, Cornelia & Dieter HEIER: Entwicklungen der Arbeitsmarkttheorie, Frankfurt am Main – New York 1983.

FLECKER, Jörg, Johanna HOFBAUER, Manfred KRENN & Ulrike PASTNER: Betriebsübernahmen, Beschäftigung und industrielle Arbeitsbeziehungen, Wien 1990.

FRANZ, Günther (Hg.): Quellen zur Geschichte des deutschen Bauernstandes im Mittelalter (=Quellen zur Deutschen Geschichte des Mittelalters, Band 31), Darmstadt 1967.

FUCHS, Peter: Die Völker der Südost-Sahara, Wien 1961.

FURNHAM, Adrian: The Protestant Work Ethic and Attitudes towards Unemployment, in: Journal of Occupational Psychology 55/1982, S.277-285.

GANßMANN, Heiner: Kommunikation und Arbeit. Zum Arbeitsbegriff bei Habermas, in: Greiff & Schauer 1990, S.227-239.

GEERTZ, Clifford: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt am Main 1987.

GERARD, M., Herbert GLEJSE & J. VUCHELEN: The Effects of Unemployment Benefits on Unemployment Rates: General Remarks and an Analysis of the Belgian Case, in: Grubel & Walker 1978, S.146-168.

GERNDT, Helge (Hg.): Stereotypvorstellungen im Alltagsleben. Beiträge zum Themenkreis Fremdbilder – Selbstbilder – Identität (=Festschrift für Georg R. Schroubek), München 1988.

GERNDT, Helge: Zur kulturwissenschaftlichen Stereotypenforschung, in: Gerndt 1988, S.9-12.

GIDDENS, Anthony: Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung, Frankfurt am Main – New York 1988.

GLOTZ, Peter: Freiwillige Arbeitslosigkeit? Zur neueren Diskussion um das "garantier-te Grundeinkommen", in: Zukunft 12/1985, S.33-37.

GOFFMAN, Erving: Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation, Frankfurt am Main 1986 (1967<sup>1</sup>).

GOFFMAN, Erving: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität, Frankfurt am Main 1980 (1963<sup>1</sup>).

GÖHRE, Paul: Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche, Leipzig 1891.

GOLDING, Peter & Sue MIDDLETON: Why is the Press so Obsessed with Welfare Scroungers? In: New Society 46/1978, S.195-197.

GOLDING, Peter & Sue MIDDLETON: Images of Welfare. Press and Public Attitudes to Poverty, Oxford 1982.

GORZ, André: Abschied vom Proletariat. Jenseits des Sozialismus, Frankfurt am Main 1980.

GORZ, André: Kritik der ökonomischen Vernunft. Sinnfragen am Ende der Arbeitsgesellschaft, Berlin 1989.

GOTTSCHALCH, Holm: Bedürfnisse und Motive der Produzenten. Fünf Beiträge zur Theorie und Geschichte des Bewußtseins der Industriearbeiter, Frankfurt am Main – New York 1981.

GÖTZE, Alfred (Hg.): Trübners Deutsches Wörterbuch, Berlin 1939.

GRANOVETTER, Mark S.: Getting a Job. A Study of Contacts and Careers, Cambridge 1974.

GRAU, Uwe & Klaus THOMSEN: Die Attribuierung des Vorwurfs der Arbeitsunwilligkeit – Zur Rolle der Arbeitslosen, in: Kieselbach & Wacker 1985, S.109-119.

GREIFF, Bodo von & Helmut SCHAUER (Hg.): Sozialphilosophie der industriellen Arbeit (=Leviathan, Sonderheft 11), Opladen 1990.

GREIFF, Bodo von: Produktion und Destruktion: Günther Anders' Theorie der industriellen Arbeit, in: Greiff & Schauer 1990, S.181-199.

GRUBEL, Herbert G. & Dennis R. MAKI: The Effects of Unemployment Benefits on U.S. Unemployment Rates, in: Weltwirtschaftliches Archiv 112/1976, S.274-299.

GRUBEL, Herbert G. & Michael A. WALKER: Moral Hazard, Unemployment Insurance and the Rate of Unemployment, in: Dieselben (eds.): Unemployment Insurance: Global Evidence of its Effects on Unemployment, Vancouver 1978, S.1-35.

GRÜSKE, Karl-Dieter & Jürgen LOHMEYER: Außerökonomische Faktoren und Beschäftigung: eine Fallstudie für die Arbeitsamtsbezirke Leer und Balingen, Gütersloh 1990.

GUGGEMOS, Peter: Bewältigung von Arbeitslosigkeit. Eine qualitative Studie in Liverpool und Augsburg, Weinheim 1989.

GUJARATI, Damodar: A Reply to Mr. Taylor, in: The Economic Journal 82/1972, S.1365-1368.

GÜTERMANN, Clemens: Zur Konzeption einer betrieblichen Arbeitsmarktstrategie (=Strategie- und Informationsmanagement, Band 1), München – Mering 1989.

HAAS, Walburga: "Vom gesunden Leben auf dem Lande". Eine theoretische und empirische Arbeit zu Gesundheit und Krankheit in der Gegenwart, Diplomarbeit, Graz 1992.

HABERMAS, Jürgen: Technik und Wissenschaft als 'Ideologie', Frankfurt am Main 1968.

HABERMAS, Jürgen: Theorie des kommunikativen Handelns, 2 Bände, Frankfurt am Main 1981.

HAHN, F.W.: On Involuntary Unemployment, in: Conference Papers. Supplement to the Economic Journal 97/1986, S.1-16.

HALBWACHS, Maurice: Das kollektive Gedächtnis, Stuttgart 1967.

HAMERMESH, Daniel S.: Unemployment Insurance and Unemployment in the United States, in: Grubel & Walker 1978, S.39-58.

HEINZE, Rolf G.: Soziale Strukturierung der Arbeitslosigkeit: Auf dem Weg zu einer gespaltenen Gesellschaft? In: Bonß & Heinze 1984, S.106-145.

HELLER, Agnes: Hypothese über eine marxistische Theorie der Werte, Frankfurt am Main 1972.

HEMMER, Hans O. & Ingeborg WAHLE-HOMANN (Hg.): Auf den Schrott geschmissen? Arbeitslose zwischen Resignation und Selbstfindung, Köln 1986.

HERZOG, Rolf: Beduinen, in: Müller 1983, S.255-273.

HESIOD: Werke und Tage, in: Derselbe, Sämtliche Werke, Bremen 1965, S.49-90.

HILL, Michael J.: Are the Work-Shy a Myth? In: New Society 409/1970, S.191-193.

HIRSCHMAN, Albert O.: Leidenschaften und Interessen. Politische Begründungen des Kapitalismus vor seinem Sieg, Frankfurt am Main 1980.

HOFBAUER, Ernst & Wolfgang SCHÜSSEL: Schattenwirtschaft in Österreich. Ein ökonomisches Sittenbild, Wien 1984.

HOLDEN, K. & D.A. PEEL: Unemployment and the Replacement Ratio. Some Reduced Form Estimates for the UK, in: Economic Letters 8/1981, S.349-354.

HONNETH, Axel: Arbeit und instrumentales Handeln. Kategoriale Probleme einer kritischen Gesellschaftstheorie, in: Derselbe & Urs Jaeggi (Hg.), Arbeit, Handlung, Normativität, Frankfurt am Main 1980, S.185-232.

HUBER, Manfred, Jürgen GABRIEL & Angela EHRMANN: Zur Ungleichverteilung von Arbeitsmarktchancen nach einer Betriebsstillegung, Arbeitskreis sozialwissenschaftliche Arbeitsmarktforschung (SAMF), Arbeitspapier 3/1988.

ISRAEL, Joachim: Der Begriff der Entfremdung. Makrosoziologische Untersuchung von Marx bis zur Soziologie der Gegenwart, Reinbek bei Hamburg 1972.

JAHODA, Marie: Wieviel Arbeit braucht der Mensch? Arbeit und Arbeitslosigkeit im 20. Jahrhundert, Weinheim – Basel 1986 (1982<sup>1</sup>).

JAHODA, Marie, Paul F. LAZARSFELD & Hans ZEISEL: Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie, Allensbach – Bonn 1960 (1933<sup>1</sup>).

JEGGLE, Utz (Hg.): Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse (=Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts, 62. Band), Tübingen 1984.

JEGGLE, Utz: Verständigungsschwierigkeiten im Feld, in: Derselbe (Hg.) 1984, S.93-112.

JEVONS, Stanley W.: The Theory of Political Economy, London – New York 1871.

JOHNSON, Samuel: A Dictionary of the English Language, London 1979 (1755<sup>1</sup>).

KAPLAN, H. Roy & Curt TAUSKY: Work and the Welfare Cadillac: the Function of and Commitment to Work among the Hard-Core Unemployed, in: Social Problems 19/1971, S.469-483.

KARSTEN, Anita (Hg.): Vorurteil. Ergebnisse psychologischer und sozialpsychologischer Forschung, Darmstadt 1978.

KATZ, Elihu & Paul F. LAZARSFELD: Persönlicher Einfluß und Meinungsbildung, Wien 1962 (1955<sup>1</sup>).

KIESELBACH, Thomas & Ali WACKER (Hg.): Individuelle und gesellschaftliche Kosten der Massenarbeitslosigkeit, Weinheim – Basel 1985.

KIRCHLER, Erich: Arbeitsmarktpolitik. Resigniert erstarren oder erfolgreich sein Schicksal schmieden? Determinanten der Wiederbeschäftigung von Arbeitslosen (=Veröffentlichung des Österreichischen Instituts für Arbeitsmarktpolitik, Heft XXXVI), Linz 1991.

KLAPP, Orrin E.: *Heroes, Villains, and Fools*, Englewood Cliffs 1962.

KLEES, Bernd & Siegfried WEYERER (Hg.): *Weg vom Fenster. Arbeitslosigkeit und ihre Folgen*, Frankfurt 1986.

KOCH-HILLEBRECHT, Manfred: *Der Stoff aus dem die Dummheit ist. Eine Sozialpsychologie der Vorurteile*, München 1978.

KOHL, Karl-Heinz: *Entzauberter Blick. Das Bild vom Guten Wilden*, Frankfurt am Main 1986 (1981<sup>1</sup>).

KÖHLER, Christoph & Werner SENGENBERGER: *Konjunktur und Personalanpassung. Betriebliche Beschäftigungspolitik in der deutschen und amerikanischen Automobilindustrie*, Frankfurt am Main 1983.

KÖNIG, Heinz: *Zur Dauer der Arbeitslosigkeit: Ein Markov-Modell*, in: *Kyklos* 31/1978, S.36-52.

KÖSTLIN, Konrad: *Ästhetische Kategorie und soziale Bewertung*, in: Ernst Klusen (Hg.), *Soziale Implikation – ein Aspekt der Volksmusikforschung*, Neuß 1974, S.43ff.

KRÄMER-BADONI, Thomas: *Zur Legitimität der bürgerlichen Gesellschaft. Eine Untersuchung des Arbeitsbegriffs in den Theorien von Locke, Smith, Ricardo, Hegel und Marx*, Frankfurt am Main – New York 1978.

KREIMER, M.: *Unterschiedliche Methoden zur Erfassung offener und versteckter Arbeitslosigkeit (=Forschungsschwerpunkt S44. "Dynamik der Arbeitslosigkeit und Beschäftigung"*, Forschungsbericht Nr.36), Linz – Graz 1991.

KREUZER, Franz im Gespräch mit Marie JAHODA: *Des Menschen hohe Braut. Arbeit, Freizeit, Arbeitslosigkeit*, Wien 1983.

KRIEDTE, Peter, Hans MEDICK & Jürgen SCHLUMBOHM: *Industrialisierung vor der Industrialisierung. Gewerbliche Warenproduktion auf dem Land in der Formationsperiode des Kapitalismus*, Göttingen 1977.

KRIEGER, Hubert: *Das Arbeitsmarktverhalten von Arbeitslosen. Eine empirische Untersuchung der Konzessionsbereitschaft und der Intensität der Arbeitssuche*, Köln 1982.

KRIEGER, Ingrid & Bernd SCHLÄFKE: *Sozialisation im Armutsklima*, in: *Lompe* 1987, S.215-230.

KROPOTKIN, Peter: Landwirtschaft, Industrie und Handwerk, Berlin 1976 (1921<sup>1</sup>).

KÜRBISCH, Friedrich G.(Hg.): Entlassen ins Nichts. Reportagen über Arbeitslosigkeit 1918 bis heute, Berlin – Bonn 1983.

LAMBERT, W.G. & A.R. MILLARD: Atra-hasīs. The Babylonian Story of the Flood, Oxford 1969.

LAUFFER, Siegfried: Die Bergwerkssklaven von Laureion, Erster Teil (=Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse, Jahrgang 1955, Nr.12), Wiesbaden 1955.

LE ROY LADURIE, Emmanuel: Montaillou. Ein Dorf vor dem Inquisitor 1294 bis 1324, Frankfurt am Main – Berlin – Wien 1983 (1975<sup>1</sup>).

LEGOFF, Jacques: Für ein anderes Mittelalter. Zeit, Arbeit und Kultur im Europa des 5. – 15. Jahrhunderts, Frankfurt am Main 1984.

LEVI, Giovanni: Das immaterielle Erbe. Eine bäuerliche Welt an der Schwelle zur Moderne, Berlin 1986.

LEWIS, Alan: Attitudes to Public Expenditure and their Relationship to Voting Preferences, in: Political Studies 29/1980, S.284-292.

LEXIKON der Ägyptologie, Band I, Wiesbaden 1975.

LEXIKON des Mittelalters, Band I, München und Zürich 1977.

LICHTENBERG, Georg Christoph: Gesammelte Werke, Band II, Darmstadt 1953.

LINDNER, Rolf: Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozeß, in: Zeitschrift für Volkskunde 77/1981, S.51-66.

LINDNER, Rolf: Die Entstehung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage, Frankfurt am Main 1990.

LINNE, Gudrun & Stephan VOSWINKEL: Befristete Arbeitsverträge: Aspekte eines Arbeitsverhältnisses ohne Bestandsschutz, Arbeitskreis sozialwissenschaftliche Arbeitsmarktforschung (SAMF), Arbeitspapier 5/1989.

LOMPE, Klaus (Hg.): Die Realität der neuen Armut. Analyse der Beziehungen zwischen Arbeitslosigkeit und Armut in einer Problemregion (=Kölner Schriften zur Sozial- und Wirtschaftspolitik, Band 4), Regensburg 1987.

MAIER, Walter: "Ohne Fleiß kein Preis". Über Arbeitstugenden, in: Rolf Haubl (Hg.), Wie man so sagt... Thema: Alltagsmythen, Weinheim – Basel 1988, S.175-202.

MAKI, D. & Z.A. SPINDLER: The Effect of Unemployment Compensation on the Rate of Unemployment in Great Britain, in: Oxford Economic Papers 27/1975, S.440-454.

MALINOWSKI, Bronislaw: Argonauten des westlichen Pazifik, Frankfurt am Main 1979.

MALINOWSKI, Bronislaw: Korallengärten und ihre Magie. Bodenbestellung und bäuerliche Riten auf den Trobriand-Inseln, Frankfurt am Main 1981.

MARKEFKA, Manfred: Vorurteile – Minderheiten – Diskriminierung. Ein Beitrag zum Verständnis sozialer Gegensätze, Neuwied – Darmstadt 1977.

MARKUS, Martina: Arbeitslosigkeit und Sozialhilfebezug im Raum Braunschweig, in: Lompe 1987, S.53-95.

MATTHES, Joachim (Hg.): Krise der Arbeitsgesellschaft? Verhandlungen des 21. Deutschen Soziologentages in Bamberg 1982, Frankfurt am Main – New York 1983.

MEAD, George H.: Geist, Identität und Gesellschaft, Frankfurt am Main 1973 (Chicago 1934<sup>1</sup>).

MEDICK, Hans: Plebejische Kultur, plebejische Öffentlichkeit, plebejische Ökonomie. Über Erfahrungen und Verhaltensweisen Besitzarmer und Besitzloser in der Übergangsphase zum Kapitalismus, in: Berdahl/Lüdtke/Medick et al. 1982, S.157-204.

MEILLASSOUX, Claude: Anthropologie der Sklaverei, Frankfurt am Main – New York 1989.

MENGER, Carl: Grundsätze der Volkswirtschaftslehre, Wien 1923 (1871<sup>1</sup>).

MERTENS, Dieter: Das Steuerungspotential "alter" und "neuer" Arbeitszeitpolitik, in: C. Offe, K. Hinrichs & H. Wiesenenthal (Hg.): Arbeitszeitpolitik. Formen und Folgen einer Neuverteilung der Arbeitszeit, Frankfurt – New York 1982.



MEYERS grosses Taschenlexikon, Mannheim – Wien – Zürich 1983.

MICKLEWRIGHT, John: Unemployment and Incentives to Work: Policy and Evidence in the 1980s, in: P.E. Hart (ed.): Unemployment and Labour Market Policies (=Joint Studies in Public Policy 12), o.O. 1986, S.104-120.

MILL, John Stuart: Über Freiheit, Frankfurt am Main 1969 (1859<sup>1</sup>).

MISCHLICH, A.: Über die Kulturen im Mittelsudan, Berlin 1942.

MITTELHOCHDEUTSCHES Wörterbuch, ausgearbeitet von Wilhelm Müller mit Benutzung des Nachlasses von Georg Friedrich Benecke, Leipzig 1854.

MOMMSEN, Hans & Winfried SCHULZE (Hg.): Vom Elend der Handarbeit. Probleme historischer Unterschichtenforschung (=Geschichte und Gesellschaft, Band 24), Stuttgart 1981.

MOORE, Peter: 'Counter-Culture in a Social Security Office', in: New Society 53/1980, S.68-69.

MOORE, Peter: Scroungermania again at the DHSS, in: New Society 55/1981, S.138-139.

MORGENROTH, Christine: Sprachloser Widerstand. Zur Sozialpathologie der Lebenswelt von Arbeitslosen, Frankfurt am Main 1990.

MOSER, Johannes: "Ein Verlustgeschäft unser Leben". Eine Geschichte des Arbeitsleids von der Antike bis zum 20. Jahrhundert (=Forschungsschwerpunkt S44. "Dynamik der Arbeitslosigkeit und Beschäftigung", Forschungsbericht Nr.33), Linz – Graz 1990.

MUESER, Peter: Discrimination, in: John Eatwell, Murray Milgate & Peter Newman (eds.): The New Palgrave. A Dictionary of Economics, London 1987, S.856-858.

MÜLLER, Klaus E. (Hg.): Menschenbilder früher Gesellschaften. Ethnologische Studien zum Verhältnis von Mensch und Natur, Frankfurt am Main – New York 1983.

MÜNZ, Rainer & Monika PELZ: Berufsorientierung und Arbeitslosigkeit, in: Soziale Welt 3/1987, S.330-349.

NECKEL, Sigward: Status und Scham. Zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit, Frankfurt am Main 1991.

NICKELL, S.J.: The Effect of Unemployment and Related Benefits on the Duration of Unemployment, in: *The Economic Journal* 89/1979, S.34-49.

NOELLE-NEUMANN, Elisabeth & Peter GILLIES: *Arbeitslos. Report aus einer Tabuzone*, Frankfurt am Main 1987.

NOELLE-NEUMANN, Elisabeth & Burkhard STRÜMPER: *Macht Arbeit krank? Macht Arbeit glücklich? Eine aktuelle Kontroverse*, München 1984.

NORRIS, Margaret: 'Those We Like to Help', in: *New Society* 45/July 1978, S.18.

OFFE, Claus: Arbeit als soziologische Schlüsselkategorie? In: Matthes 1983, S.38-65.

ORTIZ, Sutti: 'The Estimation of Work: Labour and Value among Paez Farmers', in: Sandra Wallman (ed.), *Social Anthropology of Work*, London 1979, S.207-228.

PAHL, R.E.: *Divisions of Labour*, Oxford 1984.

PARKIN, Frank: Strategien sozialer Schließung und Klassenbildung, in: Reinhard Kreckel (Hg.), *Soziale Ungleichheiten (=Soziale Welt, Sonderband 2)*, Göttingen 1983, S.121-135.

PELZ, Monika et al.: *Arbeitslos in Niederösterreich*, Wien 1987.

PELZMANN, Linde: *Wirtschaftspsychologie: Arbeitslosenforschung, Schattenwirtschaft, Steuerpsychologie*, Wien – New York 1985.

POLANYI, Karl: *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*, Frankfurt am Main 1978 (1944<sup>1</sup>).

POLLNER, Melvin: Mundanes Denken, in: Elmar Weingarten, Fritz Sack & Jim Schenkein (Hg.), *Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns*, Frankfurt am Main 1979, S.295-326.

PREISENDÖRFER, Peter & Thomas VOSS: Arbeitsmarkt und soziale Netzwerke. Die Bedeutung sozialer Kontakte beim Zugang zu Arbeitsplätzen, in: *Soziale Welt* 39/1988, S.104-119.

QUIRK, James & Rubin SAPOSNIK: *Introduction to General Equilibrium Theory and Welfare Economics*, New York 1968.

REHN, Marie-Elisabeth: ...besser als im Kohlenpott malochen? Arbeitslosenalltag in Konstanz, Frankfurt am Main – Bern – New York – Paris 1988.

REINKE-DIEKER, Heinrich: Ins Abseits. Eine gruppendynamische Bestimmung sozialer Ausgrenzung von Arbeitslosen, Köln 1980.

REINSPRECHT, Hans: Sinn der Arbeit – Zur Entwicklung des Arbeitsbegriffs, Diplomarbeit, Linz 1984.

REUBAND, Karl-Heinz: Arbeit und Wertewandel – Mehr Mythos als Realität? Von sinkender Arbeitszufriedenheit, schwindender Arbeitsethik und 'vergiftetem' Arbeitsleben als deutscher Sondersituation, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37/1985, S.723-746.

REUBAND, Karl-Heinz: Die Arbeitsmoral der Arbeitslosen. Fragwürdige Deutungen einer empirischen Studie, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 39/1987, S.550-559.

RIEDMÜLLER, Thomas: Arbeitslosigkeit als Thema der Bildzeitung (=Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts Tübingen, 72. Band), Tübingen 1988.

RIEHL, Wilhelm Heinrich: Die deutsche Arbeit, Stuttgart 1861.

RITTENBRUCH, Klaus: Vollbeschäftigung und Arten der Unterbeschäftigung in Arbeitsmarktmodellen – Ein Vergleich (I), in: Das Wirtschaftsstudium 16/1987a, S.518-521.

RITTENBRUCH, Klaus: Vollbeschäftigung und Arten der Unterbeschäftigung in Arbeitsmarktmodellen – Ein Vergleich (II), in: Das Wirtschaftsstudium 16/1987b, S.573-576.

ROTHSCHILD, Kurt W.: Arbeitslose: Gibt's die? Ausgewählte Beiträge zu den ökonomischen und gesellschaftlichen Aspekten der Arbeitslosigkeit, Marburg 1990.

ROTHSCHILD, Kurt W.: Arbeitslose: Gibt's die? In: Kyklos. Internationale Zeitschrift für Sozialwissenschaften 31/1978, S.21-35.

RUMPELTES, Christiane: Arbeitslos. Betroffene erzählen, Reinbek bei Hamburg 1982.

RYLE, Gilbert: Der Begriff des Geistes, Stuttgart 1969.

SACHWÖRTERBUCH der Geschichte Deutschlands und der Deutschen Arbeiterbewegung, Band 1, Berlin 1969.

SAWYER, Malcolm C.: The Effects of Unemployment Compensation on the Rate of Unemployment in Great Britain: A Comment, in: Oxford Economic Papers 31/1979, S.135-146.

SCHÄFER, Bernd & Bernd SIX: Sozialpsychologie des Vorurteils, Stuttgart 1978.

SCHENDA, Rudolf: Die Verfleißigung der Deutschen. Materialien zur Indoktrination eines Tugend-Bündels, in: Utz Jeggle et al. (Hg.), Volkskultur in der Moderne. Probleme und Perspektiven empirischer Kulturforschung, Reinbek bei Hamburg 1986, S.88-108.

SCHIB, Karl & Hans HUBSCHMID: Weltgeschichte vom Mittelalter bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts, Erlenbach – Zürich 1977.

SCHLEICHER, Stefan & Alexander van der BELLEN: Arbeit: Die neue Herausforderung, in: Karl Vak (Hg.), Arbeit: Die neue Herausforderung, Wien – Zürich 1989, S.33-130.

SCHNEIDER, Helmuth (Hg.): Geschichte der Arbeit. Vom Alten Ägypten bis zur Gegenwart, Frankfurt am Main 1983 (1980<sup>1</sup>).

SCHRAEPLER, Ernst: Quellen zur Geschichte der sozialen Frage in Deutschland, Band I: 1800 – 1870 (=Quellensammlung zur Kulturgeschichte, Band 6), Göttingen 1955.

SCHÜTZ, Alfred: Gesammelte Aufsätze II. Studien zur soziologischen Theorie, Den Haag 1972.

SEIBT, Ferdinand: Vom Lob der Handarbeit, in: Mommsen & Schulze 1981, S.158-181.

SENNETT, Richard: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität, Frankfurt am Main 1986 (1974<sup>1</sup>).

SIMMEL, Georg: Die Philosophie des Geldes, Leipzig 1907.

SIMMONS, J.L.: Public Stereotypes of Deviants, in: Social Problems 13/1965, S.223-232.

SMIGEL, Erwin O.: 'Public Attitudes towards "Chiseling" with Reference to Unemployment Compensation', in: American Sociological Review 18/1953, S.59-67.

SOEFFNER, Hans-Georg: Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik, Frankfurt am Main 1989.

SPINDLER, Z.A. & Dennis MAKI: More on the Effects of Unemployment Compensation on the Rate of Unemployment in Great Britain, in: Oxford Economic Papers 31/1979, S.147-164.

STAHLER, Helmuth: Arbeit in der mittelalterlichen Gesellschaft, München 1972.

STEINBACH, Franz: Der geschichtliche Weg des wirtschaftenden Menschen in die soziale Freiheit und politische Verantwortung, in: Franz Petri und Georg Droege (Hg.), Collectanea Franz Steinbach, Bonn 1967, S.742-775.

STRAUSS, Anselm: Spiegel und Masken. Die Suche nach Identität, Frankfurt am Main 1968.

STROEBE, Wolfgang: Vorurteile, in: Funkkolleg Psychologie, Verhalten bei Mensch und Tier (=Studienbegleitheft 8), Weinheim – Basel 1987, S.95-139.

SZASZ, Thomas: Die Fabrikation des Wahnsinns, Olten 1974.

TACITUS, P. Cornelius: Germania, München 1977.

TAYLOR, Jim: The Behaviour of Unemployment and Unfilled Vacancies: Great Britain 1958-1971, in: The Economic Journal 82/1972, S.195-204.

TAYLOR-GOOBY, Peter: Public Opinion, Ideology and State Welfare, London 1985.

THOMPSON, Edward P.: Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse, Zwei Bände, Frankfurt am Main 1987 (1963<sup>1</sup>).

THOMPSON, Edward P.: Plebeische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, Frankfurt am Main 1980.

TURNER, Victor: Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur, Frankfurt am Main – New York 1989a.

TURNER, Victor: Vom Ritual zum Theater. Der Ernst des menschlichen Spiels, Frankfurt am Main – New York 1989b.

UDRIS, Ivars: Die Studie des Europarates zur Arbeitslosigkeit, in: Kieselbach & Wacker 1985, S.12-22.

VAN DER VEN, Frans: Sozialgeschichte der Arbeit, 3 Bände, München 1972.

VEYNE, Paul: Das römische Reich, in: Ariés & Duby 1989, S.19-228.

VILMAR, Fritz & Leo KIBLER: Arbeitswelt. Grundriß einer kritischen Soziologie der Arbeit, Opladen 1982.

WACKER, Ali: Arbeitslosigkeit. Soziale und psychische Folgen, Frankfurt am Main 1983 (1976<sup>1</sup>).

WACKER, Ali: Ansätze, Probleme und Perspektiven der psychologischen Arbeitslosenforschung, in: Kieselbach & Wacker 1985, S.23-39.

WAGNER, Michael: Arbeitslosenkarrieren, in: Journal für Sozialforschung 30/1990, S.5-23.

WALCH, Jutta: Ökonomie der Frauendiskriminierung, Freiburg im Breisgau 1980.

WERNHART, Karl R.: Mensch und Kultur auf den Inseln unter den Winden in Geschichte und Gegenwart. Ein Beitrag zur Ethnohistorie der Gesellschaftsinseln, Zentralpolynesien, Wien 1974.

WESTERHOFF, Horst-Dieter: Probleme der Arbeitslosenstatistik, in: IFO-Studien. Zeitschrift für empirische Wirtschaftsforschung 33/1987, S.101-132.

WIEDEMANN, Konrad: Arbeit und Bürgertum. Die Entstehung des Arbeitsbegriffs in der Literatur Deutschlands an der Wende zur Neuzeit (=Beiträge zur neueren Literaturgeschichte, Dritte Folge, Band 46), Heidelberg 1979.

WIEDERSCHWINGER, Margit: "Problemgruppe" Frauen – Arbeitsmarktpolitik für Frauen, in: Emmerich Talos & Margit Wiederschwingen (Hg.): Arbeitslosigkeit. Österreichs Vollbeschäftigungspolitik am Ende? Wien 1987, S.167-180.

WINDOLF, Paul & Hans-Willy HOHN: Arbeitsmarktchancen in der Krise. Betriebliche Rekrutierung und soziale Schließung, Frankfurt am Main 1984.

WISNIEWSKI, Roswitha & Hermann KUNST: Handbuch für Frauenfragen. Zur Stellung der Frau in der Gegenwart. Informationen – Analysen – Anregungen, Stuttgart 1988.

WOOD, John: How Little Unemployment, London 1975.

WOSSIDLO, Richard: Über die Technik des Sammelns volkstümlicher Überlieferungen, in: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 16/1906, S.1-24.

YOHALEM, Alice M.: Vereinigte Staaten von Amerika, in: Dieselbe (Hg.), Die Rückkehr von Frauen in den Beruf. Maßnahmen und Entwicklung in fünf Ländern (=Reihe Struktur- und Entwicklungspolitik, Band 6), Bonn 1982, S.199-259.

ZILIAN, Hans Georg: Arbeit und Arbeitslosigkeit, Manuskript, Graz 1985.

ZILIAN, Hans Georg: Beamtenpraxis und Arbeitslosenstatistik (=Forschungsschwerpunkt S44 "Dynamik der Arbeitslosigkeit und Beschäftigung", Forschungsbericht Nr.22), Linz – Graz 1988.

ZILIAN, Hans Georg: Wo ein Wille ist, ist auch ein Werk. Arbeitsbedingungen und Arbeitslosigkeit im Wohlfahrtsstaat, Wien 1990a.

ZILIAN, Hans Georg: Von Menschen und Zahlen: Zur alltäglichen Organisation der Arbeitslosenstatistik, in: R. Buchegger, K.W. Rothschild, G. Tichy (Hg.), Arbeitslosigkeit, Berlin – Heidelberg 1990b, S.25-44.

ZILIAN, Hans Georg & Christian FLECK: Die verborgenen Kosten der Arbeitslosigkeit, Frankfurt am Main – New York 1990.

ZILIAN, Hans Georg & Helmut KUZMICS: "Die soziale Bedeutung von Arbeit und Arbeitslosigkeit" (=Forschungsschwerpunkt S44. "Dynamik der Arbeitslosigkeit und Beschäftigung", Forschungsbericht Nr.34), Linz – Graz 1990.

ZILIAN, Hans Georg & Bertram MALLE: Projekt 'Das Verhalten der Arbeitskräfte-nachfrage', Graz 1991.

ZILIAN, Hans Georg & Johannes MOSER: Der rationale Schmarotzer, in: Prokla. Zeitschrift für politische Ökonomie und sozialistische Politik, Heft 77/1989, S.33-54.





# ANHANG



# Leitfaden für die Arbeitsloseninterviews

## I. Arbeitskarriere:

- Schulbildung
- Berufliche Ausbildung
- Berufswahlmotiv (-wechselmotiv)
- Arbeitsanreize (positive und negative)
- derzeitiger Berufswunsch

## II. Erfahrungen mit dem Arbeitsamt

- Geburtsmonat erfragen
- Schikanen?
- Umgangston der Beamten
- Sorgfalt bei der Zuweisung von Stellen
- Gescheiterte Vermittlungsversuche:
  - "Wo lag der Fehler – beim Arbeitsamt, beim Arbeitgeber oder bei Ihnen selbst?"
- Selbstpräsentation im Vorstellungsgespräch
  - Flunkern bei relevanten Fähigkeiten.

## III. Wahrnehmung durch andere

- Selbstpräsentation:
  - "Wer weiß, daß Sie arbeitslos sind?"
  - "Wer kennt die Höhe Ihrer Bezüge?"
  - "Wie haben diese anderen das erfahren?"
- Tratsch:
  - "Manche Arbeitslose haben das Gefühl, daß über sie getratscht wird oder daß sie kritisiert werden. Haben auch Sie diesen Eindruck?"
- Medien:
  - Berichte über Arbeitslose trotz offener Stellen
- Arbeitsunwillige
- Sozialschmarotzer

#### IV. Sozialkontakte

Familie  
soziale Umgebung  
Freizeit:  
    Änderungen

#### V. Selbstwahrnehmung

Ich-Stärke:  
    "Wie kann man am besten vermeiden, arbeitslos zu werden?"  
Arbeitsplatzhoffnungen:  
    Generelle Ansprüche an Arbeit  
    Zukunftsperspektiven der Erwartung  
Bewertung der eigenen Qualifikation:  
    Vergleich mit anderen  
    Obsolet-werden von Qualifikationen  
    Mobilitätsbereitschaft (regional und sektoral)  
    Umschulungswilligkeit  
Zugehörigkeit zur Gruppe der Arbeitslosen  
Zwänge, die zur Arbeitsaufnahme nötigen  
Gefühle:  
    Schuld  
    Versagen

#### VI. Einkommen

Vergleich Letzteinkommen – Arbeitslosengeld – aktueller  
    Bezug  
Reservationslohn  
alternative Einkommensquellen

# Die Arbeitslosen

## Der Werksarbeiter (A1)

Hermann Schwaiger ist 39 Jahre alt und hat eine 26jährige Frau und drei Kinder im Alter von ein bis neun Jahren. Nach Volks- und Hauptschule wollte er ja eigentlich *Fliesenleger lernen*, aber zu dem Zeitpunkt waren die *Fliesenleger so dicht gesät, nicht, da hast du keinen Lehrplatz nicht kriegt*. Deshalb ging er für ein Jahr zu Jugend am Werk, um es danach noch einmal zu versuchen. Als dann aus der Fliesenlegerei wieder nichts wurde, *hat mir ein Bekannter von mir hat gesagt, er arbeitet bei einem Elektriker, er kann mich dort hineinbringen*. Das war eigentlich ein Beruf, der Herrn Schwaiger nicht gefiel, was sich auch auf seine Leistungen in der Berufsschule auswirkte. Nach zwei Jahren Lehre haben Sie ihm in der Berufsschule nahegelegt, diese zu verlassen. So brach er die Elektrikerlehre ab. *Dann habe ich bei Puch angefangen. Zweieinhalb Jahre bei Puch, dann habe ich die Finger verloren* [Herrn Schwaiger fehlen zwei Finger an einer Hand, die er bei einem Arbeitsunfall verloren hat]. *Dann haben sie mich innerhalb von Puch von einer Abteilung zur anderen herumgeschickt. Ich habe dann die Entlassung unterschrieben, weil ich mich nicht ausgekannt habe* [Aufgrund seines Arbeitsunfalles hätte Herr Schwaiger besonderen Kündigungsschutz gehabt]. *Jung, wie man ist, und dumm unterschreibe ich die Kündigung, dabei wenn ich nichts unterschreibe, dann können sie mich nie mehr hinausschmeißen. Weil es ihr Verschulden war, daß ich den Finger verloren habe*. Danach arbeitete Herr Schwaiger in der Steinindustrie; *da ist mir nachher der, der, der Ding, der Meister unten aufgesessen. Ich weiß nicht den Grund, warum und wieso, der hat mich nachher auch gekündigt*. Danach geht er nach Vorarlberg, wo er zweieinhalb Jahre in einem textilverarbeitenden Betrieb arbeitet. Aus Vorarlberg geht er wieder weg, weil er keinen Anschluß findet und kaum Freunde gewinnt. *Weil die Vorarlberger sind in der Beziehung ein bißl hinten nach. Weil dort bist du ein Fremder, und wenn du 20 Jahr draußen bist*. Zurück in Graz arbeitete er drei Jahre bei der Gemeinde, wo sie ihn nach seiner Meinung mit dem Urlaub gelegt haben. Er bekam die Information, er hätte noch 19 Tage Resturlaub, obwohl es nur mehr zehn Tage waren. Als er dann nicht rechtzeitig zurückkommt, wird er entlassen. Danach folgen sechs Monate bei Simmering-Graz-Pauker, und daran anschließend arbeitet er zweieinhalb Jahre in einem Weingeschäft. *Bin dann, sind nachher auch mit dem Juniorchef die Wickel gekommen, nicht, weil stur, er stur, ich stur, nicht, und er nur fertige Arbeit machen wollen, und ich habe gesagt, ich bin nicht dein Weh, weil lade dir deinen Lastwagen selber aus, nicht, und nicht ich. Und dann hat das Geld auch nicht mehr gestimmt, nicht, dann habe ich gesagt, das aus, da spiele ich nicht mehr mit, nicht*. Danach folgt wieder ein Kurzaufenthalt bei Puch, wo es schon wieder zum *Kriseln* angefangen hatte. Durch sein *loses Mundwerk und großes Mundwerk* zählt er zu den ersten, die gekündigt werden. Danach ging Herr Schwaiger zu einer metallverarbeitenden Privat-

firma, bei der er bis zu seiner Arbeitslosigkeit beschäftigt ist. Dort herrschte ein gutes Betriebsklima, und das Geld hat gestimmt. Nach siebeneinhalb Jahren wird er dort gekündigt. Nach Herrn Schwaigers Meinung, weil er Jahre zuvor einmal Betriebsrat war und sich dabei für seinen Bruder eingesetzt hatte. Der offizielle Grund lautete jedoch wegen seiner oftmaligen Krankenstände im letzten Jahr. Jetzt besucht er einen Umschulungskurs auf Schweißer in Kapfenberg und hofft, *wieder so eine Arbeit zu erwischen, wie er sie bei seiner letzten Firma hatte, sagen wir mit dem ungefähr gleichen Gehalt.*

Mit dem Arbeitsamt hat Herr Schwaiger nur gute Erfahrungen gemacht, er *kann nichts Negatives über das Arbeitsamt berichten.* Um eine Vermittlung hat sich die Beamtin bemüht, aber zwei Stellen waren schon besetzt und mit den anderen hat es nicht geklappt. Bei Vorstellungsgesprächen ist Herr Schwaiger ehrlich und versucht nicht, dem Unternehmer etwas vorzumachen und seine Fertigkeiten übertrieben darzustellen: *weil mir bringt das nichts, weil wenn er wirklich auf die Fertigkeit zurückgreift und ich kann das nicht.* Daß er arbeitslos ist, wissen in seiner Familie alle und im Wohnhaus jene Leute, mit denen man spricht. Von der Höhe seines Arbeitslosengelds wissen nur seine Frau und er, seit er mit seinem Schwager einmal gestritten hat, weil dieser ihm nicht glaubte, daß er nur 7000 Schilling bekomme. Nachdem er ihm seinen Bescheid gezeigt hatte, hat er ihn nie wieder gesehen. Herr Schweiger hat auch nicht das Gefühl, es würde über ihn getratscht. *Bei uns im Haus sicher nicht. Kennen mich alle schon von klein auf.*

Herr Schwaiger glaubt, daß man sich höher qualifizieren muß, um am Arbeitsmarkt bessere Chancen zu haben. *Darum habe ich auch, eigentlich, an und für sich ja den Schweißkurs jetzt angesetzt.*

Er kennt auch Arbeitsunwillige und Sozialschmarotzer: *gibt es teilweise auch. Ich kenne genug.* Er kennt fünf, sechs Fälle, die schon lange stempeln, einer schon seit 13 oder 14 Jahren; *tut überhaupt nichts.* Aber es sind nicht alle gleich und *ich weiß es ja, wie schwer daß es ist, daß du wieder eine Arbeit kriegst, nicht. Es ist nicht so einfach, wie man sich das vorstellt.*

Spannungen gibt es in der Familie wegen seiner Arbeitslosigkeit keine und auch seine sozialen Kontakte hätten nicht darunter gelitten, auch wenn er nur mehr einige seiner früheren Arbeitskollegen trifft. In seiner Freizeit hat er zu basteln begonnen, womit er wegen des Kurses wieder aufgehört hat.

Arbeitslos zu werden, vermeide man am besten, indem man seine Arbeit macht und nichts redet und nichts sagt und das tut, was einem angeschafft wird. Natürlich gebe es auch den Weg, *daß du zutragen tust dem Chef und dem Meister, dann bist du auch am oberen Ast.* Sein Problem ist, daß er seinen Mund nicht halten kann, wodurch es schwer für ihn ist, eine Arbeit bis zur Pension zu behalten. Drei Jahre lang gehe es meist gut in einer Firma, da halte er den Mund, aber dann beginne es zu kriseln. Dann müsse er seine Meinung sagen, die den anderen meistens nicht paßt, was Konsequenzen nach sich ziehe.

Er würde schon auch weiter fahren für eine Arbeit, aber in der Steiermark sollte es schon sein. Die halbe Stunde nach Kapfenberg beispielsweise sei ein Katzensprung, da macht

ihm das Pendeln überhaupt nichts. Auch gegen weitere Umschulungen hätte er bei Notwendigkeit nichts einzuwenden.

Herr Schwaiger fühlt sich *nicht direkt als Arbeitsloser*, die Umschulung sei ja theoretisch schon wie in der Arbeit. Meistens zwingt einen das Geld zur Wiederaufnahme der Arbeit. Gegenüber seinem Letzteinkommen hat er mehr als 4000 Schilling monatlich in der Arbeitslosigkeit verloren, dabei sind der Entfall des Urlaubs- und Weihnachtsgeldes noch gar nicht eingerechnet. Durch die Schulung erhält er jetzt jedoch mehr Geld als während der reinen Arbeitslosigkeit.

Während seines Arbeitslosendaseins hat er aushilfsweise Zeitungspakete ausgeführt und abgeladen, diese Tätigkeit hat er dem Arbeitsamt gemeldet. Das mit der Pfuscherei tut er sich gar nicht erst an. *Sage ich ihnen ganz ehrlich, weil das ist mir längst zu blöd, daß ich da jetzt sag', ja, ich mach' dir das, ich krieg' so und so viel, und dann kriegt er ein langes Gesicht, weil ich zu viel verlangt habe oder was. Da-, ich hab' genug Streitereien gehabt schon wegen dem.* Dies war jedoch noch zu der Zeit, als er gearbeitet hat, und das interessiert ihn nicht mehr.

## Der Versicherungsangestellte (A2)

Karl Gruber ist 34 Jahre alt und lebt bei seinen Eltern, die 55 und 56 Jahre alt sind. Nach der Hauptschule lernte er ein Jahr Lithograph, ehe er durch Zufall zu einer Versicherung kam, weil sein Onkel ebenfalls dort arbeitete. Zunächst beschäftigte man ihn im Expedit, nach verschiedenen Kursen war er jedoch im Fachdienst tätig, bearbeitete Anträge und erledigte anfallende Arbeiten in der Innenorganisation. Nach 16 Jahren kommt es zu einer einvernehmlichen Lösung des Dienstverhältnisses. Herr Gruber äußert aber nicht genau, was die Ursachen dieser Trennung waren. *Ich war der Meinung, daß dann eh alles sofort wieder okay geht, aber dem war nicht so, nicht.* Mittlerweile ist Herr Gruber seit eineinhalb Jahren arbeitslos.

Besonderen Gefallen an seiner Arbeit fand er in letzter Zeit durch die EDV. *Die ganzen Eingaben von Daten und das Abfragen von Daten und das ganze Umfeld hat mir eigentlich getaugt, nicht.* Auch die Gespräche mit Kunden am Telefon sagten ihm zu. Die Arbeit sei breit angelegt gewesen, *es war nicht immer auf eine Sparte bezogen.* Negative Seiten habe es nicht viele gegeben, sonst würde er nicht wieder eine Arbeit in einer Versicherung anstreben; 16 Jahre könne man nicht so ohne weiteres vom Tisch fegen. Er möchte wieder bei einer Versicherung arbeiten, aber am besten im Innendienst, denn ohne Auto sei es im Außendienst *auch ein bißl schwierig.* Er stünde bei ein paar Versicherungen auf der Warteliste, die aber momentan keinen aufnehmen. *Aber sobald irgendein, einer aufgenommen wird, in der Position, dann bin ich fällig, nicht. So haben sie's mir halt gesagt, nicht.* Schlecht behandelt oder schikaniert werde er am Arbeitsamt nicht, nur die gesetzlichen Bestimmungen findet er ungerecht. *Nur ist es so, bei mir ist es nämlich so, das ist das ganze, jetzt habe ich Notstand, daß das von dem Verdienst von meinem Vater abhängt, das*

*ist auch ein bißl link. Finde ich halt, nicht. Ich meine, da wirst abgestempelt fast als wie entmündigt in dem Sinn, nicht.* So bekomme er nur 30 Schilling Taggeld, mit dem er auch noch die Versicherung bezahlen muß; und daheim gibt er auch zwischendurch etwas her. Er hätte zwar etwas erspart gehabt, aber jetzt sei er auch am Ende. Er hätte am Arbeitsamt auch angeboten, in andere Bundesländer zu gehen, aber er hätte trotzdem keine Angebote erhalten. Vom Arbeitsamt hätte er noch nicht viele Vermittlungsangebote bekommen, die dann noch dazu schon besetzt gewesen wären. Er glaubt, die Stellenzuweisung vom Arbeitsamt würde nicht sehr sorgfältig geschehen.

Er glaubt nicht, daß er bei Bewerbungen einen Fehler gemacht haben könnte, weil er nicht genommen wurde. Meistens waren die Stellen schon besetzt. *Ich bin nie in einer Jean oder irgendwas hingekommen, bin auch nie "g'soffen" hingekommen, wie man so schön sagt, wie man von den Arbeitslosen immer sagt.* Es ist ihm klar, daß er Abstriche machen muß, aber sein Problem sei das mangelnde Angebot an freien Stellen in seinem Metier.

Von seiner Arbeitslosigkeit wissen die Eltern und in letzter Zeit auch jene Leute, mit denen er Umgang pflegt. Alle Nachbarn wüßten es jedoch nicht. Die Bezüge, die er bekommt, von denen weiß keiner außer seinen Eltern und seinem Bruder. Mit 50 Schilling könne man ohnehin nicht prassen. Herr Gruber beschwert sich wiederholt darüber, daß das Einkommen seines Vaters mitberücksichtigt wird, *weil das kommt einer Entmündigung fast gleich.* Zwischendurch bekommt er sogar überhaupt nichts, wenn sein Vater in einem Monat zuviel verdient, dann muß er auch noch die Krankenkasse selbst bezahlen. Das wechselt von Monat zu Monat. Dazu komme das Moment der Unsicherheit, weil die Leute vom Arbeitsamt *nie sagen können, was gespielt wird.* Am Anfang habe er seine Arbeitslosigkeit noch geheim halten können, aber er wurde immer öfter gesehen, *und dann ist es nicht mehr gegangen.* Er habe dies deshalb verheimlicht, weil es ja kein Privileg sei, arbeitslos zu sein.

Herr Gruber glaubt schon, daß über ihn getratscht werde, aber *zu mir persönlich hat noch keiner was gesagt.* Er weiß jedoch, was gesagt wird: *Ja, das ist ein Arbeitsloser, ..., der ist arbeitsscheu, so einen Posten aufgeben, so viel verdient, dann muß irgendwas nicht hinhalten.* Man könne sich gegen sowas ohnehin nicht wehren. Wenn er in den Medien von Sozialschmarotzern hört, denkt er sich, daß es vielleicht ein paar gibt, die *wirklich nur schmarotzen.* Aber er habe *erstens einmal keine noch gesehen* und schreiben könne man viel, *Papier ist geduldig.*

In der Familie gebe es schon Meinungsverschiedenheiten, *speziell schon vom Finanziellen her.* Wenn er um Geld frage, wird ihm vorgehalten, er solle doch gehen und Arbeit finden, aber die Reibereien seien nicht so krass. Jetzt sei er auch mehr allein als früher; nicht nur weil seine Freunde aus der Firma waren, sondern auch im privaten Rahmen. Er kann nicht mehr so fortgehen, weil er immer *auf sein Tascherl* schauen muß; auch das Sportplatzgehen wäre *ein Luxus geworden.*

Arbeitslosigkeit könne man *höchstwahrscheinlich* am besten vermeiden, *wenn man überall ja sagt* und wenn *man immer schön tut und etc.*, auch wenn es nicht die eigene Meinung wäre. Von seiner zukünftigen Arbeit erwartet er Kameradschaft am Arbeitsplatz, und die



Tätigkeit sollte ihm Spaß machen. Seine Qualifikation schätzt er durchaus hoch ein, andere wären nur mit dem Chef besser gestanden. In der alten Firma habe es eben nur zwischen- durch nicht gepaßt: *so habe ich mir auch vorgestellt, daß es halt geht, wennst da weg bist, dann kriegst sofort irgendwas, nicht. Das war dann eben nicht so.* Er würde sich schon umschulen lassen, aber in seinem Alter mit 34 Jahren wäre das schwierig. Eine Weiterbildung in EDV würde ihm zusagen, aber man habe ihm noch nichts angeboten. Nachgefragt habe er wohl einmal, aber da habe es eigentlich nichts gegeben.

Zur Gruppe der Arbeitslosen muß er sich zugehörig fühlen, weil er *unmittelbar betroffen* ist. *Ich meine, also was bleibt mir denn übrig? Nur daß ich heute sag' okay, der sandelt nur oder irgend etwas. Ich meine, da geht es ja jedem "beschissen" im Endeffekt.* Die Zwänge, die einen zur Arbeitsaufnahme zwingen, sieht Herr Gruber zuerst im Ansehen und danach im Geld. *Wenn du heute irgendwo in einer Gesellschaft bist oder irgendwas, die Frage nachher, was du tust, wennst heute sagst okay, arbeitslos – eh nichts mehr im allgemeinen. Also arbeitslos sicher nicht fördernd.*

Irgendwie glaubt er schon, er sei selber auch schuld, weil er den Job verloren hat. Mit den Schuldgefühlen sei das aber so eine Sache, *das ist alles so ein Begriff ...: vielleicht, daß ich ein Versager bin.* Manchmal glaubt er es zumindest.

Vor der Arbeitslosigkeit verdiente Herr Gruber 17.000 Schilling, während des Bezuges von Arbeitslosengeld 7.000, und nun muß er froh sein, wenn er überhaupt etwas bekommt. Momentan hat er ein Taggeld von 20,80 Schilling. 12 oder 13.000,- Schilling würde er gerne verdienen; *wenn's ein Zehner ist netto, ginge ich auch noch. Ich meine, mir stinkt's an bis "auf", nicht.* Nebenbei kann er kaum etwas verdienen, außer ab und zu ein Versicherungsabschluß, weil er nebenberuflich noch gemeldet ist bei der Versicherung. Außerdem bekomme er noch die Folgeprovisionen von früheren Abschlüssen, das sind 10.000 Schilling im Jahr.

## Der Taschner (A3)

Herr Georg Gangl ist ca. 40 Jahre alt und lebt mit seiner etwas älteren Frau und seinem Vater in einem Haushalt; er sieht sehr schlecht und leidet an Zuckerkrankheit. Er besuchte die Volks- und Hauptschule und begann dann eine Lehre als Taschner, die er jedoch nicht abgeschlossen hat. *Ich habe einfach nicht durchgesehen durch den Beruf. Also es war handwerklich nicht so, wie ich mir's vorgestellt hab'.* Angefangen habe er damit, weil es eine Berufsempfehlung vom Arbeitsamt war. Danach absolvierte er den Präsenzdienst und arbeitete anschließend *elf Jahre lang bei den Blauen als Nachtwächter.* Danach war er kurze Zeit arbeitslos, ehe er bei der Maschinenfabrik Andritz eine Beschäftigung als Werkstättenreiniger fand. Dort gab es dann eine Kündigungswelle, von der das Reinigungs- und Hilfspersonal als erstes betroffen war. Seither machte er eigentlich nur mehr Gelegenheitsjobs, nur als Raumpfleger hat er länger gearbeitet, da war er drei Jahre lang bei der Firma Akkord beschäftigt. Seither ist er arbeitslos.

Bei seiner letzten Tätigkeit als Raumpfleger haben die Frauen vor ihm aufgeräumt, und er hat dann feucht aufgewischt, *das war eigentlich alles, was ich gemacht habe*. Außerdem half er noch ab und zu beim Hinuntertragen von Müllsäcken. Herr Gangl arbeitete dabei als einziger Mann unter acht oder neun Frauen: *die haben mich nicht akzeptiert als Ding, als einziger Mann dort unten*.

Sein derzeitiger Berufswunsch wäre Lagerarbeiter oder so was Ähnliches, aber er habe nichts in Aussicht. Beim Arbeitsamt habe man ihm eigentlich immer recht vernünftige Vorschläge gemacht, nur mit den Vermittlungen habe es nie hingehaut. Einmal habe er 14 Tage als Abwäscher gearbeitet, dann wurde er zu einer Gärtnerei geschickt, die jedoch einen qualifizierten Arbeiter gesucht habe. Er wurde daher gefragt, warum er eigentlich gekommen sei. Von zehn Vorschlägen hätte es bei sieben von vornherein nicht geklappt, weil er nicht der richtige Mann dafür gewesen wäre. Oft wäre auch die Stelle schon besetzt gewesen, wenn er hingekommen ist. Als Autowäscher hätte man ihn wegen seiner Augengläser nicht genommen, weil die sich dauernd beschlagen hätten. Auch nach Meinung seiner Frau sind diese Augengläser ein Hinderungsgrund. Einerseits wäre er dadurch für eine Facharbeitertätigkeit nicht geeignet; andererseits hätten sie ihn bei Akkord ohne Grund rausgeschmissen, *nur weil er so viel geschwitzt hat, jetzt zahnt er immer so und hat ein schiaches Gesicht, und da denkt einer, der schaut ihn so blöd an und durch das kann er nur hinausgeschmissen worden sein*. Den Hauptgrund für seine eingeschränkten Chancen am Arbeitsmarkt sieht Herr Gangl in seinen fehlenden Qualifikationen, weil er keine Ausbildung und nichts habe. Außerdem fehle ihm für richtige *Arbeiterarbeiten* auch die Kraft: *das habe ich auch nicht*. Resignierend stellt er fest: *Also es ist sicher problematisch mit mir, nicht leicht zu vermitteln*.

Von seiner Arbeitslosigkeit wissen nur ein paar Leute – seine Frau und ihre Kinder aus erster Ehe und der Vater. Die Höhe seiner Arbeitslosenbezüge wüßten nur die Frau und der Vater. Er hat schon das Gefühl, daß er hinter seinem Rücken kritisiert wird, aber das interessiere ihn nicht, solange es ihm nicht selbst gesagt wird. Seine Frau erzähle hie und da, daß der oder der *gekeppelt* habe. Das berühre ihn aber nicht.

Wenn er in der Zeitung liest, es gäbe *so und so viel neue Arbeitsplätze*, empfindet er das als Ironie. Es liege auch an ihm, daß er nicht unter jenen ist, die davon profitieren, *ich habe da sicher viel versäumt da persönlich, ..., daß ich Schule oder sonst irgendwas gemacht hätte*. Natürlich spiele auch das Alter eine Rolle, weil *zwischen 40 und 50 Jahren, da ist es sowieso nicht mehr so leicht*. Daß er nicht arbeiten wolle, sei bei ihm nicht der Fall. *Ich schau', daß ich was Passendes finde, aber bis jetzt ist noch nichts zugetroffen*. Es gäbe zwar vielleicht unter den Arbeitslosen ein paar, *was sagen, ja "scheiß" drauf, ich krieg' eh meine Arbeitslose, was brauche ich was anderes, nicht*. Wenn er in den Zeitungen jedoch von Arbeitsunwilligen oder Sozialschmarotzern liest, da stellt er *ehrlich gesagt die Haare auf*. *Weil das ärgert mich sowas. Weil ich bin kein Sozialschmarotzer deswegen*. Er habe seine 15 Jahre gearbeitet und habe seine *Arbeitslose bezahlt*.

Innerhalb der Familie hat sich nichts geändert durch seine Arbeitslosigkeit, es gebe auch keine Streitereien deswegen. Er hat auf das Kind der Tochter seiner Frau aufpassen können,

während diese arbeiten mußte, *das hat halt alles herrlich zusammengepaßt*. Freunde hat er durch seine Arbeitslosigkeit keine verloren, weil er nie viele gehabt habe; *ich hab' gar keine Kontakte, sagen wir so*. In seiner Freizeit haben sich insofern Veränderungen ergeben, als er jetzt für den Haushalt zuständig ist. Vor allem bei den Finanzen *hat's schon Einschnitte gegeben*. Er könne sich jetzt weniger Bücher kaufen und müsse deswegen auf jene Exemplare zurückgreifen, die er schon einmal gelesen hat. In die Bibliothek mag er nicht gehen, weil er ein Buch, das er lesen will, auch gerne besitzt.

Auf die Frage, wie man Arbeitslosigkeit vermeiden könne, meint er: *Jetzt bin ich ja halbwegs gescheitert worden, aber ich kann nur sagen Schulung, Schulung, Schulung und noch einmal Schulung. Also Qualifikation, Qualifikation noch und nöcher. Das ist das beste, was gibt, ja. Den Fehler habe ich gemacht in den 30 Jahren, in den 40 Jahren bis jetzt. Das aufholen mit 40, das liegt mir ehrlich gesagt nicht mehr, das will ich gleich gar nicht mehr*. Wie sein zukünftiger Arbeitsplatz sein solle, lasse sich schwer sagen. Es solle keine schwere körperliche Arbeit sein, aber eine wo man ein *bißl müdenken* muß.

Seine persönliche Qualifikation schätzt er ihm Vergleich zu anderen *ziemlich gering, ehrlich gesagt*, ein. *Also wenn ich so einen Ding, einen Maßstab anlege von 1-100, würde ich sagen ungefähr um die 20 herum*; 100 wäre dabei das höchste. Aber seine Arbeit als Werkstättenreiniger bei Andritz hätte er sehr gut erledigt, *immerhin hat sich niemand beklagt darüber, daß ich was schlecht gemacht hätte oder was*. Er war immer da, wenn man ihn gebraucht hat. Regional möchte er sich für eine Arbeit nicht mehr verändern, er würde *schon Graz vorschlagen*. Umschulen würde er sich schon lassen, aber Herr Gangl erweckt den Eindruck, als würde er in seinem speziellen Fall nicht so recht von dieser Möglichkeit überzeugt sein. Bei einem Berufsfindungskurs vom Arbeitsamt habe er so schlecht abgeschnitten, *daß sich nichts gelohnt hätte, was weiterzumachen wäre*.

Herr Gangl fühlt sich nicht als Arbeitsloser, *ich gehöre zu den Hausmännern. Ich fühle mich mehr als Frau wie als Mann*, stellt er resigniert fest. Er erledigt zu Hause alle Arbeiten vom Bügeln bis zum Wäschewaschen. Zum Arbeiten zwingt ihn die *Aussicht, daß ich einmal eine Pension brauche. Alles andere ist nebensächlich irgendwo*. Obwohl er sich als Hausmann durchaus wohlfühle, sei im Unterbewußtsein doch etwas da, *was sagt, nein, das geht nicht auf die Dauer*. Schuldgefühle habe er keine, eher das Gefühl, etwas versäumt zu haben. Als Nachtwächter hätte er vielleicht die Möglichkeit gehabt, sich fortzubilden, habe dies jedoch nicht ausgenützt. Zu 50 Prozent glaubt er auch, versagt zu haben. Aber die letzte Arbeit als Gebäudereiniger wäre kein *Dauerzustand* gewesen. *Wenn Frauen einen Mann niederkeppeln über das und das und das; was sollst als Mann beitragen, nicht, wenn's als Frauen über mich reden, ich meine, das hat keinen Witz nachher*.

Bei Akkord hatte er nur einen Halbtagesjob und verdiente ca. 2.800 Schilling im Monat, beim Arbeitslosengeld hatte er ungefähr gleich viel [kann eigentlich nicht stimmen; J.M.]. Notstandshilfe kann er keine beziehen, weil seine Frau und sein Vater zu viel verdienen. Ab 6.500 Schilling würde er wieder arbeiten gehen, *drunter auf keinen Fall*. Das war der Verdienst, den er auch bei der Maschinenfabrik Andritz erhalten hatte, *viel drunter sollte*

*es nicht liegen.* Eine alternative Einkommensquelle neben seiner Arbeitslosigkeit habe er noch nicht gefunden, meint Herr Gangl.

## Der LKW-Fahrer (A4)

Herr Alfred Krampfl ist 25 Jahre alt, stammt aus Kärnten und bewohnt mit einem gleichaltrigen Studenten eine Wohnung in unserem Befragungsgebiet. Er besuchte Volksschule, Hauptschule, ein Jahr den Polytechnischen Lehrgang und dann ein Jahr HTL. Eigentlich wollte er Mechaniker lernen, aber da er keine Stelle bekam, absolvierte er bei seinem Schwager eine Lehre zum Verkäufer. Anschließend arbeitete er ein Jahr als Zusteller und leistete dann seinen Präsenzdienst. Daran anschließend zog er nach Wien und wollte eine Ausbildung zum Werbegraphiker machen, war jedoch zu inkonsequent. *Es war alles neu, es war Wien und so.* Er hatte dann verschiedene kurzfristige Anstellungen bei einem Tapezierer, in einem Auktionshaus und schließlich ein halbes Jahr bei einer Einzelhandels-GmbH, bei der er LKW gefahren ist, da er beim Bundesheer den LKW-Führerschein gemacht hat. Als seine Schwester starb, ging er wegen seiner Eltern für ein Jahr nach Kärnten zurück und war fünf bis sieben Monate in einer Druckerei angestellt, da er Drucker werden wollte. *Aber sie haben das immer rausgezögert mit der Ausbildung, daß ich zum Schluß doch keine richtige Ausbildung gehabt hätte.* Bevor er dann nach Graz kam, hatte er dort aufgehört und war arbeitslos gemeldet. Hier suchte er sich wieder einen Job als LKW-Fahrer, um eine Zeitlang zu arbeiten. Er hat davon gehört, daß in Innsbruck ein WIFI-Kurs für Werbegraphik durchgeführt wird und den möchte er mit einem Jahr Arbeitslosigkeit finanzieren und absolvieren.

Sein Motiv, sich als Verkäufer ausbilden zu lassen, war die vorangehende viermonatige Arbeitslosigkeit. Als Verkäufer sei er dann auch draufgekommen, daß er etwas in der Werbung machen will. Der Verkäuferberuf wäre nicht das richtige gewesen. *Die können immer hinter der Budel stehen und können irgendwas verkaufen.* Er wollte das nicht, wobei mehrere Gründe eine Rolle gespielt hätten; u.a. der Verdienst und die Arbeitszeit. Er wollte mindestens zwei Tage in der Woche frei haben und nicht jeden Tag bis sechs am Abend arbeiten müssen. Ein positiver Arbeitsanreiz stellt für ihn ein gutes Betriebsklima dar, es müsse ein bestimmtes Niveau bei den Leuten vorhanden sein, mit denen man zusammenarbeitet. Auch möchte er das arbeiten, was er will, *aber ich weiß es noch nicht ganz genau, was ich wirklich will.* Schwere körperliche Arbeit verkörpert für ihn einen negativen Arbeitsanreiz, oder wenn er in einer Firma mit Leuten zusammenarbeiten muß, mit denen er nicht reden kann, *zum Beispiel nur in die Firma gehen und die Arbeit runterdrehen, was ich hab', dann am Abend wieder heimgehen. Das war eigentlich ein leerer Tag ... Wo'st eigentlich nur Geld verdient hast.* Geld sei zwar wichtig, aber nicht die Hauptsache. Er würde lieber für weniger Geld in einer Firma arbeiten, wo es ihm gefällt, als LKW fahren zu müssen.

Mit dem Grazer Arbeitsamt habe er nicht so gute Erfahrungen gemacht. Vor allem seine Betreuerin wäre wohl etwas zu pflichtbewußt. *Hast Du schon gehört von der Frau, ich meine, ich will ja nichts, ich will keine Namen nennen, aber daß mein Betreuer also nicht so gut ist.* Wegen diversen Unterlagen mußte er mehrmals aufs Arbeitsamt kommen, was er als Schikane erlebte, weil man beispielsweise keinen Paß haben könne, wenn man keine Geburtsurkunde habe, deswegen müsse der Reisepaß als Dokument wohl auch genügen. Einmal habe ihm die Beamtin für 14 Tage das Stempelgeld gestrichen, weil er einen RSA-Brief nicht erhalten hat. Im Briefkasten wäre keine Benachrichtigung gelegen, und auf der Türe sei kein Namensschild gestanden, aber selbst nach Vorlage des Meldezettels sei nichts mehr zu ändern gewesen. Er wollte dann eigentlich einen anderen Betreuer erhalten, aber das war unmöglich. Als sie einmal im Urlaub gewesen sei, hätte ihr Vertreter gemeint: *ja er weiß eh, er kennt sie eh, er weiß eh, wie sie ist.* Dieser Beamte sei relativ locker gewesen, während ihr Umgangston *relativ schroff* sei. In Wien wäre es lockerer gewesen, wenn man beispielsweise gesagt hat, man suche sich selbst Arbeit. Da ist einem dann nichts aufgedrängt worden. Bei der Zuweisung zu offenen Stellen werde auch nicht sehr sorgfältig vorgegangen. Er hätte zwar auch den E-Führerschein – also für Anhänger –, bekomme aber immer nur Stellen für den C-Führerschein zugewiesen. Er vermutet, weil man ihm den E-Führerschein, um dessen Bezahlung er angesucht hat, nicht nachträglich finanzieren wolle. Er habe sich auch selbst umgesehen um Stellen, wo er auch den Anhängerschein benötigt und womöglich ins Ausland fahren kann, aber diese Firmen suchten junge Fahrer, *am besten 20 Jahre und 10 Jahre Praxis.* Wenn Herr Krampfl sich vorstellen geht, versucht er selbstbewußt zu wirken. *Daß ich reingeh' nicht so, als wäre ich der Kleine, der unbedingt die Stelle braucht, sondern hingehe und sag', ich kann gut arbeiten und ich will aufgenommen werden.*

Von Herrn Krampfls Arbeitslosigkeit wissen eigentlich alle seine Bekannten. Er versucht das nicht zu verbergen, das ist ihm *eigentlich wurscht.* Über seine Arbeitslosenbezüge wüßten jene Bescheid, die ihn danach fragen. *Unter Verwandten* habe er schon das Gefühl, daß über seine Arbeitslosigkeit getratscht werde, *überhaupt wie ich in Kärnten wieder war.* Da hätten die Eltern quasi entschuldigend mit den Verwandten gesprochen, er suche Arbeit oder er habe etwas in Aussicht. *Vielleicht, daß sie sich ein bißchen schämen deswegen, daß ich arbeitslos bin.* Er weiß nicht, ob sie schlecht über ihn reden, aber er glaubt, es gebe ein gewisses Klischee: *Arbeitslos, lange Haare, der will ja gar nicht arbeiten.* Wenn er Berichte darüber hört, daß es so viele Arbeitslose trotz offener Stellen gibt, weiß er nicht, was er sich dabei denken soll. *Vorurteile gibt's überall.* Er weiß aber schon, daß er tatsächlich nicht arbeitslos sein müßte, *daß ich eigentlich immer arbeiten könnte, wenn ich wollte.* Aber er will eben nicht irgendeine Stelle annehmen, wo er den ganzen Tag *eine stumpfsinnige Arbeit machen muß.* Er verstehe auch die Arbeitslosen, die das nicht wollen. Er glaubt außerdem, es gebe Arbeitsunwillige, weil er auch nicht immer arbeitswillig sei. Aber die Bezeichnung Sozialschmarotzer, wenn er das hört oder liest, nimmt er *eigentlich gar nicht so ernst.*

Spannungen habe es in der Familie wegen seiner Arbeitslosigkeit kaum gegeben, weil er in Kärnten nicht allzu lang arbeitslos gewesen ist. Die Eltern wollten ihn halt anspornen, noch mehr zu suchen. In Wien und in Graz war es seinen Bekannten egal, weil sie oft selbst arbeitslos waren. Es habe auch einen guten Zusammenhalt gegeben, man konnte sich immer Geld ausborgen, wenn man etwas benötigte. Die Beziehung zu seinen Bekannten sei immer besser gewesen als zu seiner Familie. Durch seine Arbeitslosigkeit habe sich nichts bei seinen sozialen Kontakten verändert, da er in seinen bisherigen Firmen kaum Freunde gehabt habe. Er hat jedoch bemerkt, daß er viel aktiver ist, wenn er arbeitet und einen geregelten Tagesablauf hat. *Je weniger ich tu', umso fauler werde ich.* Er hängt dann den ganzen Tag 'rum und abends geht er aus. Wenn er hingegen arbeitet, dann interessiert ihn das Fortgehen weniger, er kocht sich dann abends sein Essen und liest dann ein gutes Buch oder beschäftigt sich sonstwie. Das Geld spielt dabei weniger Rolle, er leiste sich während der Arbeitslosigkeit eigentlich mehr, da er nicht so aufs Geld schaue. *Weil Geld ist das einzige, was man eigentlich immer beschaffen kann.*

Wie man Arbeitslosigkeit am besten vermeiden könne, weiß er nicht. Seine Stärken liegen nach seiner Meinung in seiner Zuverlässigkeit und darin, daß er *eine Arbeit immer korrekt* macht. Er sei auch noch von keiner Firma hinausgeschmissen worden, *ich bin immer von selber gegangen. Mit mir waren sie eigentlich fast überall zufrieden. Außer daß sie mein Äußerliches beanstandet haben.* Aber das hat mit der Arbeit nichts zu tun. Von einer zukünftigen Arbeit erwartet er außer des guten Betriebsklimas eine relativ geregelte Arbeitszeit, da er nicht wie beim LKW fahren in der Früh weggehen will, ohne zu wissen, wann er am Abend nach Hause kommt. Seine Qualifikation schätzt er durchaus gut ein, vor allem glaubt er, flexibel zu sein, obwohl das nicht immer erwünscht sei. Seiner Mobilität sind sozusagen urbane Grenzen gesetzt; er möchte eher in einer Stadt bleiben, aber welche ist ihm egal – ins Waldviertel muß er nicht unbedingt. Er würde sich auch umschulen lassen, *aber ich weiß bis heut' noch nicht ganz genau, was ich will.*

Zur Gruppe der Arbeitslosen fühlt er sich nicht zugehörig, obwohl er mit Arbeitslosen zusammen ist; *wo ich bin, da bin ich, und das ist meine momentane Situation.* Er vergleicht seine Situation mit der eines Studenten, der im Sommer arbeiten geht: der fühle sich doch auch nicht den Arbeitern zugehörig. Meistens zwingt einen das Geld, arbeiten zu gehen; manchmal auch der Druck vom Arbeitsamt. Schuldgefühle habe er sicher nie gehabt, meistens habe er eine Arbeit deshalb aufgegeben, weil damit ein Orts- oder Wohnungsverwechsel verbunden war. Während der Arbeitslosigkeit verdient er monatlich 3.500 Schilling weniger als zuvor; da hatte er ca. 10.000 Schilling netto verdient. Unter 10.000 Schilling netto würde er in der Stadt nicht arbeiten gehen, in Kärnten könnte er es sich sogar um 8.000 oder 9.000 Schilling vorstellen, weil dort die Lebenshaltungskosten nicht so hoch seien. Er hat nebenbei auch schon etwas verdient, aber das sind nur kleine Sachen, wenn ihn ein Bekannter fragt, ob er ihm helfen könne, das Auto herzurichten oder die Wohnung auszumalen.

## Die Hilfskraft (A5)

Die ca. 20jährige Melanie Schwarzbauer wohnt mit ihrer kleinen Tochter im Haushalt ihrer Eltern, wo noch mindestens zwei weitere Geschwister leben. Sie besuchte Volks- und Hauptschule. Das Polytechnikum blieb ihr erspart, weil sie eine Vorschulklasse besucht hatte. Nach der Schule ging sie nicht in eine Lehre, sondern wurde zunächst für ein paar Monate Kindermädchen. *Einmal zwei Tage*, wirft die Mutter ein. [Bei diesem Interview waren mehrere Personen anwesend: Die Interviewte, ihre Eltern, ihr Freund und ein Bekannter der Familie. Später kommen noch Bruder und Tochter dazu; eine gewisse Rolle spielte auch die Katze, die mehrmals Aufmerksamkeit erweckte.] Danach arbeitete sie einige Monate beim Sorger als Abwäscherin und zuletzt als Eisverkäuferin beim Schleckermäulchen. Ihr Motiv, als Abwäscherin zu arbeiten, hing mit der Langeweile zusammen, die sie zuhause empfand. *Da bin ich halt durch die Stadt gegangen und da habe ich halt gesehen, daß sie da wen suchen, der was halt hilft in der Küche, und dann bin ich gleich fragen gegangen, ob das noch frei ist, und am nächsten Tag hab' ich dann gleich angefangen.* Dies war jedoch nur eine Krankenstandsvertretung, und so mußte sie nach einiger Zeit wieder aufhören.

Danach arbeitete Frau Schwarzbauer zwei oder drei Monate als Eisverkäuferin. Als sie dort zu arbeiten begann, war sie bereits schwanger, was sie jedoch nicht wußte: *dann bin ich halt zum Arzt gegangen, und dann hab' ich so ein, ein, einen Testzettel bekommen, wo das obengestanden ist, und der vom Schleckermäulchen hat nachher gesagt, ich hätte ihn "beschissen", und ich hätt' "z'fleiß" nicht gesagt, daß ich schwanger bin und so, und dann hat er mich "z'fleiß" alles schleppen lassen, und habe ich müssen "z'fleiß" ich putzen und alles, nur weil ich ihm halt nicht gleich gesagt hab', daß ich schwanger war. Dabei hab' ich's selber nicht gewußt.* Ihre Mutter habe dann angerufen und sich beschwert, worauf er sie hinausgeworfen habe, und auch ihr Gehalt mußte über das Arbeitsgericht eingeklagt werden, worum sich ebenfalls die Mutter kümmerte, weil sich die Tochter nach ihrer Meinung nicht gerührt hätte.

Dann besuchte sie beim Arbeitsamt einen Berufsförderungskurs, *so Kauf-, Kaufmann und so, für's Lager und so.* Das machte sie drei Monate lang, und dann ging sie in Karenz. An ihrer Arbeit als Eisverkäuferin gefiel ihr vor allem wegen des Chefs gar nichts. *Weil der war so unfreundlich. ... da haben wir angefangen um zehn vormittags, und der hat uns bis elf stehen- bis elf am Abend sind wir da gestanden.* Man durfte nicht einmal zehn Minuten Pause machen, denn man sei *nicht da zum Pause machen, sondern zum Arbeiten.* Die Überstunden dabei habe er ebenfalls nicht ausbezahlt. Wenn ihr beim Tragen der schweren Eiskübel eine Kollegin oder ein Kellner helfen wollte, habe er sofort geschrien und das unterbunden.

Eigentlich wollte Frau Schwarzbauer Friseurin lernen, aber weil sie kein gutes Zeugnis hatte, habe sie es eben nicht gemacht. Außerdem habe sie eine Anämie gehabt *beim Kreislauf*, und da hätte der Arzt gemeint, es ginge nicht, es wäre nicht gesund für sie. Jetzt möchte sie wieder in einer Küche arbeiten. *Weil da hast du deine Ruhe, und da sind die*

*Leute so einigermaßen freundlich auch, und du kriegst gut zahlt auch, dafür daß du arbeitest und alles.*

Beim Arbeitsamt habe sie einmal ein Mann gefragt, warum sie ausgerechnet in Musik einen Vierer im Zeugnis hatte, wo doch jeder singen könne; da hat er herumgefragt. *Und sonst sind sie schon lieb. Es sind, es sind mehr junge Leute oben halt was, wennst hineingehst was zum Fragen und so. Und meistens sind's eh Weiber, und die sind immer lieb.* Sie wurde allerdings schon oft zu Firmen geschickt, wo es hieß, die Stelle sei seit zwei Wochen besetzt. Die Beamten wären sehr freundlich und hilfsbereit. *Ich meine, wennst wirklich sagst, du willst arbeiten, dann schauen sie schon, daß sie auch was finden für dich.* Sie würden auch immer fragen, was man gerne arbeiten möchte und suchten dementsprechend die Stellen aus. Bei manchen Stellen hat man ihr dann gesagt, sie werde angerufen, aber das wäre nie eingetreten. Sie vermutet, diese Firmen hätten gar nie die Absicht gehabt, sie anzurufen. Vielleicht habe sie nicht gefallen oder den Vorstellungen nicht entsprochen, vielleicht sei es auch die mangelnde Praxis.

Von ihrer Arbeitslosigkeit wisse das Arbeitsamt, die Familie und ihre Freundinnen. Sie wollte jetzt eigentlich wieder zu arbeiten beginnen, aber ihrer Mutter wäre es lieber, sie bliebe noch ein Jahr zuhause, *bis die Kleine zwei Jahre ist, weil sie sich dann auch leichter tut.* Daheim bleiben möchte sie nicht für immer, denn das wäre zu langweilig. Sie würde auch lieber ganztags arbeiten, weil bei einer Halbtagesstelle kriege man nur drei- oder viertausend Schilling, da arbeite sie lieber den ganzen Tag, wo sie sechs- oder siebentausend Schilling verdient und sich mehr leisten könnte. Die Höhe ihrer Arbeitslosengeldbezüge kennen nur ihre Eltern. Sie habe auch das Gefühl, daß über sie getratscht wird (*Tratschen ist ein Hilfsausdruck*, meint die Mutter): *Das sind meistens die älteren Leute, die sagen, die sagen meistens, ja, die faulen, die jungen Dinger sind zu faul, daß sie "schöpfen" gehen, die "hocken" eh nur den ganzen Tag daheim und tun nichts, und die sollen gescheiter "schöpfen" gehen und sich nicht von den Eltern erhalten lassen, und so reden sie herum.* Die Nachbarn redeten überhaupt über jeden, und am Ende wisse keiner, *was wahr ist und was nicht wahr ist.*

Was sie in den Medien oft über Arbeitslose liest, scheint sie schon zu glauben. *So wie die Sandler und die, die tät' ich kein Geld geben.* Dann kennt sie noch einen Herrn mit Namen Fritz, der klage immer über sein Kreuzweh und sitze zuhause und saufe, während die Frau arbeiten geht. *Die zahlt alles. Und er sagt, er hat Kreuzweh, und er kann ruhig arbeiten, aber der ist zu faul.* Das Arbeitsamt gebe ihm dann auch noch Geld, worauf die Mutter einwirft, daß er keines mehr erhält. Frau Schwarzbauer läßt jedoch nicht locker: *ja, jetzt. Der kriegt dann drei-, viertausend Schilling, und das versaft er nachher, und ein jeder andere, der was arbeiten tut, der muß hart "schöpfen", daß er das Geld überhaupt kriegt.* Die Mutter meint, es gebe viele Jugendliche, die lieber einbrechen gingen als arbeiten. Sie sind sich einig, daß es *genug* Arbeitsunwillige gebe. Die heutige Jugend sehe fürchterlich aus, und ins Kloster gingen sie essen, weil sie dort alles bekämen, ohne dafür zahlen zu müssen. Die Mutter von Frau Schwarzbauer kann sich darüber sehr alterieren: *Die Hunde, die, die "jeikert" ich da drüben. Die "kriegaten" von mir nicht einmal ein Stückl Brot.*



Auch das eigene Haus sei voll mit solchen Leuten. Der Bekannte der Familie wirft ein, man habe eben nicht so viel Zeit *zum Weinflaschen aufmachen, wenn man arbeiten muß*. Er fordert von den Jungen mehr Mobilität. Er wäre schon längst in Salzburg, Vorarlberg oder Tirol, wenn er so jung wäre.

Durch die Arbeitslosigkeit komme es schon zu Spannungen auch in der Familie, überhaupt zwischen den Eltern und ihrer Schwester, die ebenfalls arbeitslos ist, *weil die ist frech und die will überhaupt nichts tun*. Die Mutter verstärkt diese Ansicht noch: *Na, sie hat ja schon früher nicht wollen, wie sie drei Jahre daheim gewesen ist. Da war sie nicht schwanger. Hat sie sich auch von uns erhalten lassen*. Damals habe sie einfach nicht arbeiten wollen, selbst wenn man ihr Stellen aus der Zeitung herausgesucht habe, sei sie sich nicht vorstellen gegangen und habe das Geld für die Straßenbahn für etwas anderes ausgegeben, wie auch die Mutter bitter anmerkt: *Im MacDonald's hast sie gefunden drinnen dann, mit dem Geld, die Kanaille die "pestige"*. Die Schwester habe ebenfalls nichts gelernt.

Im Freundeskreis hat sich durch die Arbeitslosigkeit nicht viel geändert, sie kenne jetzt eher mehr Leute, weil sich im Hof die Frauen mit Kindern treffen. In der Freizeit sei es jetzt insofern anders als früher, weil sie wegen des Kindes nicht mehr *das tun* kann, was sie will, auch wenn die Mutter oft auf das Kind aufpaßt. Finanzielle Einschränkungen verspüre sie keine, Kino gehen und ab und zu ins Gasthaus, *das geht sich schon aus*.

Arbeitslosigkeit vermeide man am besten, meint die Mutter, wenn man sich eine Stelle sucht, und *normalerweise, wenn ich mich, wenn ich will arbeiten gehen, krieg ich immer eine*. Der Freund von Frau Schwarzbauer glaubt, daß gute Arbeiter *nirgends* entlassen werden. Wenn man eine Beschäftigung habe, dann müsse man die Arbeit sehen und sich dafür interessieren, *dann macht es sich von selbst*. Das Ganze mündet dann wieder in ein Lamento über die heutige Jugend:

Mutter: *Aber die heutige Jugend, die heutige Jugend will überhaupt nicht arbeiten, praktisch gesagt. ... einbrechen, strolchen, fressen gehen ins Kloster, die Alten ausnützen. Da, die suchen sich eine Freundin oder ein Madel, die was sie derhalten, praktisch gesagt*.

Freund: *Die liebste Beschäftigung ist trotzdem noch warten auf den Briefträger, bis der ein paar Kilo ins Haus bringt, und die werden dann wieder in grüne Farbe auf die Haar umgesetzt*.

Auf die Frage, was sie sich von ihrem künftigen Arbeitsplatz erwarte, antwortet zunächst ihr Freund: *Drei Stunden am Tag und 100.000 Schilling im Monat*. Frau Schwarzbauer würde schon genügen, wenn die Leute im Betrieb freundlich sind, sie verstehen und ihr die Arbeit gefällt. Für besonders gescheit hält sie sich nicht, *aber blöd bin ich auch nicht gerade*. Wenn ihr eine Arbeit gefällt, tut sie alles mögliche, um bleiben zu können. Zu weit von Graz möchte sie nicht weg, sie möchte täglich hin und her fahren können. Es müsse auch nicht unbedingt im Gastgewerbe sein, sie würde auch als Aufräumerin arbeiten. Zur Gruppe der Arbeitslosen fühle sie sich nicht gehörig, *ich tu' ja was*. Zum Arbeiten zwingt einen vorrangig das Geld, um sich etwas leisten zu können; aber auch die Rederei von anderen Leuten, *damit die nicht mehr so blöd reden*. Selbst schuld an ihrer Arbeitslosigkeit sei sie nicht, denn sie wäre ja beim Sorger geblieben, wenn die Frau nicht von ihrem

Krankenstand zurückgekommen wäre. Sie erhält jetzt mehr Notstandshilfe – 4.500 Schilling –, als sie beim Schleckermäulchen verdient habe (ca 4.000). Sieben- bis achttausend Schilling müßte man ihr schon bieten, damit sie arbeiten geht. Irgendwelche anderen Einkommensquellen, durch die sie etwas dazuverdienen könne, habe sie nicht. *Nein, das Glück habe ich nicht.*

## Die Putzfrau (A6)

Frau Anneliese Winkler steht im 40. Lebensjahr und lebt mit ihrem 17jährigen Sohn und einem 35jährigen jugoslawischen Untermieter in einem Haushalt. Sie besuchte die Volks- und Hauptschule und ging anschließend in eine vierjährige Frauenberufsschule in Bruck, wo sie in der letzten Klasse ohne Abschlußprüfung ausstieg. Als Grund gibt sie an, ihre Eltern hätten sie mehr oder weniger gezwungen, dorthin zu gehen, und als sie dann das entsprechende Alter erreicht hatte, verließ sie das Elternhaus und auch die Schule. Ihr Wunschberuf wäre etwas mit Büchern gewesen, entweder als Verkäuferin oder in einer Buchhandlung, aber ihre Eltern hätten sie eben in die Schule geschickt.

Sie ist dann mit einer Freundin nach Graz gezogen, die eine Stelle in einem Büro annahm. *Sie ist ins Büro, und, und ich bin da spazieren gegangen in der Sporgasse, und habe ich gesehen, "Näherin gesucht", ja, bin dorthin fragen gegangen und bin verblieben.* Im Grunde habe es ihr dort ganz gut gefallen, aber als die Aufträge ausblieben, mußten Mitarbeiter gekündigt werden, zu denen auch sie zählte. 18 1/2 Jahre war sie in dieser Firma beschäftigt gewesen. Die Arbeit habe ihr zugesagt, weil sie ziemlich auf sich allein gestellt war und ihre Tätigkeit in Ruhe ausführen konnte. Nach ein paar Monaten Arbeitslosigkeit arbeitete sie in einer Fleischhauerei, wo es ihr überhaupt nicht gefallen hat. *Kalt war's dort, naß war's und, ja, also das Blut ist da am Boden "umanandag'schwommen", also das habe ich nicht ganz vertragen.* Dort hat sie nach 14 Tagen wieder gekündigt. Sicher habe es auch in der alten Firma immer wieder Probleme gegeben, und man habe zwischendurch einmal "*gesempert*", aber im großen und ganzen hätte alles gepaßt.

Wichtig sei ihr bei einer Beschäftigung, nicht im Akkord arbeiten zu müssen. Es könne schon zwischendurch schnell auch gehen, aber *von in der Früh bis am Abend nur schnell gemma, gemma, gemma*, das behage ihr nicht. Ihr Traumberuf wäre noch immer etwas, wo man mit Büchern zu tun hat, nur habe sie nie die Chance dazu erhalten. Sie habe sich auch weniger darum gekümmert, weil sie Geld verdienen mußte. Für sie ist bei der Arbeit sowohl der Verdienst als auch der Spaß an der Arbeit von Bedeutung.

Am Arbeitsamt sei sie gut behandelt worden. Beim ersten Mal sei sie mit einer Kollegin hingegangen, die ebenfalls entlassen wurde, da wäre es überhaupt leichter gewesen. Vor allem das Vorbeigehen an den *Typen*, die da oben herumstehen, habe ihr nicht behagt. Ihr Betreuer ist ein junger Mann, der sehr freundlich sei, lediglich die Dame, wo sie dann den Antrag abgeben mußte, wäre nicht so besonders freundlich gewesen. Man habe ihr auch Stellen zugewiesen, aber eine Stelle war schon vergeben und die andere – als Büglerin –

wollte sie nicht nehmen, weil ihr Kreuz schon Schaden genommen habe. Die Stellen vom Arbeitsamt seien überhaupt nicht so besonders, in der Zeitung stünden *bessere drinnen*. Obwohl sie regelmäßig zum Arbeitsamt gegangen sei, habe man ihr nur zwei Stellen zuweisen können, von denen dann die eine eben schon besetzt gewesen war. Dann sei sie in die Fleischhauerei gekommen, wo der Chef nicht viel gefragt habe, sondern meinte, sie sollten es eben probieren. *Das ist nämlich auch so eine Firma – wie soll ich sagen –, wo die Leute kommen und gehen*. Danach ist Frau Winkler zur Firma Akkord gegangen, wo sie fünf Monate beschäftigt war. Das Vorstellungsgespräch bei dieser Firma sei *ganz witzig* gewesen. Sie habe angerufen und den zuständigen Herrn verlangt, um einen Vorstellungstermin auszumachen. Der habe aber gemeint, sie solle noch am selben Tag mittags zu arbeiten beginnen. Die Arbeit sei aber so schlecht bezahlt und so schwer, daß sie es nur fünf Monate dort ausgehalten hat. Um dort zu bleiben, meint sie, *mußte man mehr verdienen*.

Von ihrer Arbeitslosigkeit wüßten alle ihre Bekannten, sie habe es allen erzählt. *Ich war mir keiner Schuld bewußt, und dann hab' ich mir gedacht, warum soll ich's nicht erzählen, nicht*. Auch die Höhe ihres Arbeitslosengeldes kennen die Leute, sie müsse da nicht lügen; *ich bin nicht der Typ, der sagt, ich hab' so und so viel, wenn's gar nicht stimmt*. Sie habe ebenso wenig das Gefühl gehabt, es werde hinter ihrem Rücken über sie getratscht; auch herablassend habe sie niemand behandelt. *Ich hab' schon gelesen davon, nicht, daß sich die Leute dann so, irgendwie so fühlen, aber ich meine, Gott sei Dank ich nicht*. Was in den Medien über Arbeitslose oder Sozialschmarotzer berichtet wird, verursacht bei ihr kein ungutes Gefühl. Sie weiß, daß nicht viele und keine besonderen Stellen angeboten werden, weil sie selbst immer gleich am Donnerstag die Zeitung kauft und die Stellenangebote durchsieht.

Am Beginn der Arbeitslosigkeit ist ihr die Umstellung schon schwer gefallen. Frau Winkler ist immer arbeiten gegangen, selbst wenn sie krank war. Da sie Angst vor einer Kündigung hatte, versuchte sie eben Krankenstände zu vermeiden. Sie hielt sich dann viel bei ihrer Mutter am Land auf und half ihr im Haushalt und so. In Graz habe sie mehr gelesen dadurch, aber auch mehr geschlafen. Sie ging auch nicht mehr weg wie vor ihrer Arbeitslosigkeit, ab und zu halt mit ihrer Freundin, aber die sei verheiratet und das ginge dann nicht so einfach. Wie man Arbeitslosigkeit vermeiden könne, davon habe sie keine Ahnung. Ihre Qualifikation schätzt sie im Vergleich zu anderen nicht sehr hoch ein, *eben weil ich keinen Beruf hab', und ich hab' mir manches Mal wirklich schon gedacht, ob ich bis zu meiner Pension jetzt putzen muß*. Sie würde sich gerne in einer Firma anlernen lassen, sie weiß jedoch nicht, was es sein könnte. Sie würde sich schon weiterbilden, aber *ich wüßte nicht was*. Graz möchte sie für einen Arbeitsplatz nicht verlassen: *Ich hab' hier meine Bekannten, meine Familie, meine Wohnung und das soll ich jetzt alles aufgeben?* Sie wäre ein Mensch, der schwer irgendwo anders zu verwurzeln sei.

Zum Arbeiten zwingt einen vor allen Dingen das Geld, wenn sie im Lotto gewänne, würde sie nicht mehr arbeiten. *Ich meine, dann den ganzen Tag dann nichts tun, nicht, oder irgendwie. Als Frau findet man sowieso immer Beschäftigung, ..., langweilig wär's mir*

*trotzdem nicht.* Irgendwie hat Frau Winkler schon das Gefühl, sie habe versagt. Wenn sie noch einmal von vorne beginnen könnte, würde sie ihr Leben sicher anders gestalten. Ihre Mutter hatte eine Lehrstelle für sie in einer Bücherei, aber ihr Vater habe es nicht zugelassen; heute würde sie sich sicher *durchsetzen*. Heute müßte man ihr 52 oder 53 Schilling Stundenlohn zahlen, damit sie arbeiten geht. Die jetzige Höhe des Arbeitslosengeldes stehe noch nicht fest, bei der Firma Akkord hat Frau Winkler ca. 3.500 Schilling netto verdient. Jetzt besorgt sie noch eine Hausmeisterei, wofür sie ca. 3.000 Schilling kriegt, von ihrem Ex-Gatten erhält sie monatlich 400 Schilling. Der Sohn gibt etwas von seiner Lehrlingsentschädigung her, und die Mutter unterstützt sie, wenn größere Sonderzahlungen sind. So könne sie über die Runden kommen.

## Der Handelsreisende (A7)

Herr Gernot Beldika ist 47 Jahre alt und lebt mit seiner 45jährigen Frau und zwei Kindern – einem 18jährigen Sohn und einer 12jährigen Tochter – in Graz. Er hat Eisenhändler gelernt und wechselte dann in die KFZ-Ersatzteil- und Zubehörbranche. Dort war er ca. 8 Jahre bei einer Wiener Firma als Handelsvertreter tätig. Dann bot sich die Chance, das Grazer Geschäft dieser Firma zu übernehmen, und Herr Beldika griff zu. Allerdings verfügte er nicht über genügend Kapital, wodurch dieser Versuch scheiterte. In der Folge arbeitete er noch bei diversen Firmen in ähnlichen Positionen, ehe er arbeitslos wurde, weil er seiner letzten Firma nicht genügend Umsatz brachte. Herr Beldika ist nunmehr seit vier Jahren arbeitslos. Er würde gerne *wieder irgendwo in dieser Branche* tätig werden, sieht jedoch das Hauptproblem in seinem Alter: *ich seh' heut' jeden Unternehmer, ich meine, daß, das ist vollkommen richtig vom Unternehmer, wenn er sagt, was soll ich mit einem 47jährigen. Der 27jährige ist billiger und, und wahrscheinlich genausogut, nicht.* Er hat sich auf viele Stellen beworben, aber immer wieder war sein Alter ein Absagegrund.

Am Arbeitsamt hat er sehr gute Erfahrungen gemacht, *das sind ausgesprochen nette Menschen dort.* Er hat das Gefühl, der zuständige Beamte würde sich sehr bemühen, aber er könne eben nicht helfen. Über das Arbeitsamt seien noch keine Vermittlungen zustande gekommen, eine gute Firma auf seinem Sektor würde nicht das Arbeitsamt einschalten, das gehe über Inserate in den Zeitungen. Einmal nahm er nach Wien sogar seine Tochter zu einem Bewerbungsgespräch mit, *weil ich mir gedacht hab', vielleicht wirkt das ein bißl besser.* Dieses Gespräch, bei dem fünf Personen anwesend waren, habe aber nur fünf Minuten gedauert, weil der zuständige Herr vergessen hatte, ihm zu sagen, die Stelle wäre nur für Leute bis 40. Die Tochter hätte dort fast zu weinen begonnen und habe dann draußen gesagt: *ja Papa, so wirst du nie mehr arbeiten können.* Bei manchen Stellen habe er Personalbögen ausgefüllt, und man sagte ihm, er bekäme eine Zuschrift, die er dann nie erhalten hat. Den Fehler, daß seine Versuche gescheitert sind, sieht Herr Beldika *am ehesten in der Wirtschaft überhaupt; weder am Arbeitsamt noch an mir, aber eben das Alter ist*

es. Er möchte von einer Firma engagiert werden, wo er auch eine gewisse Sicherheit besitzt, bis zu seiner Pensionierung bleiben zu können.

Von seiner Arbeitslosigkeit wissen die Bekannten, Verwandten und die Familie; die Höhe seiner Bezüge kennt nur die Familie. Er glaubt nicht, daß Arbeitslose mit der Höhe ihrer Bezüge prahlen: *das macht höchstens einer spaßhalber, daß er sagt, ich hab' eh einen Zwanziger Arbeitslose, warum soll ich denn arbeiten gehen, vielleicht.* Er hat nicht das Gefühl, daß über ihn getratscht werde, da er auch keinen Kontakt zu den übrigen Hausbewohnern habe. Die es wissen, *die leiden eher mit mir.* In den Zeitungen habe er schon gelesen, daß es Leute gebe, die Arbeitslosengeld kassieren und nebenbei pfuschen, allerdings glaubt er, das wäre im Angestelltenbereich nicht möglich. Der Arbeiter besäße dazu vielleicht die nötigen Fertigkeiten, um da und dort etwas dazuzuverdienen. *Ob das dann ein Sozialschmarotzer ist oder nicht, weiß ich nicht.* Auf jeden Fall glaubt er nicht, daß es sich dabei um eine große Zahl von Menschen handeln könne. Er würde gern etwas tun, *um den Tag totzuschlagen, damit der Tag wenigstens weg ist,* aber er weiß keine Möglichkeit. Aber Arbeitsunwillige würde es *sicher auch* geben, glaubt Herr Beldika, Kontakte zu solchen Personen habe er jedoch nicht; *leider hab' ich keinen. Aber ich möcht' nicht einmal sagen leider, Gott sei Dank.*

Die Arbeitslosigkeit wirkt sich negativ auf das Familienleben aus, meint Her Beldika. *Man ist ja nicht in die Gemeinschaft integriert, man ist ja irgendwie fast wie ein Aussätziger.* Wenn ein Kind für die Schule einen Krankenschein benötigt, ist sofort ersichtlich, daß der Vater arbeitslos ist. Man sei als Arbeitsloser auch überall ausgeschlossen, bei der Bank bekomme man keinen Kredit und überall, wo man hingehge, *und wenn sie nur ein Rezept abgeben,* wäre der Arbeitslosigkeitsstatus erkennbar; das könne er nicht ertragen. Während er noch arbeitete, war er abends für irgendwelche Freizeitaktivitäten zu müde. Jetzt würde er gerne Sport betreiben, aber dafür mangle es ihm am notwendigen Geld. So verbringt er die meiste Zeit in der Eisenwarenhandlung, die sein Sohn übernommen hat, und helfe dort ein bißchen.

Arbeitslosigkeit läßt sich nach seiner Meinung nicht vermeiden, *weil sie können heute nichts dagegen unternehmen, wenn heute ein Betrieb zugesperrt wird, was wollen sie da machen?* Er selbst hatte früher geglaubt, es könne überhaupt keine Schwierigkeit geben, wieder eine Stelle zu bekommen, da er ohnehin ein begehrter Mann sei, der alles kann. Dadurch habe er selbst die Überfahrt versäumt. Er glaubt kaum mehr, in seinem Bereich eine Arbeit zu finden. Deshalb möchte er versuchen, eine Stelle als Hausmeister zu kriegen oder als Hausfahrer einer großen Bank. Wo man sich sage, *der Mensch ist zwar 47, aber er, er kann gut Auto fahren und ist verlässlich,* oder daß sich die sagen, *na gut, der hat genug Erfahrung vom Leben und der wird uns den Rasen wohl mähen, nicht.* Seine Qualifikation schätzt er sehr hoch ein, sowohl im Auftreten als auch im Verkaufsgespräch, da brauche er keinen Vergleich mit Jüngeren scheuen. Er wäre gegebenenfalls natürlich bereit, auch anderswo zu arbeiten, das beweisen seine Bewerbungen in Wien, Salzburg und Linz. Umschulung habe man ihm beim Arbeitsamt noch keine angeboten, und er selbst habe es auch noch nicht versucht, prinzipiell würde er das schon machen. Es könnte

passieren, daß man ihn ausbilde, und dann nehme ihn erst recht niemand, weil er zu alt sei. Herr Beldika fühlt sich nicht zur Gruppe der Arbeitslosen gehörig, *das könnte ich überhaupt nicht sagen*, obwohl ihm durchaus bewußt ist, daß er arbeitslos ist. Er habe noch immer die Hoffnung, Arbeit zu finden; zwar nicht in seinem Beruf als Reisender, aber eben als Hausmeister oder ähnliches. Auf seine Bewerbungen folge jedoch immer Enttäuschung, das gebe einen Dämpfer, und man werde müde. Von Selbsthilfegruppen in dieser Beziehung hält er wenig. *Also ein Arbeitsloser mit einem Arbeitslosen diskutieren, das ist, glaube ich, das Sinnloseste, was es überhaupt gibt, nicht.*

Der Zwang, arbeiten zu gehen, komme rein von ihm selbst. Früher habe er seinen Kindern alles bieten können, als er noch gearbeitet hat; davon hätten vor allem die älteren beiden, die schon außer Haus sind, profitiert. Er war mit ihnen reiten, schwimmen und schifahren, wodurch sie lockere Menschen geworden wären. Mit den beiden Jüngeren, die jetzt noch zuhause leben, könne er dies nicht mehr machen, weil ihm das Geld fehlt. Dadurch hängten sich diese *ein bißl an Fremde an*, was ihn sehr trifft. Das zerre an seinen Nerven, und er reagiert oftmals böse und aggressiv darauf.

Um wieder arbeiten zu gehen, müßte er gleich viel verdienen, wie er Arbeitslosengeld bekommt, das hielte er für korrekt. Wenn es ein bißchen weniger wäre, ginge es ebenfalls noch, nur um wieder Fuß zu fassen. Sein Arbeitslosengeld sei um 7000 Schilling niedriger als sein früheres Einkommen, wobei er seine Diäten, die er als Reisender bekommen hat, nicht mitrechne.

## Der Heizungsinstallateur (A8)

Herr Franz Maier ist 28 Jahre alt, verheiratet und lebt mit seiner Frau und drei Kindern im Alter von 5 bis 7 Jahren in einem Haushalt. Nach Volksschule, Hauptschule und Polytechnikum dachte er daran, die Bulme zu besuchen, glaubte jedoch nicht, es schaffen zu können. Also absolvierte er eine Lehre zum Gas-, Wasser- und Heizungsinstallateur, die ihm *irrsinnig gefallen* hat und die er mit Auszeichnung abschloß. Später machte er auch noch die Prüfung zum Zentralheizungsbauer. Dann wechselte er in eine Firma, wo ihm baldiger Aufstieg zum Vertreter versprochen wurde und er sich auch dementsprechend in neuen Produktsparten fortbildete. Dort kam er nach seinen eigenen Angaben einem langjährigen Mitarbeiter, der ihm vorgesetzt war, in die Quere. Also mußte er nach der Absolvierung des Bundesheerdienstes die Firma verlassen. Herr Maier hat sich immer für neue Dinge interessiert und sich fortgebildet, um ständig auf dem laufenden zu sein. Das wurde ihm gerade bei dieser Firma zum Verhängnis. Als er dann mit seiner Ausbildung einen Job suchte, war nichts zu bekommen.

Dann suchte er eine Stelle als Kraftfahrer, da er alle Führerscheintypen außer D schon gemacht hatte. Allerdings stellte ihn keine Firma an, weil er über keine Fahrpraxis verfügte. Schließlich wurde er doch von einer Spedition genommen, bei der er ca. zwei Jahre blieb. Dort mußte er verschiedene Geräte zustellen und auch in die Wohnungen tragen: *nur der*

eine Nacht ist eben das, man fährt eben hin mit dem LKW, man ladet das aus, man muß das dort abladen, man läutet an, 'Sie, Ihr E-Herd ist da', 'Ja Grüß Gott, ja, ist in Ordnung; gut, daß er da ist, bringen Sie ihn mir in den 5. Stock!' Schau ich hinein, was sehe ich da, kein Lift! Das mußte er alles allein erledigen; mit der Zeit wurde es immer mehr Ladung, und schließlich mußte er einen größeren Wagen und weitere Strecken fahren. Dadurch begann er nachzudenken und stellte fest, daß ihn dieser Job kaputt mache. Er suchte eine neue Firma und kam über seinen Schwager zu einem Transportunternehmen mit Containerdienst, bei der er ebenfalls zwei Jahre blieb. Am meisten störte ihn dort, daß er im Sommer überhaupt keinen Urlaub machen konnte, dafür hatte er im Winter einen Monat Urlaub und mußte anschließend *stempeln*. Hinterher fuhr er mit einem Betonmischer, weil er dabei mehr Geld verdiente, die anderen Probleme waren die gleichen wie bei der früheren Firma. Dort arbeitete Herr Maier eineinhalb Jahre, wurde dann aber entlassen, weil er im Krankenstand war, als ihn sein Chef benötigte. Danach ging er zu einer anderen Betonfirma, in der er mittlerweile seit zweieinhalb Jahren beschäftigt ist. Bei dieser Firma wird er im Winter ebenfalls arbeitslos und muß von Weihnachten bis ungefähr Februar oder März *stempeln* gehen, was für ihn eine ziemliche finanzielle Belastung darstellt. Herrn Maiers Traumberuf wäre heute Mechaniker, weil er sich inzwischen sehr für Autos zu interessieren begonnen hat. Er ist zwar mit seinem Beruf *irgendwo* zufrieden, aber man müsse auch immer *irgendwie mehr dazulernen, man lernt im Leben nie aus*. Man könne gar nicht genug können, lautet seine Devise.

Vom Arbeitsamt hält Herr Maier überhaupt nichts, weil dort sei eine *unfreundliche Bedienung bis zum 'Geht-nicht-mehr'*; gerade daß man nicht angeschnauzt werde. Dann werde man zu Stellen geschickt, und wenn man diese Stellen nicht annehmen will, würde es Schwierigkeiten geben, man werde *gleich irgendwie beinahe gezwungen*. Er ist sich schikaniert vorgekommen, man habe ihn behandelt wie jemanden, der arbeitsunwillig ist: *ganz einfach, weil sie [die Beamten; J.M.] eben mit vielen Leuten zu tun haben, die was gar nicht arbeiten wollen*. Herr Maier liest stets die Stellenangebote in der Zeitung, wo manche Firmen immer wieder inserieren; auch solche, wo er sich vorstellen war. *Aber wenn ich natürlich lese, der ist immer da, ... dann geh' ich zu der Firma gar nicht mehr hin, weil dann hat's irgendwo einen Mangel*. Solchen Firmen müßte das Arbeitsamt genauer auf die Finger schauen. Über das Arbeitsamt habe er im übrigen keine einzige Stelle vermittelt bekommen, wo er dann gearbeitet hätte. Gescheiterte Vermittlungsversuche lägen sicherlich nicht an seiner Person, wenn er ein vernünftiges Angebot erhält, nimmt er es an; es komme auf die Firma an. Einmal sei er zu einer Firma gekommen und sagte: *Sie, ich bin vom Arbeitsamt. Da ist der Eindruck schon einmal schlecht gewesen. Das ist schon ein Fehler. Warum schlecht? Weil sie wahrscheinlich mit gewissen Typen bzw. Menschen schon zu tun gehabt haben, was ich bemerkt habe, was ihnen gar nicht paßt. Jetzt haben's geglaubt, ich bin auch so einer, nicht; ich gehö' auch zu der Sorte*. Von seiner Arbeitslosigkeit haben viele gewußt, *das ist kein Geheimnis*; freiwillig erzählt er es aber nicht, nur wenn er gefragt wird. *Weil ich kenne genug, nicht, was arbeitslos sind; ich glaube kaum, daß die Ihnen freiwillig sagen, sie sind arbeitslos*. Es könnte möglich

sein, daß über ihn getratscht wurde, aber das störe ihn nicht. Sein Vorteil sei wohl auch, daß er nur im Winter arbeitslos ist. *Im Winter akzeptieren sehr viele das, aber nur im Sommer nicht.* Von der Höhe seines Arbeitslosengeldes wissen nur seine Frau und er. Teilweise ist er schon der Meinung, die Arbeitslosen wären Sozialschmarotzer, *teilweise nicht.* Es gebe viele, *die was wirklich die Gabe hätten zum Arbeiten und gar nicht wollen.* Selbst durch Zwang könnte man diese Menschen nicht zur Arbeit bewegen.

Während seiner Arbeitslosigkeit erholt er sich zunächst eine Zeitlang, das brauche er nach einer Zeit voller Streß. Aber nach zwei, drei Wochen braucht er wieder eine Beschäftigung, weil *dann renn' ich im Kreis.* Er trägt nebenbei die Kronenzeitung aus, aber nicht nur während der Arbeitslosigkeit, sondern das ganze Jahr. Man könne nicht vermeiden, arbeitslos zu werden. Selbst die Fortbildung helfe einem dabei nicht weiter. Es gebe in der Privatwirtschaft immer wieder Gründe, warum man arbeitslos wird. Dies könne saisonbedingt sein, oder man hat Schwierigkeiten mit dem Chef oder ist zuviel krank usw. Dann brauche man eben wieder gewisse Zeit, bis man Arbeit findet; *gerade dann, wenn Sie arbeitslos sind, finden Sie nicht gleich eine Arbeit, das ist auch ein Problem.* Wegziehen würde er für eine Arbeit nicht unbedingt, denn er habe eine Familie, für die er auch die Verantwortung trage. Zum Arbeiten zwingen einen das Fehlen eines geregelten Einkommens, das habe er festgestellt.

Er habe auch Kontakt zu anderen Arbeitslosen, weil er viele Leute kennt, die in der gleichen Lage sind wie er, daß sie im Winter stempeln müssen. Die treffe er vor dem Arbeitsamt oder in der Stadt. Unter 10.000 Schilling Nettolohn würde er nicht arbeiten gehen. Schuldig habe er sich wegen seiner Arbeitslosigkeit noch nie gefühlt, er zahle ja seine Beiträge; außerdem kündige er nicht freiwillig.

## Der Schlosser (A9)

Herr Bruno Metzger ist 35 Jahre alt und lebt allein. Er ist geschieden und hat zwei Kinder. Nach neun Jahren Volksschule und Polytechnischem Lehrgang lernte er Schlosser und Kunstschmied. Anschließend absolvierte er seinen Präsenzdienst und kam danach zur Firma Simmering-Graz-Pauker, bei der er neun Jahre lang blieb. Dort hatte er Schwierigkeiten mit einem Kollegen und wurde gekündigt. Seither – immerhin ca. sieben Jahre – ist er mit Unterbrechungen arbeitslos. Fünf Mal war er als UNO-Soldat auf den Golanhöhen, und ein weiteres Mal hatte er den Notstandshilfebezug unterbrochen, weil er versuchte, sich selbständig zu machen, was er jedoch wieder aufgeben mußte.

Für seine Berufswahl war ausschlaggebend, daß in der Nähe der elterlichen Wohnung eine Schlosserei beheimatet war, in der er ab und zu arbeitete. Das habe ihm *viel* gegeben, und so habe er sich für diesen Beruf entschieden. Bei Simmering-Graz-Pauker hätte er sicher nicht zu arbeiten aufgehört, wenn sie ihn nicht gekündigt hätten. Die Arbeit hat ihm eigentlich nicht gefallen – *getaugt praktisch nichts* –, aber der Verdienst wäre eben gut



gewesen. Es handelte sich um eine Akkord-Arbeit, wobei man schauen mußte, auf sein Geld zu kommen, was jedoch keine Hexerei gewesen wäre.

Einen speziellen Berufswunsch hat er momentan nicht, *ich mach' alles*. Beim Arbeitsamt hat er verschiedene Erfahrungen gemacht. Zum Beispiel hätten sie ihn zu einer Firma geschickt, bei der ihm dann nicht bestätigt wurde, daß er dort war. Dadurch hätte er wieder beim Arbeitsamt Schwierigkeiten bekommen, weil seine Beamtin meinte, er wäre gar nicht hingegangen; sie wollte ihm dann vorübergehend das Arbeitslosengeld streichen. Ansonsten hätte er mit dem Arbeitsamt jedoch keine Schwierigkeiten gehabt. Von anderen Leuten hätte er schon gehört, daß der Umgangston manchmal nicht in Ordnung ist, aber das hänge davon ab, zu welchem Monatsschalter man gehöre. Die Stellenzuweisung klappe auch nicht tadellos, weil er oft zu Stellen zugewiesen werde, die dann schon längst besetzt sind. Die Arbeitgeber reagierten ebenfalls in einer gewissen Art und Weise, wenn man vom Arbeitsamt käme. Man könne zwar zu arbeiten beginnen, genauere Bedingungen wie Stundenlohn bzw. Gehalt würden einem jedoch nicht mitgeteilt. *Weil wennst um den Stundenlohn fragst oder was, dann sagt er, Stelle ist vergeben*. Manche Arbeitnehmer hörten einem gar nicht mehr zu, wenn man sage, man kommt vom Arbeitsamt. Er selbst wäre auch schon schuld gewesen, daß er eine Arbeit nicht bekommen habe. Wenn ihm beispielsweise eine Arbeit nicht zusagt, dann fragt er einfach nach dem Lohn, dann werde er ohnehin nicht genommen, das wäre logisch. Er selbst würde auch keinen Arbeitnehmer einstellen, der gleich nach dem Lohn fragt.

Viele Leute wüßten nicht von seiner Arbeitslosigkeit, weil das nachteilig wäre. *Wennst heut' sagst zum Beispiel, ..., du bist arbeitslos, dann schaut sie dich nicht an*. Die Höhe seiner Bezüge kenne niemand. Er habe auch nicht das Gefühl, daß diesbezüglich über ihn getratscht werde, da er sich nicht beim Arbeitsamt oben hinstelle. Arbeitsunwillige und Sozialschmarotzer gibt es nach seiner Meinung genug, *und das gehört normal abgeschafft*. Durch seine Arbeitslosigkeit hat sich in seinem Familienleben sehr viel geändert, weil es erst dadurch zur Scheidung gekommen sei. Der Freundeskreis habe sich natürlich ebenfalls verändert, weil man nicht mehr mit den Arbeitskollegen zusammen ist. Weniger leisten als früher könne er sich heute auch nicht, weil damals habe er seine Familie erhalten müssen, was heute wegfälle. Es sei schwer, Arbeitslosigkeit zu vermeiden, meint er und lacht dabei. Ein Freund von ihm, der bei diesem Interview anwesend ist, meint, man dürfe nie krank werden. Von seinem zukünftigen Arbeitsplatz erwarte er sich vor allem einen guten Verdienst und ein gutes Betriebsklima.

Viel schuld an der Arbeitslosigkeit wäre die Ausländerbeschäftigung. Erstens einmal würden die Ausländer schwarz arbeiten, dann bekämen sie zwar weniger Stundenlohn, was aber durch zweierlei Dinge mehr als wettgemacht werde. Zum einen bekämen sie angeblich auch die Trennung [das stimmt mit Sicherheit nicht; J.M.], weil sie von Jugoslawien raufkämen, wodurch sich der Stundenlohn von 60 auf 80 bis 90 Schillinge erhöhe. Zum anderen hätte der Schilling *unten* eine viel höhere Kaufkraft, wodurch der ausländische Arbeitnehmer auf einen Stundenlohn von 110, 120 Schilling kommt; *und du fangst mit 65 Schilling an, nicht*. Er würde für eine Arbeit auch woanders hingehen, am

ehesten ins Ausland, aber da gebe es Probleme mit seinen Englischkenntnissen. Entwicklungshelfer würde ihn eventuell ebenfalls interessieren. Er würde sich auch umschulen lassen, aber nicht auf jeden Beruf; Tischler käme z.B. nicht in Frage.

Zur Gruppe der Arbeitslosen fühlt er sich nicht gehörig; *sicher bin ich arbeitslos, aber daß ich zu denen gehöre, was da herumstehen oben, sicher nicht*. Er kenne viele Firmen, die Arbeitslose suchen, die sie dann nicht anmelden. Auf die Frage, was einen zum Arbeiten zwingt, stöhnt Herr Metzger, am ehesten, meinen sein Freund und er, das Geld – *Urlaubsgeld, Weihnachtsgeld, daß man wieder hinaufkommt*.

Herr Metzger erzählt dann von seinen Problemen mit der Finanz, die der Hauptgrund dafür ist, daß er nicht mehr arbeiten geht. Da er Alimentationsschulden habe, werde sein potentieller Gehalt bis auf 3.600 Schilling gepfändet, wodurch er die Freude an der Arbeit verloren hätte. Einen Monat habe er das mitgemacht, aber er findet das ungerecht. *Ganz ehrlich. Weil wennst da schaust überall, was die Sandler, was die am Sozialamt beziehen, und das kriegt der, kriegt der Staat nie mehr zurück, nicht*. Man könne ihm ruhig vom Gehalt etwas wegnehmen, aber wenn er nur 3.600 Schilling bekäme, das wäre zuwenig. Für ihn zahle es sich daher gar nicht aus, arbeiten zu gehen. Deswegen könne er auch nicht sagen, um wieviel Geld er wieder arbeiten ginge. Die einzige Möglichkeit, diesen Verpflichtungen zu entgehen, bestünde in der Möglichkeit auszuwandern. Natürlich gebe es auch die Möglichkeit, während der Arbeitslosigkeit Geld zu verdienen. *Wenn einer will, hat er Arbeit von oben bis unten*. Er arbeitet sogar schwarz für einige Firmen, er und sein Freund könnten einige Spenglereien und Schlossereien anbieten, die schwarz arbeiten ließen. Die beiden Männer schildern einen Fall:

*Freund: Ich hab jetzt vor kurzem ein Angebot kriegt, ich hätte können Blechgaragen mithelfen aufstellen, nicht. Hätt' ich 120 Schilling in der Stunde kriegt, hab' ich gesagt, tue ich nicht.*

*Herr Metzger: Ja, das ist der Preis noch, ja. Kriegt nicht mehr. Zwischen 100 und 120 Schilling da bist du drin, die Firmen zahlen.*

*Freund: Das mußst Du Dir aber vorstellen. Der Mensch gibt mir, der Unternehmer gibt mir ein Angebot, hör' zu, komme zu mir zwei Wochen, in zwei Wochen sind die Blechgaragen aufgestellt, nachher hab' ich nichts mehr für dich, aber die zwei Wochen kriegt 120 Schilling in der Stunde, nicht. 8 Stunden kommst du zu mir arbeiten, kriegt einen Tausender am Tag, nicht, über zwei Wochen, nicht.*

*Herr Metzger: Und durch das sage ich immer, Sozialamt gehört normal gestrichen. Weil wenn einer arbeiten will, hat er Arbeit.*

Herr Metzger meint sogar, man bekäme heute schon schwarze Stellen vom Arbeitsamt, die hätten ihn an die GKB zum Schneeschaukeln vermittelt. Es wäre ihm versprochen worden, daß das keine Probleme mit dem Arbeitslosengeld gebe, aber das hätte schlußendlich nicht gestimmt. Sein Betreuer habe es aber dann doch so hingekriegt, daß nichts passiert wäre.

## Der Maschinenschlosser (A10)

Herr Konrad Bäcker ist 38 Jahre alt, verheiratet und hat eine neunjährige Tochter. Nach Volks- und Hauptschule absolvierte er eine Automechanikerlehre und übte diesen Beruf eine Zeitlang aus, ehe er beim WIFI einen Kurs für Raumausstattung besuchte und sich selbständig machte. Weil das nicht so gut ging, wechselte er als Kunststofftechniker zu einer Firma, die dann zusperrte und mit ihrer Produktion nach Deutschland übersiedelte. Herr Bäcker ging für drei Jahre zum Bundesheer, das ihm anschließend einen WIFI-Kurs für Maschinenschlosser finanzierte. Danach war er arbeitslos, ehe er eine Stelle als Monteur fand.

Den Mechanikerberuf hat er aufgegeben, weil der Verdienst mäßig und der Dreck zuviel gewesen sei. Als er selbständig war, konnte er mit der großen Konkurrenz nicht mehr mithalten, weil die preislich ganz andere Möglichkeiten hatten. Er hat Ausschreibungen gesehen, *der hat die fertige Arbeit so geliefert, da hätte ich nicht einmal das Material dafür gekriegt*. Beim Heer hatte er sich dann einen guten Posten, *einen Beamtenposten*, erhofft, aber daraus ist nichts geworden, weil eine zu große Auslese war. Danach war er eben sechs Monate arbeitslos, bis er seine jetzige Stelle fand.

Herr Bäcker hat eigentlich keinen spezifischen Berufswunsch, obwohl ihn die Metallbranche immer sehr interessiert hat. Bei ihm sei es aber so, daß er nicht sagen könne, er bleibe zwanzig Jahre in einer Firma, denn wenn er einmal alles weiß, *dann treibt es mich, dann muß ich wieder etwas anderes tun*. Beim Arbeitsamt ist er immer sehr korrekt behandelt worden, da könne er sich nicht beschweren. Er glaubt, das hänge damit zusammen, daß auch er sich immer ordentlich benommen habe. *Wie ich in den Wald hineinrufe, so kommt es zurück heraus*. Die Stellen allerdings, die das Arbeitsamt vermittele, die könne man vergessen. Ein paar Wochen lang passiere zunächst ohnehin überhaupt nichts. *Also die ersten paar Wochen interessiert es den, glaube ich, dort gar nicht, daß du irgendeine Stelle kriegst, oder was. Bis er einmal die Zeit zusammenschreibt, bis sich das einmal drängt, und dann will er dir unbedingt irgendwas geben*. Dann werde man dorthin geschickt, wo schon 30 Leute warten. Außerdem sei er zu völlig falschen Stellen geschickt worden; zu einer Firma, die angeblich einen Werkzeugmacher suchte, in Wirklichkeit jedoch einen Hilfsarbeiter wollte usw. Für ihn war es kein so großes Problem, weil er sich seine Jobs immer selber gesucht hat, aber andere Leute täten ihm leid. *Da bin ich erst draufgekommen, wie arm die Leute wirklich sind, ..., die was darauf angewiesen sind oder was. Weil die werden da ja hin- und hergeschickt wie die Narren, nicht. Das ist ja ein Wahnsinn!*

Die Schuld, warum Vermittlungsversuche nicht klappten, lägen sowohl bei Arbeitnehmern als auch bei Arbeitgebern. Einerseits gebe es Leute, die Berufe angeben, die sie nicht beherrschen, andererseits melde der Arbeitgeber vielleicht beim Arbeitsamt einen falschen Bedarf, wodurch nicht die richtigen und oft zu viele Leute zugewiesen würden.

Seine Arbeitslosigkeit habe er nie verheimlicht, das wissen die Verwandten und Bekannten. Seine Frau, die bei diesem Interview ebenfalls anwesend ist, meint, die Leute wüßten, daß

er ein Mensch sei, *der sich in gewissen Perioden selber gern verändert*. Über die Höhe des Arbeitslosengeldes habe er jedoch mit niemandem geredet; so hoch sei die Summe nicht, daß man darüber reden müsse. Er hatte nie das Gefühl, daß hinter seinem Rücken über seine Arbeitslosigkeit getratscht werde. Vielleicht hänge dies aber auch mit dem Selbstbewußtsein zusammen; *sicher gibt es Leute – vielleicht –, die sich dann irgendwie minderwertig vorkommen*. Es sei auch kein lustiges Leben, den ganzen Tag daheim zu sitzen, weil man den Sinn des Lebens dabei nicht sieht.

Wenn in den Zeitungen steht, es existierten so viele freie Arbeitsplätze, dann glaubt er das nicht, denn dann gäbe es nicht so viele Arbeitslose; dabei handle es sich um eine Beschönigungspolitik. Es gebe zwar einen gewissen Prozentsatz an Leuten, die arbeitsunwillig seien, der sei aber verschwindend gering, darüber brauche man nicht reden. Bei entsprechenden Stellen würden die meisten Arbeitslosen arbeiten gehen, denn allein *die Frustration, daß du da immer hinaufgehen mußt, da mußt du dich melden und alles und hin und her, und da geht das ganze Bürokratische – das wäre für mich schon, allein für mich wäre es schon ein Grund, daß ich das, daß ich hundertmal lieber arbeiten gehe*. Nach seiner Meinung möchten in Österreich die meisten Menschen wirklich arbeiten.

Während seiner Arbeitslosigkeit habe sich nicht viel geändert, erzählt Herr Bäcker. Er sei nicht viel zuhause gesessen, sondern seinen Hobbys nachgegangen wie Steinesuchen oder Höhlenforschen. Zwar würde man die Bekannten aus der Firma mit der Zeit aus den Augen verlieren, aber für ihn habe sich da nichts geändert, weil der Freundeskreis der gleiche geblieben sei. Mehr Freizeit habe er während seiner Arbeitslosigkeit gehabt, die er zum Wandern und Schwimmen aber auch zum Abspannen benützt habe.

Arbeitslosigkeit könne er persönlich nicht so recht vermeiden, weil er nicht lange irgendwo sein kann. Prinzipiell sollte man sich wohl mit seinem Vorgesetzten gut stellen und *zu allem ja und amen* sagen. Er selbst sei nicht so, er sei ein Gerechtigkeitsfanatiker, der sich für andere einsetzt, was ihm auch schon Schwierigkeiten eingebracht habe. Er sehe natürlich ebenso, daß manche Leute sich das aus diversen existentiellen Gründen nicht erlauben können. Von seiner Qualifikation schätzt er sich höher ein als den Durchschnitt, er wolle nicht sagen Spitze, denn das wäre unbescheiden, man soll nicht zu groß treten. Zu Umschulungen sei er immer bereit, das könnte sogar eine völlig neue Branche sein. Er werde auch von sich aus wieder etwas angehen, eventuell die Abendbulme. Von Graz möchte er allerdings keinesfalls weg. Er hätte sogar ein Angebot gehabt, mit seiner früheren Kunststoffirma nach Jemen zu gehen, aber das habe er trotz des hohen Gehalts (60.000 Schilling im Monat) abgelehnt. *Ich lebe, um zufrieden zu sein, und nicht, um mich da abzuhetzen nur um, wenn ich dann vielleicht um 5.000 Schilling mehr habe oder was, das interessiert mich nicht*.

Was ihn zum Arbeiten zwingt, sei schon auch das Geld, aber vor allem gehe es ihm dann besser. Außerdem verlerte man zu viel, wenn man zu lange aus dem Beruf draußen ist. Aber er habe nie das Gefühl gehabt, irgendetwas nicht zu können oder gar versagt zu haben. Jene Ziele, die er sich bislang gesteckt habe, habe er noch immer erreicht. In der Arbeitslosigkeit habe er ca. 6.000 Schilling weniger bekommen als zuvor, dafür verdiene

er jetzt recht gut. Während seiner Arbeitslosigkeit habe er nichts dazuverdient, das interessiere ihn gar nicht.

## Der Kellner (A11)

Herr Friedrich Friedl ist 26 Jahre alt, verheiratet und hat eine achtmonatige Tochter. Er besuchte vier Jahre die Volksschule, vier Jahre die Hauptschule und ein Jahr Polytechnikum. Danach lernte er Koch und Kellner, allerdings bei drei verschiedenen Lehrstellen. *Weil die erste war, also da haben, war ich drei Jahre dort, und da war's so, daß wir oft 16 Stunden gearbeitet haben und oft keinen freien Tag gehabt haben und du bist auch noch beschimpft worden so hin und her.* Also wechselte er die Lehrstelle, wobei er bei der zweiten noch während des Probemonats wegging und schließlich bei der dritten das letzte Lehrjahr absolvierte. Die Kellnerausbildung schloß er mit Auszeichnung ab, die Kochausbildung wurde bestanden. Danach erledigte er seinen Präsenzdienst, woran sich dann verschiedene Saisonjobs anschlossen. Während einer Arbeit in der Schweiz lernte er seine Frau kennen und ging zurück nach Graz, wo er eine Zeitlang arbeitslos war und daneben die Konzessionsprüfung für das Gastgewerbe ablegte. Daran schlossen sich wieder verschiedene Tätigkeiten in Gastronomiebetrieben, ehe er wieder arbeitslos wurde. Jetzt fängt er bei einem Golfklub eine neue Arbeitsstelle als Geschäftsführer an.

Zum Kellnerberuf müsse man die Liebe haben, sonst gehe das nicht. Da müsse man viel einstecken von den Gästen, müsse das schlucken und dürfe nicht auf die Zeit schauen. Er legt aber doch Wert darauf, daß der jeweilige Chef diese Leistungen – vor allem die Überstunden – in irgendeiner Form honoriert; sei es, er zahlt einmal 500 oder 1.000 Schilling mehr, sei es, er lädt einmal zum Essen ein oder spendiert eine Flasche Sekt. Der Verdienst ist für ihn von großer Bedeutung, weil er weiß, *was ich wert bin.* Die Arbeit als Kellner gefällt ihm, was er nicht verträgt sind Ungerechtigkeiten, wenn der Chef hinter seinem Rücken *mault* oder ihn vor einem Gast anschreit. *Weil da leg' ich die Geldtasche hin und geh', wenn das einer mit mir tut.*

Geld sei wichtig bei der Arbeit, aber nicht alles. Das Selbständigwerden sei ein großes Problem, weil man dafür viel Geld benötigt. Hat man dann ein kleines Lokal, muß man selbst den ganzen Tag schuften und hat keine Zeit mehr für Frau und Kind. Für eine große Gaststätte mit vielen Angestellten fehle ihm das Geld, das könne man auch nicht aufnehmen, *weil du mußt es ja zurückzahlen auch irgendwann.* Da sei er mit seinem künftigen Geschäftsführerposten sehr zufrieden. Seine Saisonjobs seien sehr anstrengend gewesen; zum einen müsse man sehr lang und sehr viel arbeiten, zum anderen sei man dann auch noch immer sehr lang fortgegangen, hätte Nächte durchgemacht usw. Danach hätte er die Erholung immer dringend benötigt, habe den Schlaf nachgeholt; *da hab' ich oft geschlafen bis zwei, drei, vier am Nachmittag und so.*

Wenn er von der Saison nach Graz zurückkam und zum Arbeitsamt ging, um sich arbeitslos zu melden, wäre dies immer mit großen Schwierigkeiten verbunden gewesen. Jetzt sei das

besser geworden, der Beamte sei sehr nett, aber früher hätten andere Zustände geherrscht. Das sei bis zu Beleidigungen gegangen, so habe eine Beamtin einem Bekannten von ihm empfohlen, er solle sich doch waschen gehen und dann wieder kommen, nur weil dieser im Sommer transpiriert habe. Mit der Vermittlungspraxis des Arbeitsamtes war er ebenso wenig zufrieden. Meist hätten sie ihm ohnehin nichts gegeben, weil er sagte, er ginge wieder auf Saison. Als er dann in Graz blieb, hätten sie ihm eine Stelle in einer Pizzeria vermitteln wollen, was seinem Selbstverständnis eines guten Kellners aber nicht entsprach. *Was soll ich in einer Pizzeria tun? Ich meine, bevor ich in eine Pizzeria arbeiten gehe, arbeite ich woanders, aber nicht in Pizzeria, weil Pizza tragen kann eh ein jeder.* Da ist er nicht einmal hingegangen, denn für das Pizzatragen sei er sich zu schade. Seither sucht er sich seine Arbeit selbst und verzichtet auf die Hilfe des Arbeitsamtes.

Von seiner Arbeitslosigkeit hätten immer alle gewußt, denn wenn er von der Saison nach Hause gekommen ist, wäre er eben wieder für zwei Monate da gewesen. Es habe ihm nie etwas ausgemacht, das zu erzählen, *weil ich habe ja auch in der Saison das gearbeitet, was ein anderer in einem Jahr arbeitet*, oder in acht Monaten. Wie hoch das Arbeitslosengeld war, habe er nicht gesagt, die Verwandten und seine Frau haben es gewußt. Es sei *ja nichts Schiaches, wenn die das erfahren, nur einen Neid haben sie halt immer gehabt.* Er hat nicht das Gefühl, daß über ihn getratscht werde, aber wenn das passiere, wäre es ihm auch gleichgültig. Über Medienberichte, in denen Saisonarbeitslose als Sozialschmarotzer bezeichnet werden, kann er sich ärgern. Wer so etwas schreibt, solle nur einmal einen Monat auf Saison arbeiten, dann würde sich das sofort aufhören: *nur ein Monat vergönne ich's ihm, im Gastgewerbe arbeiten, weil nach einem Monat sind die weg, weil die brechen zusammen, weil sie's nicht durchhalten nervlich.* Zu jenen, die Notstand beziehen, sage niemand etwas, *die was da vor der Kirche herumlungern, die was betteln und so.*

Arbeitslosigkeit könne man am besten durch Arbeiten vermeiden. Wenn man nicht hinausgeschmissen werde, werde man ohnehin nicht arbeitslos. Er will zwar im Gastgewerbe bleiben, aber auf keinen Fall noch mit 30 oder 40 als Kellner herumrennen. Dann werde die Tochter vielleicht in der Schule gefragt, was der Papa arbeite und sie müsse antworten, er sei *Kellner in der Pizzeria.* Dafür hätte er nicht so hart lernen müssen, daher möchte er auch einen Aufstieg machen. Seine Qualifikation schätzt er sehr hoch ein. Während andere Kellner oft nur dahinarbeiten und sich um wenig kümmern, könne man ihm getrost ein Lokal zur Führung überlassen, ohne sich Sorgen machen zu müssen. *Ich arbeite so in jedem Betrieb, wie's mein eigener Betrieb wäre.*

Wenn man ihm in Vorarlberg oder der Schweiz einen Traumjob anböte, ginge er nicht weg. Einzig nach Amerika würde er sofort gehen, wenn man ihm eine Traumstelle anbietet als Geschäftsführer oder ähnliches, das wäre sein einziger Traum. *Da würde ich sofort alles liegen und stehen lassen und würde weg sein. Mit Frau und Kind natürlich.* An Weiterbildung interessiere ihn vor allem der Meisterbrief, eine Managementschulung benötige man nur für große Hotels. Er würde auch gern einen Englischkurs bei der WIFI machen, aber der wird vom Arbeitsamt nicht gezahlt, und so wäre er ihm zu teuer, weil da müßte er von seinen 6.000 Schilling Arbeitslosengeld 3.000 Schilling für den Kurs ausgeben.

Mit Arbeitslosen habe er während seiner Arbeitslosigkeit nie zu tun gehabt, das habe ihn auch nicht interessiert. *Weil ich, ich meine, ich bin mir einfach irgendwie nicht vorgekommen, daß ich arbeitslos bin; ich bin mir einfach nur vorgekommen, ich bin im Urlaub.* Er wisse auch nicht, wie die anderen sind; entweder wollen sie nicht arbeiten, oder sie finden wirklich nichts, aber er habe immer gewußt, er genieße jetzt zwei Monate Urlaub und dann finde er wieder eine Stelle. Darüber habe er sich nie den Kopf zerbrochen. Zum Arbeiten zwingt ihn vor allem seine eigene Persönlichkeit, weil wenn er zwei oder drei Monate nicht gearbeitet habe, werde er unruhig und *zwider*, dann müsse er einfach arbeiten gehen. *Weil für das bin ich ja da, daß ich arbeiten gehe.* Während der Arbeitslosigkeit verdient er um 4.000 Schilling weniger als zuvor, da hatte er 11.000 Schilling netto. Seine Gehaltsvorstellungen bewegen sich von 10.000 Schilling netto aufwärts, darunter würde er eine Stelle nicht annehmen, da bleibe er lieber daheim, *weil das bin ich wert.* Nebenbei könne er sich nichts dazuverdienen. Er glaube auch nicht, an seiner Arbeitslosigkeit irgendwie mitschuldig zu sein. Er habe immer gut und korrekt gearbeitet, nicht gestohlen, nicht in die eigene Tasche kassiert, er habe sich nichts vorzuwerfen.

# Leitfaden für die Unternehmerinterviews

## Entstehung der offenen Stelle:

Entlassung  
Kündigung durch den Arbeitgeber  
Karenz etc.

## Laufzeit der offenen Stelle:

Suche seit?  
Suche über das Arbeitsamt seit?

## Beschreibung der offenen Stelle:

Anzahl  
Art der Tätigkeit  
Lohn und andere finanzielle Anreize (z.B. Quartier)  
Arbeitszeit:  
    Überstunden  
    Gleitzeit  
    Wochenendarbeit  
Vorgesehene Anstellungsdauer  
Präsentation der offenen Stelle:  
    a: Gegenüber konkreten Bewerbern  
    b: bei Ausschreibung

## Suchroutinen:

Motiv der Einschaltung des Arbeitsamtes:  
    Dauerbeziehung  
    Screening etc.  
Alternativstrategien:  
    Inserat  
    Mundpropaganda  
Motiv für die Strategie  
Bewertung des Arbeitsamtes:  
    Effizienz



Reaktionen auf Schwierigkeiten bei der Arbeitskräfte-  
suche:

Erhöhung des Lohnangebotes

Einschaltung der Öffentlichkeit:

Journalisten

Freunde

Kammerfunktionäre

## Bewertung der Stellenwerber

Anzahl der Bewerber

Letzter Status der Bewerber:

Arbeitslos

Arbeitssuchend (Wechsler)

in Ausbildung Stehende

Anstellungskriterien:

Alter

Geschlecht

Praxis

Ausbildung

geographische Herkunft

Ablehnungsgründe:

Qualifikation

Auftreten

Gibt es Arbeitsunwillige?

a: unter den Bewerbern

b: allgemein

## Weltbild

Unterstützungszahlungen:

wie hoch?

Wäre Senkung ein Arbeitsanreiz?

Zumutbarkeitsbestimmungen:

wie geregelt?

Einstellung dazu

Berufliche Karriere der Interviewperson:

Eigene Arbeitslosigkeit

Facharbeitermangel:

Gibt es ihn?

Warum?

Informationskanäle der Interviewperson

# Die Unternehmen

## Die Baufirma Klar (U1)

Die Firma Klar ist ein mittelständisches Bauunternehmen, das zur Hochsaison ungefähr 150 Personen beschäftigt und im Winter 80 Personen. Herr Michlbauer arbeitet als Polier bei dieser Firma und ist für die Einstellung der Bauarbeiter zuständig.

Die Firma Klar hatte am Arbeitsamt zwei offene Stellen für Bauzimmerer gemeldet, da ein Mitarbeiter aus dem Unternehmen ausgeschieden ist, was relativ häufig passiert. Dann ruft man eben am Arbeitsamt an und meldet den Bedarf. Diese Stellen waren bereits vor drei Monaten ausgeschrieben worden, aber es habe sich nie jemand gemeldet. Es seien zwar potentielle Mitarbeiter dagewesen, die gefragt hätten, *ob sie anfangen können*, die seien *aber dann nie mehr erschienen*. Es sei auch nie klar gewesen, ob sich diese Leute wirklich auf jene am Arbeitsamt aufliegende Stelle hin gemeldet hätten, denn man habe über das Arbeitsamt auch noch Maurer und Kranfahrer gesucht.

Bezahlt hätte die Firma den kollektivvertraglich festgelegten Lohn plus einer Leistungsprämie, die bis zu einer Größenordnung von 2.000 Schilling gehen könne. Überstunden versuche man zu vermeiden, aber im Fall des Falles würden sie mit 50% Zuschlag ausgezahlt. Mit dem Firmenwagen können die Mitarbeiter umsonst zur Baustelle und zurück fahren, Handschuhe, Regenbekleidung und Gummistiefel gebe es gratis, Arbeitsschuhe könne man zum halben Preis beziehen. Die Arbeitszeit betrage im Winter von Montag bis Donnerstag 9 Stunden, wofür man am Freitag bereits zu Mittag aufhöre, im Winter würden wegen der früher einbrechenden Dunkelheit täglich 8 Stunden gearbeitet. Die ausgeschriebenen Stellen seien Saisonarbeitsplätze gewesen, deren Dauer sich nach der Konjunktur orientiert hätte.

Im Sommer sei es sehr schwer, gute Kräfte zu bekommen, *wenn er halt ein bißchen was mit, bisserl taugt, muß man ihn eh behalten, weilst eh keinen besseren kriegst*. Gute Leute würden auch über den Winter behalten, damit man sie nicht verliert; ansonst werden die Leute im Winter entlassen. Am Arbeitsamt werde Bescheid gegeben, was man sich vorstellt; hin und wieder werde auch inseriert *kurz und bündig*. Wenn sich dann jemand vorstellen kommt, wird er gefragt, wo und wie lange er gearbeitet hat, *und dann sagt er eh, ja, komm, paßt*. Den Lohn wüßten die Leute meistens ohnehin, daß nur nach Kollektivvertrag gezahlt werde und bei entsprechender Leistung eine Prämie. Die besseren Mitarbeiter würden über Mundpropaganda vermittelt, wenn man z.B. einen guten Mann fragt, ob er nicht noch einen Kollegen habe, der auch kommen möchte.

Vom Arbeitsamt erwartet Herr Michlbauer mehr Bemühungen, *weil es immer heißt, es gibt so viele Arbeitslose*. Es soll dort keine Vorauswahl getroffen werden, weil das die Arbeitsamtsbeamten nicht könnten. Prinzipiell versucht die Firma Klar, die Leute selbst aufzutreiben, nur *wenn wir in Not sind, rufen wir am Arbeitsamt an*. Das dauere dann aber

sehr lange, bis die jemanden verständigen. Wenn sich der Arbeitslose dann vorstellen kommt, sei die Stelle oft schon besetzt. Außer bei Zimmerern und Maurern, die brauche man im Sommer immer. Das letzte Mal habe er vom Arbeitsamt überhaupt die Nachricht bekommen, sie hätten momentan keine arbeitslosen Maurer. Oft werden vom Arbeitsamt auch Hilfsarbeiter geschickt, die noch nie am Bau gearbeitet hätten, beispielsweise ein Liftboy, ein Geschirrspüler und sogar ein Kulissenschieber von der Oper. Am Bau gebe es dann halt viel Fluktuation, weil das die Leute nicht durchhalten. Ein höheres Lohnangebot könne man nicht machen, wenn man niemanden findet, da müsse *man schauen, daß man über die Runden kommt*. Den Weg zur Interessenvertretung sei man noch nicht gegangen, um sich zu beschweren, daß man niemanden findet.

Für die Bauzimmererstelle sind sich zwei Leute vorstellen gekommen; *der eine hat gesagt, es ist ihm der Lohn zu nieder, zu Kollektiv arbeitet er nicht*, der andere habe seine Mitarbeit zwar zugesagt, sei aber nicht mehr erschienen. Das passiere auch bei Hilfsarbeitern sehr häufig, daß sie sich vorstellen kämen, einverstanden seien, jedoch dann nie mehr zu sehen wären. Hauptsächlich kämen sich Arbeitslose vorstellen, die jedoch noch nicht am Bau gearbeitet haben. *Es kommt keiner vom Bau, wo die Baumenschen hinkommen, weiß ich nicht*. Es gebe keine besonderen Einstellungskriterien. Das Bundesheer sollte er hinter sich haben, Führerschein und Praxis wären gewünscht. Das Alter spiele keine Rolle, er nehme auch über 50jährige, *wenn er ein Dauermensch ist*. Für manche Tätigkeiten sei die Facharbeiterausbildung wichtig, vor allem bei Maurern – *Hilfsmaurer ist ein bißchen dumm, ..., ich sage halt immer so, es gibt keinen Hilfsdoktor auch nicht, es gibt nur einen Doktor, und es gibt nur einen Maurer* –, bei Zimmerern gebe es Arbeiten für Schalzimmerer, wo es reicht, wenn sie angelernt sind.

Es gebe auch Gründe, warum man Leute nicht einstellt, das liege aber am Verhalten der Personen. *Z.B. fragt er, ich habe gehört, ihr braucht Leute, aber ihr werdet eh niemand mehr brauchen. Weil dann sieht man eh schon, wenn er sagt, ihr werdet hoffentlich niemand mehr brauchen, so auf die Art, dann will er eh schon nicht arbeiten*. Ein anderer Grund sei, wenn die Leute zu spät kämen und man niemanden mehr brauche, weil man schon so über die Runden gekommen sei. Das Auftreten spiele bei der Einstellung kaum eine Rolle, aber *wenn er in der Früh vom Schnapskessel riecht, ist klar, daß wir ihn nicht einstellen*.

Unter den Bewerbern, die zu ihm gekommen sind, habe es sicher auch Arbeitsunwillige gegeben. Wenn man z.B. zu jemand sage, er soll gleich in der Arbeitsmontur kommen und der erscheint mit kurzer Hose und Turnschuhen, dann sei klar, daß er gar nicht wolle. Manche fangen auch an, seien am zweiten oder dritten Tag schon wieder krank, und danach sehe man sie nur mehr bei der Abrechnung. Weiters gebe es Leute, die kämen sich nur den Stempel für das Arbeitsamt abholen. Einer habe gesagt, es hätte ihn beim Kreuz, er könnte nichts heben, da müsse man eben den Stempel geben, wenn er sagt, er könne nicht. Ein anderer wiederum habe ihm gesagt, *er kommt ja nur her, weil er vom Arbeitsamt geschickt ist und er muß sich da melden, aber arbeiten kann er nicht am Bau, in die Höhe kann er nicht hinauf, ist er schwindlig, in den Kanal kann er nicht hinunter, weil da war er noch*

*nie, Platzangst.* Dabei war es in der letzten Saison gar nicht so tragisch mit solchen Leuten, da habe es früher mehr gegeben.

Wie hoch die Arbeitslosengelder sind, das weiß er nicht, da habe er keine Ahnung, aber er glaube schon, daß sie teilweise zu hoch sind. *Jetzt, wenn einer, der bei einer kleiner oder weiß ich wo arbeitet, die Bauwirtschaft ist ja saisonbedingt, wenn der arbeitslos ist und zu Weihnachten aufhören muß, ..., muß er unterstützt werden.* Im Frühjahr fange er ja wieder bei seiner Firma zu arbeiten an. *Aber da gibt's, der im Sommer auch nicht geht, nicht, wo wir trotzdem Leute suchen, kommt vor, das ist zu hoch.* Wenn jemand in seinem Beruf keine Arbeit finde, solle man versuchen, ihn in einem anderen Bereich unterzukriegen.

## Das Sauerstoffwerk Käfer (U2)

Die Firma Käfer ist ein Mittelbetrieb der Chemischen Industrie mit 34 Beschäftigten. Herr Frankl ist Betriebsassistent in diesem Unternehmen und unter anderem für den Bereich Personalwesen zuständig.

Die Firma Käfer hatte am Arbeitsamt eine offene Stelle für einen Lagerarbeiter gemeldet, wobei es sich um eine auf zwei Monate befristete Stelle zur Abdeckung eines Spitzenbedarfs handelte, weil es in der Firma viele Verletzte und Kranke gab, wodurch diese Maßnahme notwendig wurde. Bei der Stelle, die mittlerweile schon besetzt ist, handle es sich jedoch nicht um die Stelle eines Lagerarbeiters, wie dies beim Arbeitsamt ausgewiesen war, sondern um die Stelle eines Hilfsarbeiters, der Sauerstoffflaschen streichen und putzen soll. Eventuell könnte aus dieser Stelle auch ein Dauerarbeitsplatz entstehen, weil in letzter Zeit mehr Arbeit angefallen sei.

Die Stelle habe er beim Arbeitsamt gemeldet und bereits am nächsten Tag hätten sich zehn bis zwölf Leute beworben. Der Lohn wurde mit 11.300 Schilling brutto angegeben; der kollektivvertragliche Lohn liege bei ca. 9.500 Schilling. Zusätzlich zahle die Firma noch ein Fahrtengeld, also Straßenbahngeld, sonst gebe es – zumindest für diese Stelle – keine zusätzlichen finanziellen Anreize. Beim Fuhrpark in der Firma würden noch Prämien gewährt, wenn jemand mehr Flaschen führt. *Das ist alteingesessen und läßt sich nicht mehr revidieren.*

Die Arbeitszeit sei prinzipiell von 7 Uhr bis 12 Uhr und von 12 Uhr 30 bis 15 Uhr 30; es gebe aber auch die Möglichkeit, bis 16 Uhr zu arbeiten, wofür man Zeitausgleich bekomme. Überstunden würden generell keine gemacht, wenn es sich vermeiden läßt. Auch am Wochenende wird nicht gearbeitet, *wir machen vielleicht in 2 Jahren einmal einen Samstag.* Gleitzeit gibt es nur im Angestelltenbereich.

Den Bewerbern erkläre er die Stelle, d.h., was sie zu tun hätten, obwohl er das auch am Arbeitsamt angegeben hätte. Was er ebenfalls sofort gesagt habe, war die Tatsache, daß die Arbeit nur für zwei Monate sei, wodurch das für viele schon uninteressant geworden sei. Einer habe zu Recht gesagt, er habe vorher mehr verdient und kriege daher mehr

Stempelgeld, da würde es sich nicht auszahlen, diese Stelle für zwei Monate anzunehmen. Vom Arbeitsamt habe man unter anderem einen Asthmatiker geschickt, der es zwar versucht habe, aber es wäre nicht gegangen. Jetzt habe man einen jungen Mann genommen, der das alles verträgt. Normalerweise werden Einstellungen so vorgenommen, daß man Leute über den Mitarbeiterbereich suche und finde. Für manche Stellen wähle man auch den Weg eines Inserates. Das Arbeitsamt wurde zum ersten Mal eingeschaltet, deshalb könne er sich auch keine Beurteilung über die Effizienz des Arbeitsamtes erlauben, doch habe es ihn schon gestört, daß sie einen Asthmatiker schickten, obwohl man angegeben hatte, was bei dieser Stelle zu tun wäre. Bis jetzt hatte die Firma Käfer noch nie Schwierigkeiten, eine offene Stelle zu besetzen; mit dem Lohn wären auch noch alle einverstanden gewesen.

Auf die Stelle des Hilfsarbeiters hätten sich, wie bereits erwähnt, zehn bis zwölf Personen gemeldet, von denen sich fünf vorstellten; diese Bewerber waren alle arbeitslos. Bei der Anstellung wäre er rein nach Intuition vorgegangen, wie der Mann sich vorgestellt habe usw. Das Alter habe bei dieser befristeten Stelle keine Rolle gespielt, es hätte auch ein Älterer sein können, obwohl der jetzige Mitarbeiter 19 Jahre alt ist. An und für sich würden keine Leute eingestellt, die älter als 30, 40 Jahre sind. Die Arbeit mit den Flaschen ist sehr schwer, da sie ein Gewicht von 50 bis 70 Kilogramm haben. Praxis sei im Prinzip nicht erforderlich, im Arbeiterbereich hätten sie nur angelernte Kräfte. Die geographische Herkunft spiele insofern eine Rolle, als er Leute bevorzugt, die in der Nähe wohnen, da er als Pendler weiß, wie müde man durch die viele Fahrerei werde.

Bei der einen Stelle habe er zunächst den ersten – den Asthmatiker – genommen, weil er nicht gewußt habe, ob noch viele kommen würden. Den anderen habe er dann abgesagt. Als das nicht funktionierte, seien am nächsten Tag wieder Leute gekommen. Darunter wären zwei Männer gewesen, die *verwahrlost* aussahen und *vielleicht auch schon einen trüben Blick* hatten. Dann habe er den jungen, zurückhaltenden Mann genommen. Ob es Arbeitsunwillige unter den Bewerbern gegeben habe, könne er gar nicht sagen. Wenn es eine Dauerstelle gewesen wäre, hätte sie sicher jeder gerne genommen, meint er. *Ich meine, ich würde allgemein glauben, es gibt immer ganz wenige, die das sicher machen, aber die meisten wären doch froh, wenn sie eine Arbeit hätten.*

Vom Arbeitslosengeld weiß er, daß ein gewisser Prozentsatz – *zwischen 60 und 80% so irgendwas* – vom Bruttogehalt bezahlt werde, was zum Teil vielleicht zu hoch sei, zum Teil aber auch zu niedrig. Daß eine Senkung des Arbeitslosengeldes ein Arbeitsanreiz sein könnte, glaubt er nicht, allenfalls in einigen Bereichen. Über die Zumutbarkeitsbestimmungen sei er nicht genau informiert, aber wenn man auf seinem Qualifikationsniveau nichts finde, solle man eben etwas anderes suchen.

Einen Facharbeitermangel gibt es vielleicht in speziellen Bereichen, aber *im allgemeinen sicher nicht*. Spitzenkräfte seien zwar rar, aber durchschnittliche Leute gebe es sicher genügend. Das Problem liege wohl darin, daß sich die Menschen nicht mehr mit ihrer Arbeit identifizieren; sie erledigen ihren Job und nicht mehr.

## Die KFZ-Werkstätte und Autozubehörfirma Kaltz (U3)

Die Firma Kaltz betreibt eine KFZ-Werkstätte und einen Handel mit Autozubehör in Graz und in Klagenfurt und beschäftigt insgesamt 140 Personen. Herr Rogler arbeitet seit siebzehn Jahren für diese Firma und ist für die Grazer Niederlassung verantwortlich.

Die Firma Kaltz suchte über das Arbeitsamt einen Lagerarbeiter, da aufgrund innerbetrieblicher Umstrukturierungen eine zusätzliche Stelle geschaffen worden war. Es dauerte eineinhalb Monate, bis die Stelle schließlich besetzt werden konnte. Zuerst suchte man nur über das Arbeitsamt und in der letzten Woche vor der Besetzung über ein Inserat in der Zeitung. Eigentlich handelte es sich um zwei Stellen, eine eben als Lagerarbeiter und eine andere als Verpacker. Die Tätigkeit des Lagerangestellten bestehe darin, die Waren zu kommissionieren, wegzuräumen und schließlich bei der Verpackung zu helfen; der Verpacker verpacke.

Die Bezahlung, gesteht Herr Rogler, sei nicht gerade gut. *Der Lohn, muß ich sagen, ist vielleicht eher in der unteren Schichte, also nicht – nicht also sehr, sehr hoch, sondern, aber, aber angemessen – sagen wir so – für die Tätigkeit.* Der Mitarbeiter benötige keine spezifische Qualifikation und könne nach 14 Tagen selbständig arbeiten. Je nach Alter würden für *Ruhige-Finger-Leute* zwischen zehn- und zwölftausend Schilling brutto gezahlt. Zusätzliche finanzielle Anreize gebe es in der Form, daß Mitarbeiter die Waren zu einem sehr günstigen Preis einkaufen könnten. Außerdem können die Mitarbeiter, wenn sie Zeit haben, Überstunden machen oder am Wochenende Tankstellendienst, der sehr gut bezahlt werde.

*Die Arbeitszeit ist von halb 8 bis 12 und von 13 bis 17 Uhr und jeden zweiten Freitag von 1/2 8 bis 11.* Gleitzeit gibt es nicht und die Wochenenden sind prinzipiell frei, außer wenn jemand freiwillig Tankstellendienst macht. Dafür erhalte er am Tag 1.000 Schilling. Überstunden werden ausgezahlt, sofern sie von oben angeordnet wurden. Die beiden Stellen sind Dauerstellen und nicht zeitlich befristet; die Mitarbeiter können, so sie wollen, bis zur Pension bleiben.

Einem potentiellen Bewerber für diese Stellen schildert er die Art der Tätigkeit, die dieser zu verrichten habe. Andererseits erkläre er allerdings auch die Vorteile der Beschäftigung, die – im Vergleich zum Handel – vor allem in der günstigen Arbeitszeit lägen. Dem Arbeitsamt gebe man bei der Meldung ein paar Informationen, im Inserat schreibe man lediglich, daß man einen Lagerarbeiter suche. Über das Arbeitsamt habe Herr Rogler aus zwei Gründen gesucht; einerseits erhoffte er eine gewisse Vorauswahl bezüglich KFZ-Kenntnisse, zum anderen sollte es sehr schnell gehen, weil aufgrund der Arbeitslage dringend jemand benötigt wurde. Mit jenen Personen, die sich vorstellen kamen, war er jedoch überhaupt nicht zufrieden, *wobei auf der einen Seite die Qualifikation vielleicht gefehlt hat und auf der anderen Seite überhaupt die Motivation zu arbeiten.* Wenn es Schwierigkeiten bei der Besetzung gibt, wird einfach weitergesucht, bis man jemanden gefunden hat. Eine Erhöhung des Lohnangebots komme nicht in Frage, *diesbezüglich wird also nichts umgestellt, nicht.*

An die Öffentlichkeit gehe er wegen solcher Probleme jedoch nicht, obwohl er auch von anderen Firmen ähnliche Probleme höre. Vor allem herrsche ein *absoluter Facharbeitermangel*. Die Ursachen dafür sieht er bei den Leuten, die keine Arbeit haben. Die guten Facharbeiter wären ohnehin versorgt und würden auch nicht wechseln, was mit der österreichischen Mentalität zusammenhänge. Die schlecht Ausgebildeten blieben auf der Strecke, da sollte man sich schon in der Schule darum bemühen, *die Leute auf den Arbeitsmarkt vorzubereiten*.

Auf die beiden offenen Stellen der Firma Kaltz bewarben sich ca. 30 Personen. Die Bewerber, die über das Arbeitsamt kamen, waren alle arbeitslos, unter den Bewerbern, die über das Inserat kamen, waren zwei Arbeitslose. Die anderen hätten irgendwelche betrieblichen Schwierigkeiten gehabt – Arbeitszeit o.ä. –, weshalb sie sich verbessern wollten. Zwanzig Bewerber wurden vom Arbeitsamt geschickt, die anderen kamen über die Annonce. Die Anstellungskriterien seien nicht so genau. Man habe zwar wegen des Gehalts jüngere Mitarbeiter gesucht, weil jemand mit Familie wahrscheinlich mehr verdienen will, für die zweite Stelle habe man aber doch einen 42jährigen genommen. Nötig sei eigentlich nur eine gewisse Grundkenntnis im Lagerbetrieb und die bereits erwähnten Erfahrungen im KFZ-Bereich. Regional gesehen ist es ihm gleichgültig, woher die Leute kommen; *wir haben Leute aus der Leobner Gegend und auch aus der Hartberger Gegend*.

Vor allem aus zwei Gründen mußte Herr Rogler viele Leute bei der Bewerbung ablehnen. Einerseits sei ein Großteil wohl unqualifiziert gewesen. Andererseits habe dies mit der Einstellung dieser Leute zur Arbeit zu tun: *und zwar die Einstellung diesbezüglich, daß sie wohl für kürzere Zeit einen Posten suchen, damit sie vielleicht vom Arbeitsamt wieder, dann länger wieder stempeln können, aber überhaupt die Grundeinstellung zur Arbeit sicherlich läßt also bei den, bei den meisten zu wünschen übrig*. Bei den Bewerbern vom Arbeitsamt wäre überhaupt nur einer dagewesen, bei dem man sich Gedanken bezüglich einer Anstellung machen hätte können. Die mangelnde Motivation bemerke man im Einstellungsgespräch und aus den Unterlagen, aus denen beispielsweise hervorgeht, wie lange jemand schon arbeitslos sei. Diejenigen, die über das Inserat gekommen waren, wären alle arbeitswillig gewesen – da habe er nach der Qualifikation entscheiden können. Alkoholisiert wäre keiner der Bewerber gewesen, aber Schlampigkeit sei unter den Bewerbern vom Arbeitsamt schon vorgekommen.

Herr Rogler glaubt, daß es allgemein sehr viele Arbeitsunwillige gibt, woran der Sozialstaat die Schuld trage, weil ein sehr hohes Arbeitslosengeld bezahlt werde. Das belaufe sich zwischen 5.000 und 9.000 Schilling, und er habe sogar so einen Fall gehabt, wo ein Arbeitsloser meinte, zu diesem Gehalt ginge er nicht arbeiten, weil das Arbeitslosengeld ungefähr gleich hoch wäre. *Und solange dieses System nicht geändert wird, wird es also mit den Leuten sicherlich nie bergauf gehen, weil wird, es wird kaum jemand dabei sein, der also eine relativ gute Arbeitslose hat, und sich irgendwo zu qualifizieren oder irgendwo sich anzustrengen, damit er etwas kriegt*. Man solle das Arbeitslosengeld vielleicht nicht so lange in einer solchen Höhe bezahlen. Es gebe natürlich sehr viele Fälle, die unter der Arbeitslosigkeit leiden; es gebe jedoch auch sehr viele, die das auszunützen verstünden.

Die Zumutbarkeitsbestimmungen kennt er und findet das auch in Ordnung, weil ein qualifizierter Facharbeiter, dessen Firma in Konkurs geht, soll sicher die Möglichkeit haben, eine unqualifizierte Arbeit abzulehnen. Vielleicht sind diese Bestimmungen aber zu weit gefaßt.

## Die Baustoffgroßhandelsfirma Kugler (U4)

Die Firma Kugler unterhält einen Großhandel mit diversen Baustoffen und hat einen Beschäftigtenstand von 14 Personen. Ich beginne das Gespräch mit Frau Prokurist Kanzler, später gesellt sich Herr Sammer dazu.

Die Firma Kugler sucht eine Bürokraft, weil eine langjährige Mitarbeiterin die Firma verläßt, um nach Australien zu gehen. Die Suche nach einer neuen Arbeitskraft dauerte eineinhalb Monate, wobei von Anfang an das Arbeitsamt eingeschaltet war. 50 Personen hatten sich telefonisch gemeldet, von denen sich 25 vorstellen kamen. Dies sei nach Frau Kanzler darauf zurückzuführen, daß die Firma *relativ weit von der Stadt weg* liegt und über öffentliche Verkehrsmittel nicht erreichbar ist; *das ist ein bißl problematisch ohne eigenes Fahrzeug*. Als Grundkenntnisse wurden Maschinschreiben und Stenographie verlangt, der Tätigkeitsbereich erstreckt sich von Fakturieren über Korrespondenz, Lagerkartei, Kundenbedienung und Ausfüllen von Lieferscheinen bis zu Telefondienst.

Die Bezahlung entspricht den kollektivvertraglichen Bestimmungen des Baugewerbes. Ein zusätzlicher Anreiz wird in Form einer Prämie geboten, die je nach Ertragslage ausgezahlt wird. Außerdem könnten Materialien günstiger eingekauft werden. Es gilt eine 40-Stunden-Woche, wobei freitags nur bis 13 Uhr gearbeitet wird. Es gibt keine Gleitzeitmodelle, Überstunden würden keine gemacht und die Wochenenden sind immer frei. Die ausgeschriebene Stelle ist als Dauerstelle vorgesehen, auf die einmonatige Probezeit folgt ein unbefristetes Dienstverhältnis.

Von den Bewerbern erfragt Frau Kanzler zunächst einmal die Qualifikation, wenn diese entspreche, folge eine kurze Beschreibung der Tätigkeiten. Am Arbeitsamt habe sie die Grundbedingung angegeben, die Leute müßten Maschinschreiben und Stenographie beherrschen. Bei diesen Dingen habe es aber gehapert. Nachdem es mit einer Einstellung zunächst nicht geklappt hatte, wollten sie schon ein Inserat aufgeben, als durch Zufall ein privates Bewerbungsschreiben eintraf *und das hat dann entsprochen*. Vom Arbeitsamt hatte man erwartet, sich das Inserat sparen zu können. Man lese so oft von den vielen Arbeitslosen, *wieviel Stellensuchende für das Büro sind, also der erste Weg war logischerweise zum Arbeitsamt*. Man hatte vom Arbeitsamt auch eine Vorauswahl erwartet, aber das habe nicht geklappt. *Und es sind alles nur Mädchen gekommen, die überhaupt nicht Steno – also von der, von der Hauptschule her sind grad viele gekommen, nicht*. [Mittlerweile beteiligt sich auch Herr Sammer am Gespräch, was zu Diskussionen der beiden untereinander führt, wie sie die Fragen am besten beantworten könnten; J.M.] Frau Kanzler und Herr Sammer sind sich nicht im klaren darüber, ob man dafür dem Arbeitsamt die



Schuld geben kann oder ob es nicht so sein könnte, daß die Bewerberinnen am Arbeitsamt zur Beamtin einfach sagen, sie beherrschten die geforderten Kenntnisse. Jedenfalls fände es Frau Kanzler vernünftig, wenn am Arbeitsamt Tests mit den Bewerbern gemacht würden und erst danach eine Vermittlung erfolgt.

Eine Erhöhung des Lohnangebotes käme bei Besetzungsschwierigkeiten nicht in Frage; auch die Öffentlichkeit werde wegen solcher Probleme nicht bemüht. Der Großteil der Bewerberinnen, die sich bei der Firma Kugler bewarben, waren Schulabgängerinnen, z.T. sogar Maturantinnen, die nach der Matura einen Schnellsiedekurs gemacht hatten. *Es war eigentlich keine, die noch Berufserfahrung gehabt hat, dabei.* Die jungen Frauen waren zwischen 18 und 23 Jahre alt; eine war eine Modistin, die eine abgeschlossene Lehre hatte und danach eine Bürofachschule besuchte. Außer der Grundqualifikationen wären gutes Auftreten, gute Umgangsformen und kaufmännisches Denken von Bedeutung, was man von kaufmännisch Vorgebildeten voraussetzen könnte, wie Herr Sammer meint. Altersgrenze sei zwar keine gesetzt, ergebe sich aber vielleicht dadurch, daß gewisse Lohnanforderungen einer älteren Mitarbeiterin nicht erfüllt werden könnten; außerdem hätte sie dann eine jüngere Vorgesetzte, was ebenfalls zum Problem werden könnte. Später erinnern sich die beiden, daß sie eine ältere Dame nicht genommen hätten, obwohl sie von einer Mitarbeiterin empfohlen worden sei und perfekt gewesen sein solle. Dazu Frau Kanzler: *Also mit einem Wort: es ist doch altersbegrenzt, kann man eigentlich sagen. Zwischen 20 und 25.* Außerdem konnte die Stelle nur von einer Frau besetzt werden, ein Mann wäre nicht genommen worden. Die geographische Herkunft wäre kein Hinderungsgrund, es gebe durchaus Mitarbeiter, die von auswärts kommen.

Ungefähr zehn Bewerberinnen hätten sich telefonisch angemeldet, wären jedoch nicht gekommen; *ist möglich, daß sie uns gar nicht gefunden haben.* Wenn sie kommen, wird ein kurzer Test gemacht: *ein kurzes Gespräch, ein Stenogramm, ein kurzes Briefe!l, und das wird in die Maschine übertragen.* Das habe trotz aller Nachsicht bei keiner Kandidatin gepaßt, wobei es vor allem am Steno gelegen sei. Das Auftreten wäre bei keiner einzigen Bewerberin ein Grund für eine Ablehnung gewesen, *die waren alle sehr sehr nett.*

Unter den Bewerberinnen, die sich vorstellen gekommen sind, seien keine Arbeitsunwilligen gewesen, bei denen am Telefon könne man das nicht feststellen. Prinzipiell glauben beide, daß es Arbeitsunwillige gibt. Vor 12 Jahren hätten sie ebenfalls jemand gesucht, da habe sich die Hälfte der Leute gar nicht testen lassen wollen, sondern wollten gleich die Bestätigung, daß sie hier waren: *Brauch' nur den Stempel, daß ich da war.* Das sei diesmal nicht der Fall gewesen. Herr Sammer meint, das Sozialnetz wäre zu weit, *das brauchen wir gar nicht länger uns darüber unterhalten, glaube ich, aber bitte.* Frau Kanzler meint, man höre schon Kommentare: *Was soll ich arbeiten gehen, ich kriege 7.000 Schilling Arbeitslose, ..., da wäre ich ja blöd, wenn ich arbeiten gehe!* Das Arbeitslosengeld wäre nicht unbedingt zu hoch, sondern es wäre zu leicht, diese Gelder zu beziehen. Man solle auch nicht von Versicherung sprechen, meint Herr Sammer, sondern von Unterstützung in Zeiten der Not; *Versicherung ist ja nur etwas, was man vorher an*

*Prämien leistet.* Bei den Zumutbarkeitsbestimmungen kennen sie sich nicht so genau aus, Herr Sammer meint jedoch, das wäre schon in Ordnung.

Ob es den Facharbeitermangel gebe, kann Frau Kanzler nicht beantworten, *da haben wir eigentlich keine Erfahrung, könnte ich nicht mitsprechen, muß ich sagen.* Herr Sammer glaubt schon, daß es einen Facharbeitermangel gibt. Das sehe er bei sich selbst, weil er mit dem heutigen maschinellen und elektronischen Denken nicht mehr mithalten könne. Hilfsarbeiter würden gar nicht mehr benötigt, deshalb sei es falsch, wenn Leute denken, *naja für einen Hilfsarbeiter langt es schon.* Dem widerspricht Frau Kanzler, da die Firma Kugler bislang noch keine Facharbeiter benötigt habe und im Arbeiterbereich nur Hilfsarbeiter beschäftige.

## Der Gasthof Kaiser (U5)

Der Gasthof Kaiser ist ein kleiner Betrieb, in dem zum Zeitpunkt des Interviews – Winter – nur eine Angestellte beschäftigt war. Der Gasthof ist während der Sommermonate ein Speiselokal, das recht gerne besucht wird. Es erreicht zwar nicht den Standard der bekannteren Grazer Ausflugsgasthäuser, dafür ist es für große Portionen bekannt. Herr Kaiser sucht zum Zeitpunkt keine Dienstnehmer, daher sprechen wir retrospektiv von der letzten offenen Stelle aus der Saison zuvor. *Ich habe im Frühjahr gesucht, das war so April, Mai, aber eigentlich nicht das Passende gefunden. Es ist so: Ich möchte eine Jungköchin hier und das wäre nur über den Sommer; im Winter sind wir abgeschnitten da, das fängt im November an bis März, also April; man kann–, sechs Monate würde ich eine Jungköchin brauchen oder eine Serviererin.*

Das sei aber sehr schwierig, weil man für einige Monate niemand bekomme. Eine Jahresstelle könne er nicht bieten, weil im Winter zuwenig Geschäft ist, daß er sich das leisten könnte. Diese letzte offene Stelle habe er damals gar nicht besetzen können, da habe ein paar Mal seine Schwiegertochter und einige Male seine Tochter ausgeholfen. Wenn er eine Stelle nicht gleich besetzen könne, sei es auch schon wieder schwierig, weil im Juli zahle es sich schon nicht mehr aus, jemanden einzustellen. Bei der offenen Stelle handelte es sich um einen Posten für eine Jungköchin, dann hätte die angelernte Köchin, die er jetzt beschäftigt, nebenbei auch im Service helfen können.

Die Bezahlung beläuft sich auf 8.000 Schilling netto im Monat für eine 42-Stundenwoche. Der Dienst beginnt um 10 Uhr vormittags und endet um halb neun Uhr abends. Montag und Dienstag sind die freien Tage, wenn zwei Mitarbeiterinnen beschäftigt sind, wird abgewechselt. Wenn sich jemand bewirbt, erzählt er nicht viel; er zeigt ihr ihren Bereich, den sie zu erledigen hat *und aus, fertig. Mein Gott, sie muß einmal 14 Tage Probezeit haben und dann sieht man sowieso, was los ist.* Vorher könne man nichts sagen, aber es gebe eben Leute, *die man unmöglich brauchen kann: Ich habe eine Köchin gehabt, Sie, gleich wie ich – das war vor 2 Jahren – ich sage Ihnen, die hat nichts gearbeitet, die hat*

*nur schnell außig' haut halbroh alles, eine gelernte Köchin, hat beim Weißenbacher oben gelernt und war überhaupt nicht in der Lage, eine Küche zu führen; obwohl nicht viel los war. Also ich meine, so etwas kann man nicht brauchen dann, ich meine – und dann alle 14 Tage drei, ah 14 Tage Krankenstand gegangen, 14 Tage gearbeitet, 14 Tage Krankenstand. Ich meine, das ist uninteressant.* Das könne sich ein kleiner Betrieb nicht leisten.

Das Arbeitsamt hatte er bei der letzten Stelle auch eingeschaltet und dort mitgeteilt, daß er eine Köchin, Jungköchin oder Serviererin suche, außerdem habe er vor zwei Jahren, als er das letzte Mal jemanden bekam, ein Inserat in die Zeitung gegeben. Vom Arbeitsamt erwartet er, daß sie die Leute zu ihm schicken, um sich vorzustellen, weil er nicht die Zeit habe, um irgendwo hinzugehen und sich mit jemandem zu treffen. Eine Vorauswahl verlange er vom Arbeitsamt nicht, Zeugnisse sind für ihn ebenfalls uninteressant, es komme *auf das Persönliche* an. Auf das Inserat in einer Tageszeitung hin sind sich einige vorstellen gekommen, aber es scheiterte oft an der Lage der Gaststätte. *Es sind einige damals vorstellen gekommen, aber wie sie gesehen haben, am Berg müssen's rauf: aus! Weil bei der Straßenbahn ist dir jede zu faul, daß sie's auf das Stück da rauf geht. Sind wenige, die was einverstanden sind. "Nein, so weit gehe ich nicht!", das war die Antwort einige Male schon.* Manche Leute hätten auch angerufen und gleich abgesagt, als sie hörten, wo das Gasthaus liegt. Das Arbeitsamt habe ebenfalls Leute geschickt, die nicht geblieben wären; *weil vom Arbeitsamt meistens kommt auch nichts Gescheites.*

Auf die Schwierigkeiten, die auftreten, wenn er kein Personal findet, reagiert er *ganz einfach. Ich mache selbst, was ich kann und was nicht geht, geht nicht.* Eine Erhöhung des Lohnangebotes könne es nicht geben, weil er nicht über die Verhältnisse hinaus könne, dazu sei der Betrieb zu klein. Außerdem sei er wetterabhängig und müsse die Leute auch bezahlen, wenn Schlechtwetter ist und daher nichts zu tun ist. Die Öffentlichkeit schalte er bei solchen Problemen nicht ein und die Kammer schon gar nicht; die könne zwar Auskunft geben, aber Hilfe dürfe man sich keine erwarten.

Bei der letzten freien Stelle, die er besetzen konnte, hatten sich einige Leute beworben – *angerufen haben bestimmt zehn Stück.* Durch das Inserat sei dann eine Dame gekommen, die sehr brav gewesen sei, aber er habe sie über den Winter eben nicht halten können, weshalb sie sich eine andere Stelle gesucht habe. Heuer hätte er einige Inserate aufgegeben und auch das Arbeitsamt informiert, aber als die Leute anriefen und hörten, wo der Arbeitsplatz liegt, sagten sie gleich ab. Zu einem Vorstellungsgespräch seien drei Leute gekommen. Da er aber auch Servierkraft angegeben hatte, sind Leute gekommen, die in Cafés serviert hatten und nicht Essentragen konnten oder wollten. Dazu kam der Weg in den Garten, der nicht behagte. Diejenigen, die diese Konditionen akzeptiert hätten, wollten aber zwischen 10.000 und 12.000 Schilling verdienen, was er eben nicht zahlen könne. Bei ihm könne eine Servierkraft zwischen 7.000 und 8.000 Schilling netto kriegen, weil das sei für einen Kleinbetrieb bereits viel.

Das Alter spiele bei einer Anstellung keine Rolle, ihm sei eine 50jährige fast lieber, da sie schon über eine gewisse Erfahrung verfüge, aber es gebe auch sehr fleißige junge Leute. Vor allem möchte er in der Küche lieber eine Dame, weil es gebe keine große Auswahl an

Speisen, das geht da heroben nicht. Man muß eine einfache Kost machen, anständige Portion, und die Leute wollen satt werden. Die Jungköche wollen sich aber emporarbeiten und da habe er bei ihm keine Möglichkeit. Außerdem müssen sie da auch die Küche in Ordnung halten, das seien sie nicht gewohnt. Einmal wäre einer dagewesen, der habe es jedoch nur drei Tage ausgehalten. Praxis verlange er nicht unbedingt, da bei seiner Speisekarte die Einschulungsphase höchstens 14 Tage dauert. Eine abgeschlossene Ausbildung wäre zwar von Vorteil, aber ebenfalls nicht erforderlich, denn seine fix angestellte Kraft sei auch angelernt und könne alles. Woher die Leute kommen, ist ihm genauso gleichgültig. Er mußte bei den letzten Stellen niemanden ablehnen, weil die Leute von sich aus abgesagt hätten. Eine wollte mehr Geld haben, aber da habe er gesagt *Nein, danke!* Das Auftreten spiele für ihn schon eine Rolle, aber da habe es noch keine Probleme gegeben.

Arbeitsunwillige gebe es auf alle Fälle. *Schon der Anruf allein. Ich meine, man merke schon, ah, die wollen ja, die wollen sich einen Posten heute aussuchen, wo sie nicht viel machen brauchen, hinter der Theke stehen, kassieren und sich unterhalten.* Die jungen Mädchen wollten ja nur mehr hinter der Theke stehen und sich unterhalten, aber effektiv arbeiten möchten sie nicht. Nur um den Stempel zu haben, sei vom Arbeitsamt allerdings noch niemand zu ihm gekommen. Aber eine Frau habe auf sein Lohnangebot von 7.000 Schilling gesagt, sie bekäme über 5.000 Schilling Arbeitslosengeld, da ginge sie nicht jeden Tag von der Straßenbahn zu diesem Gasthof rauf. Es wäre schwer zu sagen, ob die Unterstützungszahlungen zu hoch sind, sie gehörten anders geregelt. Er weiß nicht, wie das Arbeitslosengeld berechnet werde, aber er kenne einige, die 60% vom Nettolohn bekämen. Oft sage eine: *Ich bin nicht deppert, daß ich arbeiten gehe. Ich mache einen Pfusch nebenbei, da arbeite ich einmal in der Woche, die ganze Woche bin ich frei.* Die andere Regelung müßte so aussehen, daß der Pfusch unterbunden wird. Wer erwischt wird, soll für drei Jahre kein Arbeitslosengeld beziehen können. Das Arbeitslosengeld solle man nicht unbedingt senken, damit die Leute wieder arbeiten gehen, denn es gebe die Notfälle, die wirklich dringend Unterstützung benötigen. *Es gibt bestimmt viele dabei, 50% möchte ich sagen, die was froh wären, wenn's einen Posten kriegen; aber die anderen 50% sind Tachinierer vor meinen Augen.* Leuten aus dem Gastgewerbe würde er in Graz höchstens einen Monat lang Arbeitslosengeld gewähren, denn es werde genügend Personal gesucht. Dann gebe es Leute, die im Sommer auf Saison fahren und den ganzen Winter Arbeitslosengeld in Graz beziehen, obwohl es genügend freie Stellen gibt, *das müssen wir abschaffen.* Die Zumutbarkeitsregelungen kennt er nicht genau.

Herr Kaiser selbst war nie arbeitslos: *Wenn einer arbeiten will, kann er immer Arbeit kriegen.* Einen Facharbeitermangel könne es in gewissen Sparten sicherlich geben, da habe er zuwenig Übersicht. Aber es gebe ja Kurse, um sich auf das umschulen zu lassen, wo ein Bedarf herrsche.

## Die Herrenbekleidungsfabrik Kuntner (U6)

Die Firma Kuntner ist ein Herrenbekleidungsunternehmen, das 37 Leute beschäftigt. Die Spezifik der Firma erklärt der Juniorchef Xaver Moorhammer damit, daß es unter den Mitarbeitern keine reine Spezialisierung auf ein Gebiet gebe, sondern jeder aufgrund der Kleinheit der Firma verschiedene Bereiche abdecken können müsse.

Die letzte offene Stelle, die zu besetzen war, war die eines Büglers. Da die Firma aber niemanden finden konnte, haben sie einen Fahrer, der in der Firma Hilfsdienste zu verrichten hatte, zum Bügler umgeschult. Die freie Stelle war dadurch entstanden, daß der vorherige Bügler vom Bundesheer abgeworben wurde und dort pragmatisiert in der Kleiderkammer arbeitet. Das sei schon die dritte Person, die seiner Firma von öffentlichen Stellen abgezogen worden ist. Diese Leute würden für die dortige Sicherheit und das ruhigere Leben sogar finanzielle Verluste in Kauf nehmen.

Ein Jahr lang versuchte man – *mehr oder weniger intensiv* –, die Stelle des Büglers zu besetzen. Die Tätigkeit ist allerdings nicht lediglich auf das Bügeln beschränkt. Bei einer Arbeitszeit von halb sieben bis drei Uhr würde nur zwischen 11 und halb drei Uhr gebügelt. Davor fallen gewisse Botendienste an; es muß die Post geholt werden, er muß Zustellungen an die Filialen machen, er ist im Haus unterwegs, repariert Maschinen usw. Gezahlt bekomme ein Bügler ca. zwischen 65 und 70 Schilling in der Stunde. Weitere finanzielle Anreize bestünden darin, daß die Betriebsangehörigen zweimal im Jahr eine Kombination umsonst bekämen, auf die anderen Produkte gibt es einen Personalrabatt von 20%. Stoffreste, die für die Firma nicht mehr verwendbar sind, werden zu einem Bagatellpreis abgegeben. Außerdem gebe es betriebsintern Akkordzuschläge, die bei größerer Produktivität ausgeschüttet werden. Außerdem gibt es eine Soll-Arbeitsleistung am Tag, nach deren Erfüllung man nach Hause gehen könne, auch wenn die reguläre Dienstzeit noch nicht zu Ende sei.

Die Textilindustrie sei zu einem Saisongeschäft geworden, da die Frühjahrsware z.B. vom 1.3. bis zum 1.4. plus Nachlieferfrist von 15 Tagen ausgeliefert sein muß. Danach gebe es bis Mitte Juli keine Arbeit, da die Firma Kuntner nicht auf Lager produziert. Deshalb hat man im vorigen Jahr erstmals während dieser Zeit zugesperrt, weil dadurch bei den Lohnkosten gespart werden konnte. Dies sei für die Firma ein Vorteil, weil es sich bei der Bekleidung um ein sehr lohnintensives Produkt handle.

Die Arbeitszeit sei von halb sieben bis 14 Uhr 20, wobei man sich da nach den Zugankunfts- und -abfahrtszeiten orientiert, dafür werde einmal in der Woche eine lange Schicht bis 17 Uhr 20 gemacht. Gleitzeit gebe es nicht, nur nach erbrachter Arbeitsleistung könne man eben früher nach Hause gehen. In jener Zeit, wo viel ausgeliefert werden müsse, wird auch am Samstag gearbeitet, wobei für vier gearbeitete Samstage eine Woche frei sei – *als Zeitausgleich*. Die Überstunden würden zum Teil bezahlt, zum Teil als Zeitausgleich genommen. *Also wenn wir zum Beispiel extrem viel zu tun haben, dann einigt man sich meistens auf Hälfte Hälfte.*

Bei den Stellen, die ausgeschrieben werden, handelt es sich in der Regel um Dauerstellen. Eigentlich werden die Stellen nicht über Inserate ausgeschrieben, sondern Personalprobleme werden bei Bedarf über Mundpropaganda gelöst. Eine Mitarbeiterin erzähle das einer Nachbarin *und so läuft das eigentlich*. Die Bewerberin sehe sich das an, das müsse man gar nicht groß präsentieren, denn *in der Praxis ergibt sich das ohnehin, was zu tun ist, nicht*. Bei Inseraten werden nur der Firmenname und die Tätigkeit angegeben, das Lohnangebot nenne man nicht, *weil es ja nicht sehr attraktiv ist, weil der Lohn, das muß man ja dazu sagen, ist ja nicht ein besonders hoher*. Beim Arbeitsamt werde die Lohnhöhe auch genannt. Das Arbeitsamt wird bei Bedarf immer eingeschaltet, *obwohl die Rücklaufquote eigentlich ja sehr schlecht ist*. Dabei wünsche man keine Vorauswahl, sondern möchte sich die Leute selbst aussuchen, da es ohnehin nicht viel sei, was angeboten wird. Erfolg könne man über das Arbeitsamt keinen verbuchen. Vor allem gab es Schwierigkeiten bei der Besetzung von zwei VerkäuferInnenstellen im Grazer Geschäft.

Die Öffentlichkeit wurde bei Besetzungsschwierigkeiten von offenen Stellen noch nicht eingeschaltet, in Gesprächen mit Kammerfunktionären würde schon darüber geredet, aber es herrsche die Meinung, es gebe genug Leute. Interessant sei bei den VerkäuferInnenstellen, daß zu 60-70% Auswärtige beschäftigt würden. Für die Stelle eines männlichen Verkäufers hätten sich vier bis fünf Personen beworben, für die Verkäuferin wären es 30 bis 40 Personen gewesen. Bei weiblichen Arbeitskräften sei *einfach mehr drinnen* und da sei auch *die Chance wesentlich größer, daß man geeignete Leute finde*. Unter den Bewerbern wären ca. ein Drittel Arbeitslose gewesen, ein Drittel aus der gleichen Branche und ein Drittel aus einer anderen Branche.

Zu den Anstellungskriterien meint Herr Moorhammer, es gebe eine Altersgrenze, da man junge Mode verkaufe. Im Anzugssalon würde er zwar auch einen 50jährigen anstellen, in der Boutique aber nicht. Der Großteil der in Graz in den Geschäften Angestellten seien Männer, obwohl die Frauen im Verkauf besser abschneiden, weil sie ein besseres Einfühlungsvermögen hätten. In der Fabrik arbeiten größtenteils Frauen, *weil es gibt eben bei uns wenig Männer, die an der Nähmaschine sitzen*. Praxis im Verkauf sei nötig, aber nicht unbedingt in der Bekleidungsbranche, man müsse mit den Leuten umgehen können. Das reine Fachwissen lasse sich innerhalb kürzester Zeit durch Schulungen und Interesse nachholen.

Ablehnungsgründe hängen mit dem Erscheinungsbild und den Umgangsformen zusammen, das sehe man schon beim Kontaktgespräch. Die Gehaltsforderungen wären eigentlich auch noch nie ein Ablehnungsgrund gewesen. Arbeitsunwillige seien ihm unter den Bewerbern nicht untergekommen, allgemein könne er das nicht sagen, *weil ich selbst persönlich noch keinen kennengelernt habe*. Vereinzelt werde es das vielleicht geben, da man davon des öfteren höre und lese, aber er habe mit noch keinem zu tun gehabt.

Das Arbeitslosengeld betrage 70 oder 75% des letzten Lohnes, glaubt Herr Moorhammer, wobei das Problem nicht darin bestünde, daß das Arbeitslosengeld zu hoch sei, sondern daß zu viel gepfuscht werde, wodurch Arbeitsplätze verloren gingen. *Ich kenne konkrete Fälle, wo ich weiß, daß es gelernte Fachkräfte sind, die in öffentlichen Institutionen*

*arbeiten, in einer bestimmten, relativ angenehmen Dienstzeit. Mit eigentlich einem wenig, mit einem sehr wenig verantwortungsvollen Beruf, und die in ihrer Freizeit ihrer Fachwerkstätigkeit nach wie vor nachkommen. Das gibt es, und das ist sicher etwas, was nicht richtig ist.* Weil es gebe sicher Leute, die einen Job benötigten. Denen solle man dann solche Jobs wie als Portier oder ähnliches geben und nicht den Facharbeitern. Außerdem sei es nicht sinnvoll, das Arbeitslosengeld zu senken, dann könne jemand, der unverschuldet seine Arbeit verloren hat, vielleicht nicht einmal mehr seine Wohnung zahlen. Die Zumutbarkeitsbestimmungen kennt er nicht. Einen Facharbeitermangel dürfte es schon geben, weil ein zu hoher Anteil von Jugendlichen die Mittelschule besuche.

## Das Büro für Ziviltechnik Knaus (U7)

Herr Dipl.-Ing. Heinrich Knaus betreibt ein Zivilingenieursbüro für Bauwesen und beschäftigt drei Mitarbeiter. Herr Knaus machte sich vor zwei Jahren selbständig und betrieb sein Büro zunächst allein. Im Laufe der Zeit ergab sich ein Bedarf an zusätzlichen Mitarbeitern, wobei er eine Sekretärin über das Arbeitsamt rekrutierte und die anderen beiden Mitarbeiter von seiner früheren Firma her kannte, die dort aus irgendwelchen Gründen weggegangen waren.

Um die Stelle der Sekretärin besetzen zu können, benötigte Herr Knaus ungefähr ein bis zwei Monate; dabei hatte er nur über das Arbeitsamt gesucht. Das Arbeitsamt schickte ihm laufend Leute vorbei, *insgesamt acht oder zehn Leute, und – bis dann eine halt dabei war, von der ich der Meinung war, daß sie paßt, nicht.* Einerseits habe die Frau die typischen Sekretärinnenarbeiten wie Schreibarbeiten, Korrespondenz, Telefon und Terminplanung zu erledigen, andererseits würde sie, wenn es zeitliche Lücken gibt oder die Notwendigkeit besteht, zum *Anfärbeln von Plänen und solchen Dingen* herangezogen. Die Sekretärin werde nach Kollektivvertrag bezahlt, da sich Herr Knaus momentan nicht mehr leisten könne, außerdem bezahle er ihr die Fahrtkosten von Gleisdorf nach Graz, was 600 Schilling im Monat beträgt. Die Sekretärin hat nämlich eine Halbtagsstelle, und da würde nicht viel Geld übrigbleiben, wenn sie das selbst bezahlen müßte, meint Herr Knaus. Wenn es dieses Jahr gut laufe, werde er am Ende des Jahres eine Prämie ausschütten, aber das wisse er noch nicht.

Die Arbeitszeit dauert von acht bis zwölf Uhr vormittags, bei Bedarf müsse sie länger bleiben, wofür sie Zeitausgleich bekomme. Teilweise würden die Überstunden auch finanziell abgegolten. Gleitzeit sei generell nicht ausgemacht, aber er wäre in dieser Beziehung flexibel. Die Wochenenden sind frei, nur bei den Technikern komme es vor, wenn termingerechte Arbeiten anfallen, daß öfters auch samstags gearbeitet werden müsse. Dafür habe man zwischen Weihnachten und Neujahr längere Zeit das Büro gesperrt. Die Anstellungsdauer sei bei der Sekretärin unbegrenzt, den Technikern habe er eine Halbjahresgarantie gegeben; wenn er als Selbständiger überleben könne, werde er sie weiter beschäftigen.

Beim Vorstellungsgespräch habe er der Sekretärin erklärt, welche Arbeiten anfallen werden und daß zwischendurch auch unspezifische Dinge zu erledigen sein würden. Eine Hauptforderung sei Verlässlichkeit gewesen, daß sie Rechtschreiben kann und Maschinschreiben; allerdings sei sie eine Schulabgängerin gewesen, bei der er Verständnis habe, wenn das nicht gleich klappt. Dafür koste eine fertige Kraft das Doppelte. Über das Arbeitsamt suchte Herr Knaus, weil ein Kollege von ihm, der sich ebenfalls selbständig gemacht hatte, über das Arbeitsamt eine Kraft fand, *die ihm hundertprozentig gepaßt hat*. Außerdem habe er zwei Monate Zeit für die Suche gehabt, was ihm einen zeitlichen Polster verschaffte. Er habe den Eindruck gehabt, daß ihm das Arbeitsamt auch Leute schickte, *die nicht so ohne weiteres zu vermitteln waren*.

Zehn Bewerberinnen seien sich vorstellen gekommen, die man in drei Gruppen unterteilen könnte. Die erste bestand aus jenen Frauen, die direkt von der Schule abgegangen wären, die zweite aus jenen, die ihren Arbeitsplatz durch Konkurs der Firma o.ä. verloren hätten und die dritte aus Frauen, die aus privaten Gründen – meist Kinder – den Beruf aufgegeben hatten und nun wieder in die Berufstätigkeit einsteigen wollten. Das Alter habe für ihn keine Rolle bei der Einstellung gespielt; daß er eine Frau gesucht habe, sei automatisch gewesen, aber wenn ein Herr gekommen wäre, wäre es ihm auch *gleich* gewesen. Praxis sei bei den Technikern gefordert gewesen, weil die sofort selbständig arbeiten mußten.

Die Sekretärin, die er eingestellt hat, absolvierte die Handelsschule. Eine Dame mußte er ablehnen, weil die Qualifikation nicht gestimmt hatte. Sie kam aus dem Gastgewerbe und wollte sich verbessern. Eine weitere Voraussetzung war Nichtraucher, weil er als Nichtraucher darunter leide, wenn im Büro geraucht werde. Auch der persönliche Eindruck spielt eine gewichtige Rolle, weil er bei einer glaubte, *daß sie die Stelle gar nicht will, daß es nur darum geht, daß sie eben den Stempel hat und wieder – weiß nicht was – Unterstützungen oder was kriegt*. Dann habe das Arbeitsamt Leute geschickt, die gar nicht wußten, daß es sich um eine Halbtagsstelle handelt, die wären dann ohnehin ausgeschieden. Eine hatte schon im Bewerbungsschreiben einen Rechtschreibfehler, *daß ich also gleich sagen habe müssen, das geht nicht*.

Arbeitsunwillig sei höchstens die eine gewesen, sonst hätten alle gerne Arbeit gehabt, war sein Eindruck. Im großen und ganzen glaubt er nicht, daß es Arbeitsunwilligkeit gibt, das sei eine Minderheit *und dran wird man eh nichts ändern können*. Die Höhe des Arbeitslosengeldes wisse er nicht genau, *wahrscheinlich 80% oder was vom Gehalt, ..., vom Bruttogehalt*. Er glaubt nicht unbedingt, daß eine Senkung des Arbeitslosengeldes ein Anreiz zum Arbeiten wäre. Er findet es nicht gerecht, daß man die Arbeitslosen schlechter stellt, weil *es ist allein der Umstand, daß man arbeitslos wird, ist Belastung genug*. Die Zumutbarkeitsbestimmungen meint er zu kennen, wobei sich für ihn die Frage stellt, ob man sich das leisten könne und vor allem leisten wolle, *im Grund muß das jeder für sich entscheiden*. Ob es einen Facharbeitermangel gibt oder nicht, weiß er nicht. Er habe mit seinen beiden Mitarbeitern Glück gehabt und könne das erst wieder beurteilen, wenn er jemanden sucht. Ansonsten müßte er nachplappern, was in der Zeitung steht.



## Die Möbelfirma Krüger (U8)

Die Firma Krüger ist eine Möbelfirma in Graz, die 70 Mitarbeiter beschäftigt. Herr Krüger ist Eigentümer dieser Firma und auch für die Personaleinstellungen verantwortlich.

Die Firma Krüger sucht momentan Mitarbeiter, da in den letzten zwei Jahren drei Mitarbeiter die Firma verlassen haben; einer davon ging in Pension, einer siedelte nach Wien, und der dritte beteiligte sich an einem Fitneßstudio. Im Schnitt dauere es ca. ein halbes Jahr, um eine solche Stelle nachzusetzen. Dies rühre daher, daß es sich um qualifizierte Leute handle, *es kann nicht jeder Möbel verkaufen.*

Die Tätigkeit umfaßt die Bereiche Möbelverkauf, Planung und Beratung. Ein einheitliches Lohnniveau gibt es in der Firma nicht, da ein Fixum plus Provision bezahlt werde. Im Schnitt kämen die Leute auf ein Gehalt von 15.000 bis 20.000 Schilling brutto. Als zusätzlichen finanziellen Anreiz gibt es Personalrabatte. Bei den Verkäufern sei die übliche Arbeitszeit montags bis freitags von 8 bis 18 Uhr und samstags von 8 bis 12 Uhr 30. Überstunden werden im Verkauf keine gemacht, gleitende Arbeitszeit gibt es ebenso wenig. Allerdings gebe es einen Zeitstundenausgleich im Rahmen des Kollektivvertrages. Die ausgeschriebene Stelle ist eine unbefristete, *das gibt es sonst nicht, alles unbefristet.*

Über das Arbeitsamt sucht Herr Krüger keine Leute, sondern über die Zeitung. Wenn dann ein Bewerber kommt, hat Herr Krüger mehrere Kriterien, die ihm wichtig sind. Der Mann müsse erstens *aus einem tadellosen Background kommen, das heißt, das Umfeld muß stimmen.* Gesucht werden langjährige Mitarbeiter, und die meisten Angestellten sind auch schon zwischen 5 bis über 20 Jahre in seinem Unternehmen beschäftigt. Zweitens müsse die Qualifikation stimmen, *das heißt, die Vorbildung muß stimmen.* Drittens solle er womöglich bereits einmal in dieser Branche gearbeitet haben. *Die nächste Sache ist – bei Frauen, aber auch bei Männern: man soll keine Leute aufnehmen, für die die Stelle einen Abstieg bedeutet.* Außerdem sollen die Kollegen den potentiellen neuen Mitarbeiter kennenlernen können und mitentscheiden, ob er ins Team paßt. Wenn man diese Kriterien bei einer Stellenbesetzung befolgt, *kann nichts schiefgehen.*

Unter geordnetem Background versteht Herr Krüger vor allem eine fixe funktionierende Beziehung, wenn möglich mit Kindern. Er befragt die BewerberInnen nach Eltern und Geschwistern, was die arbeiten usw. Das Alter spiele bei ihm überhaupt keine Rolle, er habe erst kürzlich eine 55jährige Buchhalterin eingestellt; wichtig sei ihm die Erfahrung. Beim Geschlecht sind ihm allgemein Männer lieber als Frauen. Die entsprechende Ausbildung ist erwünscht, er bildet aber auch Leute aus, von denen er glaubt, *daß er lernfähig ist.* Es gebe aber auch Leute, die entweder nicht lernfähig sind oder nicht wollen. Die geographische Herkunft spielt keine Rolle, nur kann er im Verkauf niemanden einsetzen, der gebrochen Deutsch spricht. Er beschäftigt aber Personal aus der West- und der Oststeiermark und muß sagen, *das ist ein hervorragendes Potential, hervorragend was Arbeitsfleiß und Arbeitsmoral betrifft.*

Auf die letzten drei offenen Stellen haben sich ungefähr 8 Personen beworben. Bei jenen Leuten, die er ablehnen mußte, stand die mangelnde Qualifikation im Vordergrund. Das

Auftreten spiele für ihn im Verkauf eine Rolle, im Büro allerdings nicht. Die Bewerber kämen aus verschiedenen Gründen; weil sie sich verbessern wollen, weil sie nach Graz gezogen sind usw. Hilfsarbeiter suche er manchmal auch über das Arbeitsamt, und bei den Tischlern komme es auch vor, daß die arbeitslos sind. Wenn er die Stelle in einer Zeitung ausschreibt, gibt er möglichst viele Informationen an, allerdings nicht den Lohn. *Das gehört zu den österreichischen Spezifikas, daß die Lohn- und Gehaltsfrage bei uns leicht geheim liegt.*

Beim Arbeitsamt habe er kein besonderes Glück gehabt, meint er. Die Bewerber, die vorbeigeschickt werden, seien nicht qualifiziert; *da werden bloß Leute losgeschickt, damit so das Ganze erledigt wird.* Er würde sich eine Vorauswahl durch das Arbeitsamt wünschen. Aber ihm ist ein Inserat lieber, weil da bekommt er Zuschriften mit Lebenslauf und da könne er schon eine Vorauswahl treffen, während er mit Leuten vom Arbeitsamt immer erst eine halbe Stunde reden müsse. Vor einer Neubesetzung zittere er jedes Mal, weil sie ihm so viel Zeit kostet. Nur bei Besetzungen von Verkäuferstellen dauere das ein halbes Jahr, andere Stellen würden innerhalb von zwei oder drei Monaten besetzt. Eine Erhöhung des Lohnangebots ziehe er nicht in Erwägung, wenn er eine Stelle längere Zeit nicht besetzen könne. Das Lohngefüge sei eine sehr heikle Angelegenheit und könne nicht für einen neuen Mitarbeiter durchbrochen werden, das schaffe nur Schwierigkeiten. Bis die Stelle besetzt wird, müssen die anderen Mitarbeiter einspringen.

An die Öffentlichkeit könne er nicht gehen, wenn er eine Stelle nicht besetzen kann, denn sonst würden die Kunden glauben, in seinem Geschäft würde nicht gut bedient, wenn er zu wenig Personal hat, *das würde sicher als Bumerang-, das würde ich mich nicht trauen.* Arbeitsunwillige habe es unter den Bewerbern für Angestelltenpositionen nicht gegeben, unter den Arbeitern schon. Da es eine Einstellungssache sei, sei es natürlich schwer zu bemerken, aber wenn sich jemand als Hilfsarbeiter vorstellt *und der hat eine Fahne, dann ist er bei mir, in meiner Sicht, unbrauchbar.* Daß einer nur den Stempel wollte, ist ihm noch nicht untergekommen, sondern wenn ihm der Bewerber nicht passe, dann sagt er, die Stelle ist schon besetzt und gibt ihm den Stempel.

Nach seiner Meinung gibt es Arbeitsunwillige, aber das sei *eine Meinung, das kann ich nicht beweisen.* Es sei ihm allerdings passiert, daß er Leute eingestellt habe, die dann nicht zur Arbeit erschienen seien. Dies wäre in den letzten fünf Jahren mindestens fünfmal passiert. Das Arbeitslosengeld schätzt er auf 7000 Schilling netto. Das Arbeitslosengeld solle nur dann gesenkt werden, wenn man Beweise habe, daß der Mann sich nur vom Staat erhalten lasse. Dafür solle es eine im Rahmen des Menschlichen bleibende Kontrolle geben. Das Arbeitsamt könne beispielsweise rückrufen, warum man einen Arbeitnehmer nicht eingestellt habe. Die Zumutbarkeitsbestimmungen sagen ihm nichts, er glaubt, diese beziehen sich auf die *Gastarbeiter*. Er glaubt weniger an einen Facharbeitermangel als an einen *Qualifizierten-Facharbeitermangel*. Mitläufer und Durchschnittshandwerker gebe es genügend, aber an wirklich guten Kräften mangle es, daran sei die Ausbildung schuld.

## Die Baufirma Krist & Co. (U9)

Die Baufirma Krist beschäftigt im Konzern zwischen 1.200 und 1.300 Personen, davon allein in Österreich in etwa 750. Herr Melzer ist Personalleiter der Grazer Niederlassung dieser Firma.

Das Interview findet im Dezember statt, weswegen die Firma momentan keine offenen Stellen hat. Allerdings gab es im Sommer und sogar noch im Herbst einen Bedarf an Facharbeitern, nämlich Zimmerern, Maurern und auch Lehrlingen. Die letzte offene Stelle wäre im September ein Posten für einen Zimmerer gewesen. Diese Stelle sei durch die gute Auftragslage entstanden. Es hatten gleichzeitig mehrere Baustellen begonnen, sodaß man mit dem normalen Stammpersonal kein Auslangen mehr gefunden habe. Diese Stellen konnten nur zum Teil besetzt werden. Es habe ca. zwei bis drei Wochen gedauert, bis die Firma durch Umschichtungen die größten Probleme bewältigen konnte.

Die Zimmerer wurden über das Arbeitsamt und über Annoncen gesucht. Es herrschte ein Bedarf an 15 Zimmerern, die man sofort gebraucht hätte. Bei dieser Tätigkeit, die sich auf den Hoch- und Industriebau erstreckt hatte, hätten Schalungen für Betonfundamente und für Betonwände gezimmert werden müssen, wobei es sich um Sichtbeton gehandelt habe, weshalb für die Arbeit qualifizierte Personen benötigt würden. Man zahle den Leuten 4 Schilling über dem Kollektivlohn plus einer Leistungsprämie, die der zuständige Polier festlegt. Für Stammarbeiter, die bereits acht Jahre bei der Firma sind, gibt es eine Zulage von 2,50 Schilling, nach zehnjähriger Betriebszugehörigkeit gibt es eine kleine Treueprämie. Außerdem gibt es in Graz eine Arbeiterunterkunft, wo die Leute umsonst wohnen können.

Die Arbeitszeit ist von Baustelle zu Baustelle unterschiedlich. Manchmal gibt es *diese kurze und lange Woche, das heißt also, sie arbeiten in einer Woche bis Freitag nachmittag und hören dafür in der anderen Woche am Donnerstag auf*. Sonst wird bis Freitag mittag gearbeitet. Überstunden werden fallweise gemacht, *weil die Termine leider Gottes immer kürzer werden*. Das könne man durch Personal gar nicht wettmachen, weil es einerseits nicht zu kriegen wäre und weil sie sich andererseits im Weg stehen würden. Die Überstunden werden prinzipiell abgegolten und nicht als Zeitausgleich genommen. Es gibt auch sogenannte Dekadenbaustellen, wo das Wochenende nicht frei ist, sondern wo zehn Tage gearbeitet wird, worauf vier freie Tage folgen usw. Ob es eine Dauerstellung sei, könne man im Baugewerbe nicht sagen, das sei von der Konjunktur abhängig. Man vereinbart ein unbefristetes Dienstverhältnis, und wenn es eine Baustellenkontinuität gibt, wird der Mitarbeiter behalten. Momentan sei im Bau Hochkonjunktur, weswegen für gute Mitarbeiter sicher eine Weiterbeschäftigung möglich sei.

Wenn ein Bewerber kommt, brauche man ihm nicht viel zu sagen. Meist werden sie direkt auf die Baustelle geschickt, und ein Bauzimmerer wisse dort schon, was zu tun sei. In einem Inserat gebe man die Art der Tätigkeit bekannt, ob Hoch- oder Tiefbau usw. Der Lohn werde dort nicht angegeben.

Vom Arbeitsamt erhofft er sich, daß ihm Leute geschickt werden, die bei anderen Firmen freigemeldet wurden und die eine gewisse Zeit Arbeitslosengeld bezogen haben. Eine Vorauswahl verlangt er vom Arbeitsamt nicht, *die schicken halt alles, was sie halt bei den Arbeitslosen haben, wenn er überhaupt geht, nicht*. Vom Arbeitsamt hält Herr Melzer nicht besonders viel, das muß er gestehen. Die wirklich guten Leute hätten ohnehin sofort wieder Arbeit und würden sich erst gar nicht dieser Institution bedienen. Seine Erfahrung hat gezeigt, daß aus diesem Kreis kaum Personen für das Stammpersonal zu rekrutieren seien. Bei qualifizierterem Personal als auf Arbeiterbasis bediene man sich auch diverser Büros, die schon eine gewisse Vorauswahl treffen. Bei den Arbeitern funktionierte die Mundpropaganda ganz gut, denn *ein guter Polier bringt also immer wieder seine Leute mit, nicht, also, anders würde das sowieso gar nicht funktionieren*.

Auf Schwierigkeiten bei der Besetzung müsse man innerbetrieblich reagieren oder man bediene sich der Verleihfirmen. Da gebe es eigene Zimmereien, die Leute vermieten, aber das wäre dieses Jahr auch schwierig gewesen, weil diese Firmen selbst eine gute Auslastung gehabt hätten. Richtige Personalleasingfirmen – *diese Leutehändler* – sind ihm nicht willkommen. Das Lohnangebot könne man nicht erhöhen, *weil das würde eine Lawine nach sich ziehen*. Da wäre die ganze Kalkulation hinfällig, und man könne nicht mehr kostendeckend arbeiten. Öffentlichkeit werde keine eingeschaltet, höchstens daß man mit der Kammer über diese Probleme rede.

Unter den Bewerbern seien auch welche, die sich verbessern möchten, aber der Spielraum sei nicht so groß, daß sich da für diese Leute wirklich viel ergebe. Auf die letzten Stellen hätten sich kaum Leute beworben, da sei außer Spesen nichts gewesen. Das Alter spiele bei der Anstellung überhaupt keine Rolle, *wir haben jeden genommen, der willig war und der eine Berufserfahrung gehabt hat*. Man habe nicht einmal nach einem Lehrbrief oder so etwas gefragt. Praxis sei ebenfalls nicht unbedingt erforderlich und wenn er kein Facharbeiter sei, dann werde er eben als Hilfszimmerer angestellt. Auswahlkriterien habe es keine gegeben, man habe jeden genommen, der sich gemeldet habe, allerdings wären viele dann nicht zur Arbeit erschienen oder hätten zwei, drei Tage gearbeitet und wären dann fortgeblieben. *Also wir haben sicherlich keinen einzigen abgelehnt, also eigentlich ein jeder, der gekommen ist und arbeitswillig war, den haben wir genommen*. Nur einen, der in aller Früh schon betrunken daherwankt, könne man nicht beschäftigen, das wäre zu gefährlich. Solche und ähnliche Erfahrungen habe er schon gemacht. *Das ist eben der Punkt, wenn ich Leute vom Arbeitsamt krieg', das ist ein ein verhältnismäßig großer Prozentsatz dabei, der eben also nicht wirklich Arbeit sucht und und ja, das sind eben solche Alkoholiker oder oder eben Leute, die also als solche arbeiten eventuell, arbeitscheu möchte ich nicht sagen, aber die halt also nicht so gerne arbeiten*.

Unter den Bewerbern habe es sicher Arbeitsunwillige auch gegeben, das glaubt er schon. Das merke man, wenn sie schon vor dem Arbeiten Geld sehen möchten beispielsweise; es sei schon passiert, daß sich Leute Geld für die Fahrt vorstrecken ließen und dann nie bei der Arbeit erschienen seien. Er glaubt auch allgemein, daß es Arbeitsunwillige gibt, das habe er auch schon miterlebt. Einmal wäre bei einer Bürokraft ein männlicher Begleiter

mitgekommen, der habe gesagt: *Sie brauchen gar nicht beginnen zu reden, sie bestätigen mir, daß meine Freundin da war, aber arbeiten tut sie nicht.* Das wäre sogar zweimal passiert.

Das Arbeitslosengeld betrage um die 6000 Schilling netto. Ob man das Arbeitslosengeld senken solle, kann er nicht so recht beurteilen, er findet Gründe, die dafür und dagegen sprechen. Die Zumutbarkeitsbestimmungen kennt er, aber auch dabei sei es schwierig, eine definitive Lösung zu finden, weil die Beurteilungskriterien der Zumutbarkeit für den Beamten im Arbeitsamt schwer entscheidbar wären. An einen Facharbeitermangel glaubt er sehr wohl, gerade in seinem Bereich, weil er immer weniger Lehrlinge für diesen Beruf findet, was vielleicht mit der schmutzigen Arbeit zusammenhänge.

## Der Containerdienst Kurz (U10)

Der Containerdienst Kurz ist ein in Graz ansässiges Unternehmen mit vier Beschäftigten, das im Bereich Müllabfuhr und Containerbelieferung und -entsorgung beschäftigt ist. Außerdem soll ab nächstem Jahr ein Altstoffrecycling betrieben werden.

Momentan sucht Herr Kurz kein Personal, weil es von der betrieblichen Seite wenig brächte. Erst wenn die neue Halle für das Altstoffrecycling steht, würde der Personalstand aufgestockt. Das letzte Mal hat er vor einem Jahr im Februar zwei Leute aufgenommen, wobei er einen, der das zweite Jahr bei der Firma begonnen hat, *ausscheiden* hat müssen, *weil er eigentlich sehr aufmüßig geworden ist und der Herr sich in den Sozialsachen sehr gut auskennt hat.* Die freien Stellen hätten sich durch Expansion ergeben, weil ein Jahr zuvor habe er nur zwei Fahrer gehabt. Wobei das auch den Nachteil habe, daß bei einem Leerlauf viel Geld draufgehe.

Die Stellen habe er relativ rasch besetzt, weil man im Jänner und Februar noch leicht Leute bekommen könne, während es im März und April bereits sehr schwierig sei. Natürlich komme es bei diesen Besetzungen auch immer wieder zu Fehlern, weil man bei LKW-Fahrern nicht aufgrund von Zeugnissen entscheiden könne, andererseits könne man auch nicht alle paar Wochen einen auf den Lastwagen setzen und probieren lassen, da habe er schon drei Schäden innerhalb einer Woche gehabt. Eigentlich sucht er die Leute immer über ein Inserat, *weil die was vom Arbeitsamt kommen oder g'schickt werden, sind pfuh, ich will's nicht so formulieren, aber – anscheinend teils schwer Vermittelbare oft dabei.* Da sie viele Privatkunden auch zu betreuen hätten, müßte der Bewerber auch optisch einen guten Eindruck machen. *Und daraus muß ich sagen, haben wir eigentlich mit dem Arbeitsamt nicht gar so eine Freude, weil die was gekommen sind, die sind entweder Krankenstandler und alle Sachen haben wir erlebt, nicht.*

Die Beschäftigten müssen LKW-Fahren, Container holen und abliefern und Service- und Reparaturarbeiten am Fahrzeug vornehmen. Der Stundenlohn liegt bei ca. 75 Schilling, zusätzliche Anreize gibt es nicht. Früher habe es einmal eine Unfallprämie gegeben, wer unfallfrei unterwegs war, bekam eine Prämie, aber das hatte zu Streitereien geführt, weil

keiner schuld daran gewesen sein wollte, wenn etwas passierte. Die Arbeitszeit ist von sieben bis zwölf und von dreizehn bis siebzehn Uhr, am Freitag wird dafür nur bis Mittag gearbeitet. Freitag werden manchmal auch Überstunden gemacht, die ausbezahlt werden; die Wochenenden sind immer frei. Von den ausgeschriebenen Stellen war eine eine Saisonstelle. Der zweite arbeite jetzt noch in der Firma.

Wenn sich jemand vorstellen kommt, braucht er die Stelle nicht präsentieren, weil seine Firma ist die zweitgrößte Containerfirma in Graz, das wüßten die Kraftfahrer und er könne ohnehin nur Leute mit Erfahrung einstellen, weil jemand ohne Praxis kann in der Innenstadt nicht fahren. Eigentlich braucht er ihm nur Verdienst und Arbeitszeit mitteilen. Das Inserat sei möglichst kurz und beinhalte nur, daß die Firma Kurz einen Kraftfahrer suche, dann kämen die Leute ohnehin. Viele würden anrufen und nach dem Gehalt fragen, die kämen dann auch nicht. Manche melden sich und sagen, sie kämen am Montag, was dann auch ausbleibe; *es gibt da sehr viele, die alles mögliche probieren*. Das Arbeitsamt vermittle nur die falschen Leute, einmal hätten sie sogar einen Zuckerbäcker geschickt.

Herr Kurz beschäftigt lieber keine Grazer, da die Leute von außerhalb pünktlicher seien und mehr Arbeitsmoral aufweisen. Bei älteren Bewerbern wäre das Problem, daß sie nicht mehr so flexibel sind, *sich nicht mehr umstellen können und wollen, ..., ich glaub' eher wollen*. Ältere Arbeitnehmer nehme er auf keinen Fall, weil er damit schon schlechte Erfahrungen gemacht habe. Vom Arbeitsamt erwarte er schon eine Vorauswahl, aber die Kriterien dafür müsse er angeben. Er glaubt überhaupt, daß von dort Leute geschickt werden, die nicht arbeitslos sind. *Ich sage immer, die acht Prozent Arbeitslosen, was wir haben, das sind Arbeitsunwillige und keine Arbeitslosen*. Die kämen vom Arbeitsamt mit den Zetteln und hätten alle möglichen Ausflüchte; *oder er hat schon in der Früh eine Fahne, wenn er daherkommt*. Natürlich gebe es Arbeitsunwillige, mit wem er auch spreche, man findet keine Hilfsarbeiter. Die würden zwei Tage arbeiten und dann wieder nicht kommen. Man könne das nicht bezahlen, was die gehaltsmäßig fordern. Außerdem ginge es ihnen beim Stempeln anscheinend so gut, und nebenbei könne man mit Pfuschen noch Geld dazuverdienen.

Wie hoch das Arbeitslosengeld ist, weiß er nicht, aber man höre zwischen 60 und 80% vom letzten Nettogehalt. Senken sei auch nicht unbedingt die richtige Lösung, weil wenn einer 7000 Schilling als Hilfsarbeiter verdient, kann er mit 5000 Schilling Arbeitslosengeld keine Familie erhalten. Die Betroffenen müßten da an ihrer Situation etwas ändern, denn *wenn ich heute arbeitslos bin, habe ich morgen eine Arbeit*. Aber wenn einer ein halbes Jahr stempelt, dann mag er gar nicht mehr arbeiten. *Weil so – es sagt ihm keiner, wann er aufstehen muß, es sagt ihm keiner, was er machen muß, der kriegt sein Geld überwiesen. Er braucht nur das Glück, wenn man so sagen will, haben, daß seine Frau auch noch stempelt, ja gut, dann liegen's daheim im Bett und kassieren alle zwei Stempelgeld. Ja für was sollen die arbeiten gehen?* Das liege wohl an der Mentalität, und besonders schlimm sei es in der Stadt, da bekomme man gar keine vernünftigen Arbeitskräfte mehr. Die Zumutbarkeitsbestimmungen kennt Herr Kurz nicht, aber er glaubt, daß seine Arbeit für

jeden, der den C-Führerschein besitzt, zumutbar ist. Das solle vor allem die betroffene Person selbst entscheiden, aber nicht der Gesetzgeber.

Wenn er eine Stelle nicht besetzen könne, dann müsse er selber fahren. Eine Erhöhung des Lohnangebotes käme nicht in Frage, weil er ohnehin schon so hoch über dem Kollektivvertrag liege. Auch die Einschaltung der Öffentlichkeit oder der Kammer könne da nichts bewirken. Das Hauptproblem liege in der Familie, wenn man Erfolg haben will, die müsse intakt sein. Wenn jemand ein bißchen labil sei und keine gesunde Einstellung habe, dann helfe das nichts. Der stehe dann nicht auf in der Früh, und so könne man keinen Erfolg haben.

Auf die letzten freien Stellen hätten sich 30 Personen beworben, wovon der Großteil nur angerufen habe. Das seien hauptsächlich Arbeitslose gewesen, weil es kämen selten Leute, die sich verbessern wollten, denn das könnten sie innerhalb der eigenen Firma auch. Wenn sie gut sind, wird sie kein Chef fortgehen lassen, sondern lieber ein paar Schilling mehr zahlen. Das spiele bei den Kosten, die beispielsweise ein schlecht gefahrener LKW verursacht, keine Rolle. Praxis verlange er bei der Einstellung, der Bewerber sollte schon ein, zwei Jahre gefahren sein. Es könne auch eine Frau sein, aber er habe einmal eine abgelehnt, weil sie drei Kinder hatte. *Ich kann keine Frau nehmen, die was drei Kinder hat, nicht, einmal, ich meine, weil die hat einmal ein – ah ist das Kind krank, einmal ist das ah und und es geht eigentlich bei uns nicht, nicht.* Mechaniker würden bei der Einstellung bevorzugt. Herr Kurz holt bei anderen Firmen auch Auskünfte über die Bewerber ein, sonst könne es passieren, *daß du die größte Flasche erwischst.*

Einen Facharbeitermangel dürfte es schon geben, weil man immer wieder davon hört. Das liege an der Tendenz der Leute, eine höhere Schulbildung zu machen.

## Der Baumeister Kaltenbrunner (U11)

Die Firma Kaltenbrunner ist ein kleineres Bauunternehmen mit ca. 30 bis 40 Beschäftigten. Momentan könnte Ing. Kaltenbrunner Maurer einstellen, da in der Baubranche ständig Fluktuation herrscht. *Das ist einfach so, nicht. Da gibt's Leute, die bleiben ein Jahr – und – in den meisten Fällen ist es so, daß er, daß ihnen die Exekution nachrennt.* Deshalb würden sie nach einer gewissen Zeit wieder die Firma wechseln.

In diesem Jahr wäre es ganz besonders schlimm gewesen mit den Fachkräften, das Geschäft sei gut gelaufen, und man hätte keine Leute bekommen. Gesucht habe man über Inserate und über das Arbeitsamt, bei dem es eine ständige Meldung gebe. Es gebe einen Facharbeitermangel, weil die handwerklichen Berufe ein schlechtes Image hätten. *Wenn's heute irgendeinem in der Schul' schon nicht gut geht, dann heißt's gleich: Du wirst Maurer oder sonstwas, nicht. Also es ist von dorthier kein gutes Image, und dann der allgemeine Trend, nicht, zum zum Nicht-mehr-arbeiten-Müssen, sondern nur mehr Angestellter, einen sitzenden Posten haben und so.* Außerdem nehme auch die Industrie den Baufirmen die

Arbeitskräfte weg, genauso Land und Gemeinden. Dort hätten sie eine fixe Stelle und müßten auch im Winter nicht arbeitslos sein.

Er würde höchstens ein bis zwei Zimmerer benötigen, die allerdings nicht nur Schälzimmerer wären. Die Zimmerer würden auch beim Ausbau von Dachböden beschäftigt, weil es da eine Menge Holzarbeit gibt. Da er die Leute aber nicht bekomme, müsse er eben welche anlernen für diese Tätigkeit, wobei man nur die Leute anlernen dürfe, die auch bei der Firma bleiben, *weil sonst steckst du die Ausbildung hinein und dann ist er fort.*

Die Bezahlung liege über dem Kollektivvertrag, weil mit dem echten Kollektivvertragslohn sei heute nichts mehr zu machen. Ing. Kaltenbrunner zahlt ca. 10% darüber, zusätzliche finanzielle Anreize gebe es nicht, was mit der Besteuerung zusammenhänge. *Der Mann schaut, daß er seine 45 oder 40 Stunden macht, und nach Möglichkeit keine mehr, weil wenn er pfuschen geht, verdient er mehr. Weil dort kriegt er das Geld steuerfrei auf die Hand. Das kann ich als Betrieb nicht machen. Der sagt: Sie, wenn ich bei Ihnen jetzt eine Überstunde arbeite, da habe ich bei Ihnen 90 Schilling, davon wird mir wegversteuert; wenn ich pfuschen geh', krieg ich 130 Schilling und das bleibt mir.* Alles wäre besteuert, jede Prämie, die dreimal ausgezahlt wird, dem Mann bleibe ja nichts.

Bei der Arbeitszeit handle es sich um eine 40-Stunden-Woche. Dabei gebe es das Dekadensystem, bei dem einmal am Donnerstag abend und einmal am Freitag abend Schluß gemacht werde. Die Wochenenden sind immer frei. Dieses System habe er deshalb eingeführt, weil die Leute immer irgendwelche Termine hatten. Die könnten sie jetzt an ihrem freien Freitag wahrnehmen. An und für sich handle es sich bei den Stellen um Dauerstellen, wobei es passieren könne, daß im Jänner und Februar ein Stempelloch ist.

Wenn nun ein Bewerber für die offene Stelle kommt, wird er gefragt, was er könne, wann er komme und welche Gehaltsvorstellungen er habe. Daran knüpfe sich ein persönliches Gespräch, bei dem man unter Umständen erkennen könne, ob es sich um einen *Ungustl* handelt, mit dem die anderen nicht zusammenarbeiten könnten. Wenn ein Bewerber schon länger nicht mehr in der Branche gearbeitet habe, könne er ihn auch nicht brauchen. Besser als Arbeitsamt und Inserat funktioniere die Mundpropaganda, was für ihn ohnehin interessanter sei, weil dann die Firmenfahrzeuge, die von auswärts kommen, leichter voll werden.

Eine Vorauswahl wird vom Arbeitsamt nicht erwartet: *Was frei ist, wird hergeschickt, das machen wir dann da.* Die Leute kämen mit der Zuweisung und das funktioniere ganz gut, nur heuer habe es eben Schwierigkeiten gegeben. Die Fehler, die vorkämen, könne man nicht dem Arbeitsamt anlasten, denn die würden sich schon bemühen. Aber wenn dort einer eine falsche Angabe mache, könnten die Beamten nichts dafür. Daß einer das Anforderungsniveau nicht bringe, passiere vor allem bei den Helfern, denn einen Bäcker könne man weder den Aufzug bedienen, noch den Mörtel mischen lassen, da letzterer nicht gleichmäßig werde.

Behelfen könne man sich dabei eigentlich gar nicht, man müsse eben auf Aufträge verzichten, die man sonst angenommen hätte. Das Problem werde zwar in der Kammer diskutiert, aber *die Leute, die zu Hochsaisonzeiten stempeln gehen, die wollen nicht. Und*



*die haben tausend Schmähs und Tricks, damit sie nicht brauchen, und hast du ihn wirklich einmal gefangen, daß er erfaßt wurde und daß er bei mir landet und daß es ihm gelingt, in den Betrieb hineinzukommen, naja, dann hat er bestimmt nach einer Woche eine Krankheit und dann sieht man ihn wieder vier Wochen nicht.* Es gebe eben noch immer Ärzte, die nicht auf der Unternehmerlinie wären. Er habe genug Erfahrungen mit Arbeitsunwilligen, aber er will sie nicht unbedingt erzählen. Dann bringt er das Beispiel eines Helfers, der genau seinen Pflegeurlaub ausnütze, und das zu den unpassendsten Zeitpunkten. Er hätte ihn schon längst hinausgeschmissen, wenn er kein guter Arbeiter wäre. Ein anderer habe schon am ersten oder zweiten Tag einen Arbeitsunfall auf dem Weg zur Arbeitsstätte gehabt, wobei er sich die Hand verstaucht hat. Da habe er die Möglichkeit von sechs Wochen Krankenstand voll ausgenützt. Danach habe er kaum eine Woche gearbeitet, als er sich über eine Stiege runterstolpern ließ. *Der Hitler hätt' noch gesagt: Selbstverstümmelung.* Da hätte er sich ganz aufgeschürft und wäre wieder sechs Wochen im Krankenstand gewesen. *So machen die Leute das.*

Auch allgemein gebe es Arbeitsunwilligkeit, er kenne beispielsweise einen, der schon seit drei Jahren Umschulungen macht und dabei einen Batzen Geld kriegt, der sei *gar nicht mehr interessiert zu arbeiten*. Die Unterstützungszahlungen seien ebenfalls zu hoch, weil *gestern* habe ihm einer gesagt, daß er sowieso 9.000 Schilling kriege. Dieser Mann *geht immer schön angezogen durch die Gegend, die Hände im Hosensack und denkt nicht mehr daran zu arbeiten*. Eine Senkung des Arbeitslosengeldes würde zwar nicht unbedingt den Anreiz erhöhen, arbeiten zu gehen, aber es würde ein Riegel vorgeschoben, *daß das nicht so ohne weiteres geht.*

Außer dem letzten halben Jahr, wo es schlecht gewesen sei, wären sich auf offene Stellen immer viele Leute vorstellen gekommen. Aber davon seien eben nicht alle brauchbar, weil sie entweder wieder von der alten Firma genommen werden oder nach Deutschland gehen. Manch einer kann auf kein Gerüst steigen, weil er etwas bei der Hüfte hat, *also es fällt dann eine Menge weg davon*. Unter den Bewerbern seien Arbeitslose und vor allem Ausländer, die leider oft keine Arbeitsbewilligung hätten. Dies sei sehr schade, denn die Ausländer würden sehr fleißig arbeiten und dabei auch die Inländer anspornen. Er nehme sehr gerne ältere Leute, auch über Fünfzigjährige, weil er sehr viel Stadtrevitalisierung mache und dabei die Erfahrung der älteren Leute besonders wichtig sei. Praxis sei nicht erforderlich, denn *wenn einer sagt, das beherrscht' ich, dann wird er halt ausprobiert. Dann sieht man es eh gleich.* Er verlange auch kein Zeugnis, wenn er einen Facharbeiter einstellt, er frage die Leute nur, was sie bisher getan haben. Ablehnungen gebe es vor allem aus zwei Gründen, wenn die Qualifikation fehlt oder wenn der Bewerber ankündigt, nicht bleiben zu wollen.

Die Zumutbarkeitsbestimmungen kennt Herr Ing. Kaltenbrunner nicht. Er selbst war nie arbeitslos, weil nach dem Krieg hieß es *fest schöpfen, weshalb er auch kein Verständnis dafür habe, wenn einer nicht will.* Zu seiner Zeit habe es noch einen Arbeitsdienst gegeben, aber heute sei vieles, *was nicht mehr paßt.* Daran sei die verpfuschte Gesetzgebung schuld. Man habe eben einen festgenommen, der ein paar Geschäfte demoliert hat. *Sie: Vor zehn*

*Jahren – oder vielleicht sogar kürzer noch – ist der windelweich mit dem Gummiknüttl überschossen worden, nicht. Das tut weh! Nicht drei Wochen Häfen sitzen, das tut ja nicht weh! Der sei noch froh, daß er im Warmen sitzt. In Schweden habe die berittene Polizei noch Gummiknüttel, aber bei uns geht das nicht. Sie, wenn wir so eine Generation heranziehen, da wird nie was werden, da werden wir nie Schöpfer kriegen. Dann sind nur mehr die Abräumer, ...*

## Das Restaurant Kellerwirt (U12)

Das Restaurant Kellerwirt gilt als Gaststätte mit guter Küche. Der Besitzer, Herr Bauer, beschäftigt momentan sieben Personen und erzählt, er habe momentan zwei Stellen frei. Einerseits könnte er einen Abwäscher einstellen, andererseits gehe ein Lehrling in Karenz, für das er ebenfalls Ersatz benötigt. Die Stelle des Abwäschers sei nicht wegen Entlassung oder Kündigung frei geworden, sondern der Mitarbeiter *ist einfach nicht gekommen*. Das wäre bereits der dreißigste Mitarbeiter innerhalb von zwei Jahren. Bei den Stellen handelt es sich durchwegs um Dauerstellen.

Herr Bauer hatte in letzter Zeit vor allem Schwierigkeiten bei der Besetzung von Lehrlingsstellen, weil man dafür keine Grazer finde. Vom Raum Graz habe sich nur ein Lehrling vorgestellt, den er dann auch genommen habe. Die Tätigkeit sei für alle die übliche, der Lehrling müsse in der Früh zusammenräumen und dann eben servieren, die Servierkräfte nehmen Getränke und Essen auf und tragen das dann hin. Die Entlohnung betrage bei Servierkräften 10.000 Schilling netto, bei Lehrlingen der kollektivvertragliche Lohn und die Abwäscher verdiente 7.500 Schilling netto. Essen und Trinken sei frei. Sonstige finanzielle Anreize gebe es nicht. Sein Problem sei auch nicht die Entlohnung, sondern daß er kein Quartier anbieten könne, weswegen die Distanz nach Graz für Leute von auswärts zu weit sei, speziell wenn sie abends auch arbeiten müßten. Es gibt eine 40-Stunden-Woche, wobei das Lokal sechs Tage in der Woche geöffnet hat. Die Arbeitszeit dauert von ca. 11 Uhr bis halb drei und von ca. 18 bis 22 Uhr. Für die Mehrzeit gibt es einen zusätzlichen freien Tag in der Woche.

Herr Bauer mag nicht, wenn sich jemand vorstellen kommt und sofort nach dem Verdienst fragt. Wenn jemand vom Arbeitsamt kommt, will er gar nicht arbeiten. Der komme mit dem Zettel und wolle Unterschrift und Stempel. *So sind die Leute*. Kaum einer interessiere sich für Arbeit und Arbeitsplatz, was nach seiner Meinung für einen Koch das Logische wäre. Der solle sich die Küche und die Speisekarte anschauen. Erst danach würde man nach Verdienst und Arbeitszeit fragen. Von zwanzig Leuten kämen mindestens fünfzehn und fragten nach Verdienst und Freizeit.

Den Bewerbern schildert Herr Bauer die Arbeit; er ist für klare Linien und sagt, was zu tun sei und was der Bewerber zu erwarten habe. Ungepflegtheit und Verspätungen möge er nicht. Wenn er das von vornherein sage, gebe es nachher keine Ausrede. Aber er versetze die Leute nicht gleich in Panik, denn er sei *noch kein alter böser Chef*.

Die Inserate sind kurz gehalten, heute habe er eines für einen Abwäscher aufgegeben, da stehe *Abwäscher für Restaurant in Graz gesucht. Ausländer kein Hindernis*. Bei Abwäschern habe er mit Ausländern bessere Erfahrungen gehabt als mit Inländern. Ausländer blieben wenigstens ein paar Monate. Den Lohn schreibe er beim Inserat nicht dazu, das könne man höchstens bei einem Spitzenverdienst. Herr Bauer hatte im Vorjahr eine Dauerbeziehung zum Arbeitsamt, wobei er allerdings keine Vorauswahl erwartet habe bzw. auch nicht erwarte. *Die sollen schicken, was sie haben. Nur – daß sie nichts haben, das glaube ich nicht, das kann einfach nicht sein*. Er glaube nicht unbedingt, daß vom Arbeitsamt nur schlechte Leute kommen, aber daß sie nie jemand hätten, könne er nicht verstehen. Das wäre nicht nur bei Lehrlingen so gewesen, sondern auch bei Kellnerinnen. Er sei selbst am Arbeitsamt gewesen und habe sich überzeugt, daß sein Auftrag im Computer sei. Er sei aber nicht der einzige, dem es so gehe. Aus jeder Branche würden Unternehmer klagen, sie bekämen keine Leute. *Und auf der anderen Seite haben wir so viele Arbeitslose, also irgendwo muß da ein Fehler sein*.

Als andere Strategie habe er für Kellnerstellen schon Mundpropaganda verwendet, aber bei Abwäschern bringe das nichts. *Irgendwo muß halt der Wurm drinnen sein. Ich nehme an vom Staat*. Er gebe den Leuten drei Möglichkeiten, sich vorstellen zu gehen, und wenn sie nicht wollen, *dann kriegen sie kein Stempelgeld mehr*. Er habe auch unter seinen Bewerbern Arbeitsunwillige gehabt, was er beispielsweise daran gemerkt habe, daß einer sofort nach dem Stempel und der Unterschrift fragte. Damit gehe er dann zum Arbeitsamt und der Beamte denke sich, *der hat ihn halt nicht genommen, aus irgendeinem Grund. Dabei stimmt das gar nicht einmal, dabei wollte der gar nicht arbeiten*. Bei einem Inserat um einen Abwäscher würden fünfzig Leute anrufen, von denen sich fünf vorstellen kämen. Man habe dann Glück, wenn einer von denen anfrage. Er schreibe sich mittlerweile auch Namen und Adressen von denen auf, die er nicht genommen hat, falls der eine nach ein paar Tagen wieder aufhöre.

Auch allgemein gebe es Arbeitsunwillige, weil er kenne sehr viele Selbständige, die das bestätigen könnten. Dabei glaube er nicht unbedingt, daß das Arbeitslosengeld zu hoch sei, das betrage nach seiner Schätzung ca. 4.500 Schilling netto. Senken wäre nicht unbedingt ein Anreiz, *weil vielleicht gibt es wirklich einen, der ein Pech hat. Den keiner nimmt dort oder da oder dort oder da*. Man sollte den Leuten ein paar Möglichkeiten geben, von denen er dann eine nehmen muß.

Nach seiner Meinung tut das Arbeitsamt zu wenig. Außerdem glauben *die Leute immer, man ist ein Trottel*. Er wäre selbst sehr schlecht behandelt worden, als er für seine Frau ein Karenzformular gebraucht habe. Vielleicht haben die Beamten auch zu wenig Zeit und Wunder könnten sie auch nicht bewirken, wenn einer nicht will. Als Reaktion auf seine Schwierigkeiten habe er bei den Abwäschern das Lohnangebot erhöht, aber das habe auch nichts genützt. Man dürfe sich nicht immer aufregen, sonst habe man bald einen *Herzkasperl*. Das Grundübel liege schon oben, da sei etwas falsch. Mit viereinhalbtausend Schilling könne es einem gut gehen; zuhause zahlt man nichts für Essen und Trinken und ab und zu helfe man jemandem, wofür man 500 Schilling kassiere. *Das sind Leute, die*

*lassen sich nichts abgehen. Weil der sagt: was werde ich arbeiten gehen, ich gehe dreimal im Monat pfuschen, dann habe ich das mit meiner Arbeitslosen und das, was ich dreimal im Monat pfuschen gehe, habe ich mehr verdient, und gehe nur dreimal im Monat arbeiten. Gibt es genug solche.*

Bei einem Kellnerposten würden zwischen 15 und 20 Leute anrufen, wobei von 15 Anrufern sich zwölf vorstellen kämen. Da sei der Schnitt schon wesentlich höher. Darunter seien auch hauptsächlich Leute, die sich verbessern wollten und weniger Arbeitslose, arbeitslos seien zwei von zehn Bewerbern. Es seien auch Leute darunter, die gar nicht Kellner gelernt hätten, aber wenn er den Eindruck habe, die könnten das, werden sie eingestellt. Bei den Einstellungskriterien spielt das Alter eine Rolle, weil er habe einen Restaurantbetrieb mit einem Saal, *da braucht man etwas Junges, Frisches, Freundliches*. Die Altersgrenze liege für ihn bei 35 bis 40 Jahren. Außerdem stelle er nur mehr Männer ein, weil es mit Frauen immer nur Probleme gebe. *Sei es der Freund, sei es bei Lehrlingen die Pubertät, da sind die Frauen noch viel schwieriger als die Männer*. Praxis suche er bei einem normalen Kellner, der müsse sechs Saisonen gearbeitet haben, bei einem Jungkellner verlange er dies nicht. Bei einem Koch sei ihm die Praxis hingegen sehr wichtig.

Auftreten und Redegewandtheit sind zwei seiner Kriterien, die oft zu Ablehnungen führen. Er schätzt es, wenn jemand gut gekleidet zur Vorstellung kommt, auch wenn das altmodisch sei. Um die Qualifikation zu testen, lasse er sich Zeugnisse geben, obwohl er denen nicht viel Bedeutung beimißt. Er erkundige sich, wo die Leute gearbeitet hätten und ruft notfalls dort an, um sich Klarheit zu verschaffen. Er selbst würde auch Auskunft geben, wenn jemand anrufe, denn das sei Kollegenhilfe.

Die Zumutbarkeitsbestimmungen kennt er nicht, aber man sollte Leute schon im Rahmen ihrer Qualifikation etwas arbeiten lassen bzw. es ihnen freistellen, ob sie etwas anderes tun möchten. Außerdem könne man die Leute umschulen. An einen Facharbeitermangel glaube er sehr wohl und schuld daran sei die Einstellung der Österreicher. *Motivation. Schuld ist der Staat. Die Leute sagen sich: Ich muß schöpfen gehen, schau her einmal, was ich da Abzüge habe, schaue einmal auf meinen Lohnzettel, das muß ich alles dem Staat geben. Die können mich gern haben, ich gehe gar nicht mehr arbeiten. Ich gehe nebenbei ein bißl pfuschen und lebe gut auch.*

## Die Konditorei Kraftmann (U13)

Herr Kraftmann ist Besitzer einer Konditorei mit zwei dazugehörigen Kaffeehäusern in Graz. Mit diesen Betrieben versucht er eine internationale Norm in Graz anzubieten. Daß er dies erreicht hat, manifestiert sich darin, daß er *mit Stolz mitteilen kann, daß auch Schweizer meine Betriebe anschauen kommen und fragen, ob sie fotografieren dürfen*. Momentan hat Herr Kraftmann zwischen 32 und 36 Beschäftigte in seinen Betrieben angestellt. Er sucht aktuell keine Mitarbeiter, da er diesen Bedarf durch die Lehrlingsaus-

bildung in der eigenen Firma decken kann. Wenn offene Stellen von außen besetzt werden müssen, handelt es sich meist um Serviererinnen oder Ladnerinnen.

Bei Ladnerinnen und Serviererinnen könne es vorkommen, daß man oft lange suchen muß, *um jemand Guten zu bekommen. Haben wir jemand Guten, bleibt er lange bei uns.* Die letzte offene Stelle diesbezüglich war erst vor kurzer Zeit, und Herr Kraftmann erklärt, er suche immer alles über Zeitungsinserate. *Das Arbeitsamt kommt nicht in Frage bei uns, schon seit Jahren nicht, weil – da sind Leute gekommen, die haben uns nur aufgehalten.* Vom Arbeitsamt hätten sie ganz selten jemand bekommen in den letzten Jahren, selbst in der Hochkonjunktur hätten sie mit dem Arbeitsamt nur Schwierigkeiten gehabt. Später meint Herr Kraftmann, er hätte schon seit zwanzig Jahren nicht mehr über das Arbeitsamt gesucht.

Normalerweise würden diese Stellen wegen Schwangerschaft frei, im letzten Fall sei es eine Friseurin gewesen, die in ihrem Beruf eine Arbeit bekommen habe. Die Schwangerschaft sei ein Nachteil für sein Unternehmen, *weil wir gut abgerichtete Leute momentan verlieren.* Wenn man inseriert habe, rufen dann die Leute an und er bestelle sie zu einem Gespräch, da er telefonisch keine Auskünfte erteilt. Die Optik spiele eine große Rolle bei dieser Arbeit.

Die Leute werden nach Kollektivvertrag bezahlt, *bei ca. 20 bis 25% darüber.* Das hänge nicht vom Dienstalter ab, sondern von der Leistung, die er mittels Personalnummer an der Registrierkasse ablesen kann. Mit Prozenten könne er nicht arbeiten, weil dies zuviel Aufwand wäre bei den kleinen Einheiten. Zusätzliche finanzielle Anreize gibt es mit Ausnahme eines 20prozentigen Personalrabattes keine. Die Arbeitszeit beträgt wöchentlich 40 Stunden, wobei es im Service einer gewissen Schichtenteilung bedarf. So arbeitet eine Kraft beispielsweise von sieben bis fünfzehn Uhr und die andere von zwölf bis zwanzig Uhr. Sonn- und feiertags ist das Geschäft geschlossen. Überstunden sind möglich, wobei Herr Kraftmann nur jene Mitarbeiterinnen dafür heranzieht, die schon länger bei ihm beschäftigt und entsprechend eingeschult sind.

Bei Inseraten gebe er immer die Tätigkeit an und erwähne, daß es keinen Sonntagsdienst gibt, das ziehe. Lohnangebot o.ä. schreibe er nicht ins Inserat. Das Einstellungsgespräch selbst führe seine Frau, die könne das viel besser, *zwei Frauen reden ja da leichter, als wie wenn sie da einen Mann einschalten würde.* Außer dem Inserat würden Leute auch noch durch Mundpropaganda gesucht, manchmal kämen auch Leute zwischendurch vorbei und fragten, ob eine Stelle frei sei. Dafür habe er ein eigenes Vormerkbuch, wo sich die Leute selbst – *da lege ich größten Wert darauf* – eintragen sollen. Mitarbeiterinnen, die schon öfters die Stelle gewechselt haben, würden nach seiner Erfahrung auch bei ihm nicht lange bleiben.

Ein gewisser Herr Doktor Sommer habe gesagt, es gebe zuwenig Arbeitslosengeld. Herr Kraftmann hingegen habe schon gehört, daß Arbeitslose gesagt haben, *ah, wegen die 800 oder 500 Schilling mehr komme ich nicht arbeiten.* Deswegen habe er als Funktionär bei der Handelskammer immer vorgebracht, sie sollten dagegen etwas unternehmen. Er glaubt auch, daß Arbeitsunwilligkeit existiert, weil es gebe keine Arbeitslosen, weil mehr Angebot

da wäre. Die Wirtschaft brauche die Fachkräfte. Er habe aber über seine Inserate noch immer Arbeitskräfte bekommen. Für die Arbeitswilligen, die nach einer gewissen Zeit wieder Arbeit bekommen, seien die Unterstützungszahlungen nicht zu hoch. *Aber für die anderen ist auf jeden Fall die Zahlung zu hoch und zu lang.* Allerdings wisse er nicht, wie hoch die Zahlungen genau sind, aber sie müßten zwischen 7.000 und 8.000 Schilling betragen. Ab einer gewissen Dauer der Arbeitslosigkeit sollte man die Zahlungen senken, wegen der *Dauerarbeitsunwilligen*.

Auf die Stellen hätten sich verschiedene Leute beworben, von Arbeitslosen bis hin zu fachfremden Frauen – wie Friseurinnen –, die etwas anderes angehen wollten. Das Alterspiele bei seiner Einstellungspraxis keine Rolle, wenn z.B. die Erfahrung stimme. Er habe gerade eine 50jährige eingestellt. Männer würde er nicht einstellen oder zumindest nur in Ausnahmefällen. Die geographische Herkunft spielt ebenfalls eine Rolle, denn die Mitarbeiterin soll nicht von *zu weit weg* kommen, weil da gebe es Probleme. Ablehnungsgründe sind mangelnde Qualifikation und schlechtes Benehmen und Auftreten, außerdem erkundigt sich Herr Kraftmann beim vorherigen Dienstgeber.

## Die Druckerei Kröll (U14)

Die Firma Kröll betreibt eine industrielle Druckerei und Verpackungsherstellung und beschäftigt 420 Personen. Nach Angaben des Personalchefs Dr. Berger herrsche ständig Fluktuation, was auf die Größe des Betriebes zurückzuführen sei. Daher sei auch laufend ein Bedarf an Personal gegeben. In der Firma arbeiten Leute in verschiedenen Bereichen, wobei in diesem Gespräch hauptsächlich auf Büroberufe Bezug genommen wird.

Die letzte Bürostelle sei erst jüngst ausgeschrieben gewesen, und es habe zwei Monate gedauert, bis sie besetzt wurde. Eigentlich habe es sich um mehrere Positionen gehandelt, bei denen auch unterschiedliche Qualifikationen von einfacher Schreibarbeit bis zu qualifizierter Bürotätigkeit gefragt gewesen seien. Grundsätzlich würde bei den einfachen Posten zunächst nach dem Kollektivvertrag entlohnt, was *dann aber relativ bald* angehoben werde. Zusätzliche finanzielle Anreize würden keine geboten.

Bei der Arbeitszeit handle es sich um ein Gleitzeitmodell, bei dem die Arbeitszeit in Absprache mit der Abteilung und den betrieblichen Erfordernissen über einen Monat frei verteilt werden kann. Dabei gebe es zwar Sollstunden, aber keine Kernarbeitszeit. Die Firma sei diesbezüglich flexibel, *weil wir einen langen Teil des Tages mit diesem Verwaltungspersonal abdecken wollen*. Wenn Überstunden gemacht werden, könne man zwischen Auszahlung und Zeitausgleich wählen. Am Wochenende würde im Verwaltungsbereich nur im Ausnahmefall gearbeitet. Bei den ausgeschriebenen Stellen hat es sich um Dauerstellen gehandelt.

Wenn er Büroarbeitskräfte suche, schalte er eher nicht das Arbeitsamt ein, meint Dr. Berger, *weil meistens qualifiziertes Personal weniger gut über das Arbeitsamt vermittelt wird*. Das Arbeitsamt verwende er vor allem für Hilfskräfte in der Produktion, wobei er

keine Vorauswahl mehr verlange, da das Arbeitsamt ohnehin alles herschicke und sich an keine Vorgaben halte. Z.B. habe er einmal einen Mitarbeiter für schwerere Arbeiten gesucht, wo ihm das Arbeitsamt dann einen Invaliden geschickt habe – *also ein sinnloses Bemühen*. Selbst im unqualifizierten Bereich seien weniger als 50% der Personen, die geschickt werden, brauchbar. Bei Ausschreibungen von Stellen setze man einerseits auf Inserate, andererseits gebe es laufend Bewerbungen von Leuten, die aus dem Umfeld der Mitarbeiter oder sonstwoher kämen. Die Inserate halte man so knapp wie möglich, *weil alles andere erst von der individuellen Voraussetzung der Person abhängt*.

Schwierigkeiten bei Besetzungen seien in letzter Zeit vor allem am Lehrlingssektor aufgetaucht, weshalb man beginne, noch früher im Schulbereich das Interesse zu wecken. Aber auch bei Hilfsarbeitern und qualifizierten Facharbeitern habe man schon mehrere Monate Aufträge beim Arbeitsamt liegen. Das Lohnangebot könne dabei keine Rolle spielen, wenn sich keine Interessenten melden, weil es bei der Meldung am Arbeitsamt nicht bekanntgegeben werde. Den Bewerbern schildere er zunächst die Firma im allgemeinen und danach die Tätigkeit im speziellen.

Auf die letzte Bürostelle hätten sich ca. zehn Personen beworben, unter denen auch Arbeitslose gewesen seien. Eine Altersgrenze gibt es nicht direkt, nur *wo eine längere Ausbildung erforderlich ist oder wo man eine neue Abteilung aufbaut, dort versucht man schon, Jüngere einzusetzen*. Wenn jemand allerdings sofort einsetzbar ist, spiele das Alter keine Rolle, man habe auch bereits 40- und 45jährige eingestellt. Die geforderte Praxis sei von Stelle zu Stelle unterschiedlich und man setze auch nicht unbedingt eine gewisse Schulbildung voraus, sondern sehe sich die Kenntnisse und Fähigkeiten an. Flexibel und dynamisch sollten die Leute aber sein. Für Sprachkenntnisse verwende man einen Eignungstest, den Rest erkunde man im persönlichen Gespräch. Die Ablehnungskriterien würden sich größtenteils aus den geforderten Kriterien ergeben, manchmal spielten auch zu hohe Gehaltsforderungen oder der äußere Eindruck eine Rolle.

Arbeitsunwillige habe er nur bei jenen Bewerbern ausgemacht, die vom Arbeitsamt geschickt wurden. Das merke man daran, wenn jemandem die Arbeitszeit nicht passe – *da kann ich nicht, dort kann ich nicht* –, oder an der Äußerung, *ja ich will ohnehin nur den Stempel haben, daß ich da war*. Alkoholisierte Bewerber seien auch nicht so selten, die schon vormittags in diesem Zustand kommen. Manche kämen gleich gar nicht zur Arbeit, die blieben gleich am ersten Tag weg. Im Verwaltungsbereich komme dies jedoch nicht vor. Er glaubt auch allgemein an Arbeitsunwillige – *das ist eine natürliche Eigenschaft*. Er denkt aber nicht, daß die Unterstützungszahlungen zu hoch sind, denn *ein Mißbrauch ist überall möglich*. Von der Höhe der Unterstützungszahlungen wisse er nur, daß sie vom vorherigen Gehalt abhängen und bis zu 10.000 oder 12.000 Schilling gehen. Die Zumutbarkeitsbestimmungen seien ihm ungefähr bekannt, wobei er sie prinzipiell vernünftig findet, nur die Durchführung sei ein Problem.

In gewissen Branchen gebe es auch einen Facharbeitermangel, einen Drucker beispielsweise könne man im Raum Graz nur schwer bekommen. Das liege wohl daran, *daß eben gewisse Branchen ohnehin ausgelastet sind, also daß dort es keine Nachfrage gibt*

*vom Arbeitsmarkt her.* In anderen Bereichen wie den metallverarbeitenden Berufen könne sein Betrieb nicht jene Löhne zahlen wie beispielsweise die verstaatlichte oder quasiverstaatlichte Industrie.

## Der Stadtbaumeister Krieger (U15)

Die Firma Krieger ist ein kleines Bauunternehmen mit 34 Beschäftigten. Als Auskunftspersonen stellen sich Herr Walzl und Frau Müller zur Verfügung, während des Gesprächs melden sich noch zwei andere Personen zu Wort. Die jeweiligen Äußerungen sind nicht immer den Namen zugeordnet, da es sich bei vielen Aussagen um kollektive Meinungen zu handeln scheint.

Die Firma würde dauernd Mitarbeiter suchen, vom Caterpillar-Fahrer bis zum Maurergehilfen, aber *wenn man wirklich jemanden kriegt, der arbeitet vielleicht ein paar Tage oder ein paar Wochen, und dann kommt er nicht mehr.* Dadurch gebe es immer offene Stellen. Das letzte Jahr hätten sie das ganze Jahr über Leute einstellen können.

Gesucht habe man über das Arbeitsamt und über Zeitungsannoncen, wobei zum Arbeitsamt eine Dauerbeziehung besteht, sodaß immer gespeichert ist, daß sie jemanden suchen. Vor allem hätten sie Schwierigkeiten, Maurer zu finden. Die Hauptaufgaben liegen dabei auf Geschäftsumbau, Wohnungsausbauten und Fassaden. Die Bezahlung basiere auf dem Kollektivlohn, wozu noch eine Prämie kommen könne, die *kriegen eigentlich fast alle bei uns.* Die Prämie betrage ungefähr 10-11% des Lohnes, wobei der Baustellenleiter oder der Ingenieur die entsprechende Leistung zu messen habe. Zusätzliche finanzielle Anreize würden keine geboten.

Die Arbeitszeit sei mit einer 40-Stunden-Woche geregelt, wobei von sieben bis 16 Uhr gearbeitet wird. Im Sommer wird länger gearbeitet, dafür ist jeder zweite Freitag frei. Überstunden könnten zwar gemacht werden, aber die Mitarbeiter wollten das nicht, da die steuerliche Regelung ungünstig sei; Wochenendarbeit gebe es generell nicht. Bei den vorgesehenen Stellen handle es sich um Dauerarbeitsplätze, sie hätten noch nie jemanden wegen Arbeitsmangel entlassen müssen.

Wenn sich jemand vorstellen kommt, dann frage man, wo er bisher gearbeitet habe, aber dem könne man meist nicht so genau nachgehen, wenn der Bewerber irgendwelche Angaben macht. Das Schlechteste sei, *daß es jetzt kein Arbeitsbuch mehr gibt, wo man nachschauen kann, wo war der und wann hat er gearbeitet und wann nicht.* Eine Anzeige halte man möglichst kurz, *man will ja keinen Roman da 'r reinschreiben.* Die Leute würden dann ohnehin bei der Arbeit getestet. Vom Arbeitsamt erwarte man, daß sie Leute schicken, die bereits in der Branche gearbeitet haben und *die wirklich arbeiten wollen, aber solche Leute hat man uns noch nicht geschickt, nicht.* Am ehesten bekomme man Leute noch durch Mundpropaganda, indem ein Mitarbeiter jemand anspricht und mitbringt, das sei *eigentlich fast die einzige Chance.* Das Arbeitsamt sei nur zur Verwaltung der Arbeitslosen-



gelder da, mehr nicht. Das Arbeitsamt sei womöglich auch nicht schuld, wenn die Leute nicht wollten, wahrscheinlich gebe es auch branchenmäßige Unterschiede.

Unter den Bewerbern, die zu ihnen kämen, hätte es konkrete Arbeitsunwillige gegeben – *unbedingt*. Beispielsweise habe das Arbeitsamt angeblich 16 Leute geschickt, von denen nur drei zur Firma gekommen wären. Einer oder zwei hätten auch angerufen: *Ja, ich komm' unbedingt morgen, ich möchte unbedingt den Posten haben. Nächsten Tag ist er – hat er noch einmal angerufen: es ist mir nicht ausgegangen, ich komme Montag. Und dann hat er sich nie mehr gerührt.* Das seien unverlässliche und unwillige Leute. *Es gibt keine Arbeitslosen, die wirklich arbeitslos sind.* Es kämen auch Leute, die nur den Stempel haben wollen, es sei keiner an der Arbeit interessiert. Frau Müller meint, dies sei auch saisonbedingt; solche Typen kämen speziell im Herbst, weil eine gute Kraft braucht zu diesem Termin keine Arbeit zu suchen. Außerdem meint Herr Walzl, am Arbeitsamt glaube man, den Baufirmen könnte man alles schicken. Sogar einen Blinddarmoperierten habe man geschickt, dem *haben sie die Arbeitslose gestrichen, der muß arbeiten gehen. Ja, gleich am nächsten Tag hätte er schon arbeiten sollen.* Dann gebe es aber auch wieder die *Unterstützungstechniker, die einfach sich forthanteln, die schaffen es.* Überhaupt seien die Unterstützungen zu hoch, denn sie hätten gerade einen Arbeiter gehabt, der erzählt habe, er hätte über den Winter gleich viel oder mehr verdient, als wenn er gearbeitet hätte. Die Höhe des Arbeitslosengeldes weiß Herr Walzl nicht, aber *oft sagt er, man glaubt das auch gar nicht, aber es muß doch stimmen, daß der sagt: Ja, für das Geld, weil da kann ich ja, wenn ich noch ein bißchen pfusch' noch dazu, habe ich mehr davon.* Frau Müller meint, daß die Arbeitslosen sicher 7.000 oder 8.000 Schilling kriegten. Man müsse aber nicht unbedingt die Unterstützungszahlungen senken, sondern sollte die Leute *krass kontrollieren* und besser vermitteln. Oft würde das Arbeitsamt alte und kranke Männer als Helfer schicken, das ginge auch nicht. Die Firma müsse auf Aufträge verzichten, weil sie Stellen nicht besetzen können, das sei die Reaktion auf die Schwierigkeiten. In gewissen Fällen, vor allem wenn eine Arbeit mehrmals abgelehnt wird, sollte man das Arbeitslosengeld streichen, dann müßte der Betroffene arbeiten gehen. Außerdem sollte man das Arbeitslosengeld nicht nach zu kurzer Arbeitszeit bereits gewähren. Es gebe Leute, die gingen drei Monate auf eine Baustelle, bei der sie auch Trennung kassieren, und den Rest des Jahres würden sie nichts tun, weil sie ein hohes Arbeitslosengeld kassieren.

Auf die letzte gemeldete Maurerstelle sei kein einziger Bewerber gekommen, obwohl vom Arbeitsamt 10 Leute geschickt worden wären. Auf das Inserat hin seien schon welche gekommen, aber die stammten von so weit auswärts, daß es verkehrstechnische Probleme gegeben hätte. Hilfskräfte kämen sich zwar vorstellen, aber man könne nicht sagen, ob sie auch zu arbeiten beginnen. *Wir haben zum Schluß schon gewettet, wer kommt denn morgen? Und die reden und: Gott sei Dank, daß ich wieder arbeiten kann, und eine Freude haben sie und strahlen – und dann kommen sie nicht.* Der letzte wäre allerdings geblieben, das sei ein Burgenländer gewesen; aber vorher sei kein einziger gekommen. Zum Großteil seien es Arbeitslose, die sich vorstellen kommen, Jobwechsler seien seltener. Anstellungskriterien gebe es keine besonderen, man sehe dann bei der Arbeit, ob er sich bewähre. Alter

sei gleichgültig, die geographische Herkunft sei nur insofern von Bedeutung, daß er um sieben Uhr bei der Arbeit sein müsse. Man habe aber einen Bus, der in die Südoststeiermark fahre und die Leute einsammle.

Gute Erfahrungen habe man mit den Ausländern, weil der Ausländer *den Ernst erfaßt. Und unsere glauben, sie können feiern, dem ist das ja wurscht, weil dann hört er auf, dann geht er stampeln.* Die Leute wollen einfach nicht, lautet der Tenor aller vier Interviewteilnehmer. Ablehnen würden sie Leute, wenn z.B. einer sagt, sein Arzt habe ihm verboten, mehr als 20 Kilo zu heben. Manche dürften auf kein Gerüst steigen, andere wiederum verträgen keinen Staub. Ein anderer wieder sei gekommen und wollte schon zu arbeiten anfangen, aber an diesem Tag könne man *eh gleich Schlechtwetter machen.* Viele erschienen auch alkoholisiert, *wo die Fahne zuerst reinkommt und dann die Leute.* Die kämen auch gleich mit dem Taxi, weil sie es sich leisten könnten. Wenn jemand an Arbeit interessiert sei, ginge er sich nicht betrunken vorstellen. Das Auftreten oder die Ausdrucksfähigkeiten spielen bei der Einstellung keine Rolle.

Die Zumutbarkeitsbestimmungen sind nicht genau bekannt, *so genau weiß man nicht Bescheid.* Einen Facharbeitermangel gebe es sicher, was an der Lehrlingsausbildung liege. Die Gesetze seien dagegen, *daß wir Lehrlinge ausbilden.* Es werde zuwenig praxisbezogen gelernt, deswegen sei auch das Interesse nicht da. Dann würden die Leute von einer Gemeinde oder vom öffentlichen Dienst abgeworben. Durch Berufsschule, Urlaub und Krankenstand sei der Lehrling auch nie da, *er kann nichts mehr lernen, wenn er auch wollte. Das wird durch die ganzen Gesetze verhindert.* Nach der Lehre gingen sie dann zum Bundesheer, was ebenfalls schlecht sei, weil viele sich dann überlegen würden, ob sie diesen Beruf überhaupt ausüben sollen. Beim Bundesheer würden die Leute dazu erzogen, meint Herr Wald, daß sie nichts mehr tun wollen. Frau Müller sieht die Ableistung des Bundesheeres hingegen als Staatsbürgerpflicht.

## Die Handelsfirma Krammer (U16)

Die Firma Krammer ist ein Einzelhandelsunternehmen mit einigen Filialen und einem großen Versandhaus. In diesem Unternehmen sind zwischen 2.800 und 3.000 Personen beschäftigt, wie Frau Bürger aus der Personalabteilung erzählt. Die Firma stellt im Bürobereich auch ohne Bedarf Handelsakademieabsolventen ein, um sie für eine spätere Tätigkeit einzuschulen. Diese Mitarbeiter durchlaufen alle Bereiche und lernen so das Geschäft kennen. Außerdem werden auch Bürolehrlinge ausgebildet, wodurch immer ein gewisser Bestand an Bürokräften vorhanden ist, der eventuell auftretende Lücken schließen kann. Nur in der Weihnachtszeit müssen aushilfsweise einige Datatypistinnen eingestellt werden, um dieses Geschäft abdecken zu können.

Schwierigkeiten gebe es aber bei der Besetzung von Stellen für Lagerarbeiter, was auch damit zusammenhängen könne, daß der Handelsberuf als frauenspezifisch gelte. Deshalb müßten im Lagerbereich Stellen mit Frauen besetzt werden, die sie sonst eigentlich mit

Männern abdecken würden, wobei Frau Bürger als Beispiel eine Staplerfahrerin erwähnt. Ein Problem liege auch beim Gehalt, weil nach dem Schema des Handels bezahlt werde und das sei für ausgebildete Professionisten oft zuwenig. Momentan könnten sicherlich 3-5 Lagerarbeiter auf längere Sicht angestellt werden. Der Tätigkeitsbereich erstreckte sich dabei von Fließbandarbeit, über Wareneinnahme und Warenausgabe bis zur Verpackung. Grundsätzlich würden sowohl Bürokräfte als auch Lagerarbeiter nach dem Kollektivvertrag entlohnt. Zusätzliche finanzielle Anreize wären ein Personalrabatt von 15% auf nahezu alle Waren und ein verbilligtes Mittagsmenü, das 24 Schilling kostet. Die Dienstzeit richte sich nach dem Ort des Einsatzes; wer mit Kunden zu tun habe, müsse zwischen acht und 18 Uhr von Montag bis Freitag und Samstag bis 13 Uhr arbeiten, wobei es eine Turnusregelung gebe, die im Monat zwei ganze Tage und einen Samstag frei vorsehe. Im Außenlager, das mit dem Verkauf nicht direkt zu tun habe, arbeite man von 7 Uhr 30 bis 17 Uhr und habe freitags ab Nachmittag frei. Überstunden würden nur bei Bedarf gemacht, Gleitzeit gebe es nur in bestimmten kleineren Gruppen wie der EDV. Die Anstellungsdauer könne durchaus lange sein, aber man schließe nach dem Probemonat befristete Verträge auf ein oder eineinhalb Jahre.

Bei Inseraten nenne man die Tätigkeit und erwähne auch, wenn es sich um eine Saisonstelle handle, damit die Leute wissen, ob es sich um eine kurzfristige oder längerfristige Arbeit handelt. Beim Arbeitsamt sieht Frau Bürger das Problem darin, daß es dort keine direkte Bezugsperson mehr gibt, sondern daß alle Namenshalter alle Sparten abdeckten. Eigentlich würde sie sich eine Vorauswahl wünschen, was aber nicht funktioniere, denn von den Anfragen über das Arbeitsamt seien *mehr als zwei Drittel nicht zu verwenden*. Außerdem kämen über das Arbeitsamt sehr viele arbeitsunwillige Leute, weil sie nachweisen müßten, *daß sie hier waren*. Mundpropaganda sei eine zusätzliche Möglichkeit, Leute zu finden. Auf die Schwierigkeiten, Lagerarbeiter zu finden, reagiere man mit Inseraten; weiters besetze man gewisse Stellen vorübergehend mit Studenten.

Auf ein Inserat bei den Lagerarbeitern melden sich ca. 25 oder 30 Personen, von denen dann 12 bis 15 einen Bewerbungsbogen ausfüllen und sich somit wirklich bewerben. Beim letzten Mal habe man das Arbeitsamt gar nicht mehr eingeschaltet, weil der Aufwand viel zu groß sei. Das Alter sei kein Einstellungskriterium, man nehme auch 50jährige, wenn sie so gesund sind, daß sie die angestrebte Tätigkeit verrichten können. In gewissen Bereichen würde man auch umschulen, aber nicht dort, wo ohnehin genug Angebot da sei, wie beispielsweise im Verkauf. Die Ausbildung, die verlangt wird, hängt ebenfalls vom Einsatzbereich ab, lediglich die Hilfskräfte benötigten keine Ausbildung.

Ablehnungsgründe von ihrer Seite gebe es verschiedene. Z.B. wenn jemand mit der Dienstzeit Probleme habe oder wenn er in einer Firma gearbeitet hat, die ähnlich strukturiert ist und er deshalb weggegangen sei. Dann müsse selbstverständlich die jeweilige Qualifikation stimmen. Das Auftreten spiele bei älteren Menschen vielleicht eine Rolle, jüngere seien noch formbar und deswegen sei man hier großzügig.

Die Arbeitsunwilligkeit merke sie ganz allgemein, wenn jemand eine Arbeit nicht annehme. Da glaube sie, nütze dieser Mensch alle Möglichkeiten aus, bis er arbeiten geht. Es

sei für ihn wohl günstiger, *die Arbeitslose zu beziehen, braucht keine, kein Geld, um zur Arbeit zu fahren, und kann vielleicht eben privat arbeiten und hat weiter seinen Versicherungsschutz und alles andere.* Die Höhe der Unterstützungszahlungen kenne sie nicht, aber irgendwie müsse es damit zusammenhängen, *sonst würden die Leute ja arbeiten gehen.* Eine Senkung des Arbeitslosengeldes könnte daher ein Anreiz sein, vielleicht auch eine andere Arbeit anzunehmen. Die Zumutbarkeitsbestimmungen kenne sie nicht, darum habe sie sich eigentlich nie gekümmert. Den Facharbeitermangel könne sie nicht beurteilen, weil sie nur eine kleine Gruppe von Facharbeitern beschäftigten.

# Leitfaden für die Kurzinterviews

## Familiendiagramm

Wer wohnt im Haushalt

Berufliche Stellung der Haushaltsmitglieder

## Informationsfragen:

Facharbeitermangel

Höhe der Unterstützungszahlungen

Zumutbarkeit und Berufsschutz

Was kann man gegen die Arbeitslosigkeit tun?

## Einstellungen:

Gründe für den Facharbeitermangel

Arbeitsunwilligkeit

Berufsschutz

## Wörtliche Frage:

"Wir haben jetzt sehr viel über Arbeitslosigkeit gesprochen - kennen Sie eigentlich jemanden, der davon betroffen ist?"

"Man hört angeblich in Gasthäusern, daß jemand damit prahlt, wieviel Arbeitslosenunterstützung er bekommt?"

Was denken Sie von jenen Leuten, die vor dem Arbeitsamt stehen?"

"Gibt es vielleicht einen Arbeitslosen in Ihrer näheren Umgebung?"

Kenntnis aus erster oder zweiter Hand  
Erfahrungen aus der Siedlung  
Verwandte oder Bekannte

## Arbeitskarriere

Ausbildung  
Berufsweg  
eigene Arbeitslosigkeit

# Interviewpartner der "nichtarbeitslosen" Population<sup>1</sup>

I1: Betreuerin bei Jugend am Werk, 42 Jahre, verh., drei Kinder.

I2: Schlosser in Pension, 71 Jahre, verh.

I3: Postbeamtin - Revident in Ruhestand, 45 Jahre, ein Sohn.

I4: Pensionistin, 55 Jahre, verh.

I5: AHS-Lehrerin, 40 Jahre.

I6: Hausfrau und Pensionistin, 85 Jahre, eine Tochter.

I7: Pensionierter Werkstoffprüfer, 64 Jahre, verh.

I8: Hausfrau und Teilzeitaufräumerin, 45 Jahre, verh.

I9: Pfarrsekretär, 56 Jahre, verh., eine Tochter.

I10: Bauspengler, 32 Jahre, verh., drei Kinder.

I11: Hausmeisterin, 32 Jahre, verh., drei Kinder.

I12: Arbeitsuchende und Hausfrau, 58 Jahre, verh.

I13: Brauereiangestellter, 58 Jahre, verh.

I14: Malerlehrling, 16 Jahre.

I15: Angestellter bei der P V A in Pension, 65 Jahre, verh.

I16: Raumpflegerin in Pension, 74 Jahre, verh.

I17: Frühpensionistin, 47 Jahre, verh., zwei Kinder.

I18: Schlosser in Pension, 56 Jahre, verh.

I19: Kochlehrling, 18 Jahre.

I20: Großhandelskaufmannslehrling, 17 Jahre.

I21: Maurer, Schmelzer, Zimmerer, 29 Jahre, verh., zwei Kinder.

I22: Hausbesorgerin, 46 Jahre, verh., ein Sohn.  
Koch/Kellnerlehrling, 17 Jahre.

I23: Installateur, 44 Jahre, verh., ein Sohn.

I24: Versicherungsakquisiteurin, 45 Jahre, eine Tochter.

I25: Magistratsbeamtin, 40 Jahre.

I26: Hausfrau, 42 Jahre, verw., ein Sohn.  
Baukaufmann, 21 Jahre.

I27: Installateur, 40 Jahre.

I28: Pensionistin, 69 Jahre.

I29: Hausfrau und arbeitslos, 30 Jahre, gesch., zwei Kinder.

I30: Bauspengler, 53 Jahre, verh.

I31: Beamtin, 54 Jahre, verh.  
Beamter, 52 Jahre, verh.

I32: Hausfrau und Tagesmutter, 63 Jahre, verh., ein Sohn.

I33: Hausfrau, 45 Jahre, verh., ein Sohn.

I34: Buchbinder, 47 Jahre, verh., ein Sohn.

I35: Pensionistin, 74 Jahre.

I36: Postbeamter, 50 Jahre, verh.  
Hausfrau, 50 Jahre, verh.

I37: Hauptschullehrer, 28 Jahre.

I38: Magistratsbeamter, 28 Jahre.



I39: Pensionistin, 65 Jahre, verh.

I40: Werkzeugausgeber, 43 Jahre, verh.

I41: Versicherungsangestellter, 36 Jahre.

I42: Studentin der Psychologie, 28 Jahre.

I43: Schneidermeister i.R., 79 Jahre, verh., eine Tochter.

I44: Hausfrau, 26 Jahre, verh., drei Kinder.

I45: Magistratsbeamter, 55 Jahre, verh., ein Sohn.

Hausfrau, 56 Jahre, verh., ein Sohn.

I46: Aufräumerin und Hausfrau, 50 Jahre, verh., fünf Kinder.

I47: Student, 25 Jahre.

<sup>1</sup> Die Angaben stammen von den Interviewpartnern, wobei die Kinder meist nur angegeben wurden, wenn sie noch im gemeinsamen Haushalt lebten. Einige Interviews wurden auch als Paarinterviews geführt, wobei z.B. Mann und Frau oder Mutter und Sohn gleichzeitig interviewt wurden.

# Glossar zur Arbeitslosenversicherung<sup>1</sup>

## **Arbeitslosengeld:**

Das ALG ist als Existenzsicherung für die Zeit der Arbeitssuche gedacht. Anspruch hat, wer arbeitsfähig, arbeitswillig und arbeitslos ist, die Anwartschaft erfüllt und die Bezugsdauer noch nicht erschöpft hat. Das ALG besteht aus dem Grundbetrag und allfälligen Familienzuschlägen. Der Grundbetrag richtet sich nach der Höhe des Verdienstes in den der Arbeitslosigkeit vorangegangenen 26 Wochen (letzten 6 Monaten) und beträgt im Jahr 1992 zwischen öS 53,50 (Lohnklasse 1) und öS 396,- (Lohnklasse 106) täglich. Das entspricht bei den niedrigsten Einkommen ca. 60% des letzten Bruttoverdienstes, bei den höchsten Einkommen ca. 40%. Der höchstmögliche Monatsbezug ohne Zuschläge beträgt daher öS 12.276 bei 31 Tagen. Dazu gebührt ein Familienzuschlag in der Höhe von öS 21,70 täglich für jeden Angehörigen, für dessen Unterhalt der Arbeitslose wesentlich aufkommt. Das ALG wird je nach Dauer der vorangegangenen arbeitslosenversicherungspflichtigen Beschäftigung für 20 oder 30 Wochen zuerkannt. Diese Dauer erhöht sich, wenn der Arbeitslose zum Zeitpunkt der Geltendmachung des Anspruches auf ALG erstens das 40. Lebensjahr vollendet hat und innerhalb der letzten 10 Jahre 312 Wochen arbeitslosenversicherungspflichtig beschäftigt war, auf 39 Wochen, zweitens das 50. Lebensjahr vollendet hat und innerhalb der letzten 15 Jahre 468 Wochen arbeitslosenversicherungspflichtig beschäftigt war, auf 52 Wochen. Besucht ein Arbeitsloser im Rahmen einer Arbeitsstiftung eine Schulungsmaßnahme, verlängert sich diese Bezugsdauer um maximal 2 bzw. 3 Jahre. In durch Verordnung festgelegten Regionen gebührt Arbeitslosen, die mindestens 50 Jahre alt sind, in den letzten 25 Jahren 15 Jahre arbeitslosenversicherungspflichtig beschäftigt waren und die sonstigen speziellen Voraussetzungen erfüllen, 4 Jahre Arbeitslosengeld.

## **Notstandshilfe:**

Die NH ist eine Leistung, die nicht ausschließlich auf dem Versicherungsprinzip beruht. Daher gibt es hier im Gegensatz zum Arbeitslosengeld Bestimmungen über die Anrechnung von Einkommen des Ehepartners (Lebensgefährten/Lebensgefährtin). Besonders wichtig ist deshalb die rechtzeitige Meldung jeder Veränderung der wirtschaftlichen Verhältnisse des Notstandshilfebeziehers und seines mit ihm im gemeinsamen Haushalt lebenden Ehepartners (Lebensgefährten/Lebensgefährtin). Die NH beträgt 95% des Grundbetrages des ALG, wenn der vorher bezogene Grundbetrag des ALG den Ausgleichszulagenrichtsatz von öS 6.500,- monatlich (1992) nicht übersteigt. In den übrigen Fällen gebühren als NH 92% des Grundbetrages des Arbeitslosengeldes. Die NH gebührt zeitlich unbegrenzt, sie wird jedoch jeweils für maximal 39 Wochen bewilligt. Danach ist neuerlich

ein Antrag auf NH zu stellen. Jeder Österreicher kann nach Erschöpfung des Anspruchs auf ALG oder Karenzurlaubsgeld die NH beantragen. Ausländische Staatsbürger können NH beziehen, wenn sie einen Befreiungsschein besitzen bzw. wenn dies ein zwischenstaatliches Abkommen mit ihrem Heimatstaat vorsieht. Als weitere Voraussetzungen für den Bezug von NH gelten Arbeitsfähigkeit, Arbeitswilligkeit und Arbeitslosigkeit, und es muß Notlage vorliegen. Bei der Beurteilung der Notlage wird auf die wirtschaftlichen Verhältnisse des Antragstellers und seines im gemeinsamen Haushalt lebenden Ehepartners (Lebensgefährten/Lebensgefährtin) Bedacht genommen.

### **Pensionsvorschuß:**

Der Pensionsvorschuß gebührt bei Beantragung a) einer Invaliditäts-, Berufsunfähigkeits- oder dauernden Erwerbsunfähigkeitspension, b) einer Alterspension und c) eines Sonderruhegeldes (nach dem Nachtschicht-Schwerarbeitsgesetz). Anspruch hat, wer die Voraussetzungen für das ALG oder die NH – abgesehen von der Arbeitsfähigkeit bzw. Arbeitswilligkeit – erfüllt und eine derartige Pension beantragt hat. Der Pensionsvorschuß wird in der Höhe des ALG bzw. der NH, maximal in der durchschnittlichen Pensionshöhe gewährt. Liegt dem Arbeitsamt eine schriftliche Mitteilung des Sozialversicherungsträgers vor, daß die zu erwartende Pension höher oder niedriger sein wird, ist der Pensionsvorschuß entsprechend zu erhöhen oder zu vermindern.

### **Krankenversicherung:**

Die Bezieher von ALG, NH, Karenzurlaubsgeld, Sondernotstandshilfe und Pensionsvorschuß sind während des Bezuges krankenversichert. Dem Leistungsbezieher und seinen Familienangehörigen werden durch die Krankenkasse die gleichen Leistungen gewährt, wie sie Personen zustehen, die auf Grund eines Dienstverhältnisses krankenversichert sind. Auch Arbeitslose, deren Arbeitslosengeld wegen Gewährung einer Urlaubsentschädigung (Urlaubsabfindung) ruht, sind krankenversichert. Wer keine Leistung aus der Arbeitslosenversicherung erhält, ist auch nicht in die Krankenversicherung für Arbeitslose einbezogen.

### **Allgemeine Sonderunterstützung:**

Die allgemeine SU wurde geschaffen, um älteren Arbeitnehmern, die arbeitslos werden, den Übergang in die Alterspension zu erleichtern. Anspruch haben Männer ab dem 59. Lebensjahr und Frauen ab dem 54. Lebensjahr, wenn sie die Anspruchsvoraussetzungen für das ALG erfüllen, in den letzten 25 Jahren 180 Monate arbeitslosenversicherungspflichtig beschäftigt waren und die zeitlichen Voraussetzungen für die Gewährung einer Alterspension erfüllen. Diese SU ist in der Höhe des ALG zuzüglich 25%, nicht jedoch

über die Höhe einer fiktiven Pension zu gewähren. Sie gebührt bis zum Anfall der vorzeitigen Alterspension wegen Arbeitslosigkeit.

**Bergbau-Sonderunterstützung:**

Die Bergbau-Sonderunterstützung für ältere Dienstnehmer aus dem Kohlenbergbau und besonderen knappschaftlichen Betrieben. Anspruch haben Männer ab dem 55. Lebensjahr und Frauen ab dem 50. Lebensjahr, wenn sie vor Eintritt der Arbeitslosigkeit in einem der angeführten Betriebe beschäftigt waren und die zeitliche Voraussetzung für die Gewährung einer Alterspension erfüllen. Diese SU ist je nach Versicherungszugehörigkeit der in Betracht kommenden Personen in der Höhe der Invaliditäts-, Berufsunfähigkeits-, Knappschaftsvoll- bzw. der Erwerbsunfähigkeitspension nach den gesetzlichen Bestimmungen einschließlich allfälliger Kinderzuschüsse zu gewähren. Sie gebührt bis zum Anfall einer Pension aus dem Versicherungsfall des Alters.

**Gebührenbefreiungen:**

Bezieher von Leistungen aus der Arbeitslosenversicherung können sofort nach Abgabe ihres Antrages auf ALG (Karenzurlaubsgeld) um Befreiung von der Fernsprechrundgebühr und von der Rundfunk- bzw. Fernseh-Rundfunkgebühr beim Postamt ansuchen. Hiefür ist ein Mittellosigkeitszeugnis erforderlich, das vom Gemeindeamt oder Magistrat unter Vorweis der Bestätigung über die Antragsabgabe beim Arbeitsamt ausgestellt wird.

**Wohnbeihilfe:**

Bezieher von Leistungen aus der ALV können unter bestimmten Voraussetzungen vom Amt der Landesregierung (oder dem zuständigen Magistrat) eine Wohnbeihilfe erhalten. Die Voraussetzungen hiefür sind in den einzelnen Bundesländern unterschiedlich geregelt. Der Antrag auf Wohnbeihilfe kann sofort nach Abgabe des Antrages auf ALG (Karenzurlaubsgeld) gestellt werden. Bei der Antragstellung auf Wohnbeihilfe ist die Bestätigung des Arbeitsamtes über die Antragsabgabe vorzulegen.

**Arbeitswilligkeit:**

Arbeitswillig ist, wer bereit ist, eine durch das Arbeitsamt vermittelte zumutbare Beschäftigung anzunehmen oder sich zum Zwecke beruflicher Ausbildung nach- und umschulen zu lassen oder von einer sonst sich bietenden Arbeitsmöglichkeit Gebrauch zu machen.

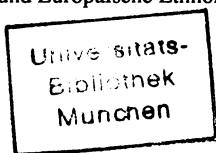
**Zumutbarkeit:**

Zumutbar ist eine Beschäftigung, die den körperlichen Fähigkeiten des Arbeitslosen angemessen ist, seine Gesundheit und Sittlichkeit nicht gefährdet, angemessen entlohnt ist und dem Arbeitslosen eine künftige Verwendung in seinem Beruf nicht wesentlich erschwert. Die letzte Voraussetzung bleibt bei der Beurteilung, ob die Beschäftigung zumutbar ist, außer Betracht, wenn der Anspruch auf den Bezug des Arbeitslosengeldes erschöpft ist und keine Aussicht besteht, daß der Arbeitslose in absehbarer Zeit in seinem Beruf eine Beschäftigung findet. Eine Beschäftigung außerhalb des Wohn- oder Aufenthaltsortes des Arbeitslosen ist zumutbar, wenn hiedurch die Versorgung seiner Familienangehörigen, zu deren Unterhalt er verpflichtet ist, nicht gefährdet wird und am Orte der Beschäftigung, wenn eine tägliche Rückkehr an den Wohnort nicht möglich ist, entsprechende Unterkunftsmöglichkeiten bestehen. Zumutbar ist eine Beschäftigung auch dann, wenn der Arbeitslose eine Beschäftigungszusage von einem anderen Unternehmen hat. Wenn der Arbeitslose sich weigert, eine ihm vom Arbeitsamt zugewiesene zumutbare Beschäftigung anzunehmen oder die Annahme einer solchen Beschäftigung vereitelt, verliert er für die Dauer der Weigerung, jedenfalls aber für die Dauer der auf die Weigerung folgenden vier Wochen den Anspruch auf Arbeitslosengeld. Das gleiche gilt, wenn der Arbeitslose sich ohne wichtigen Grund weigert, einem Auftrag zur Nach(Um)schulung zu entsprechen oder durch sein Verschulden den Erfolg der Nach(Um)schulung vereitelt.

<sup>1</sup> Alle Angaben stammen aus den folgenden Unterlagen: Kurzinformationen über Versicherungsleistungen der Arbeitsmarktverwaltung 1992, hgg. vom Bundesministerium für Arbeit und Soziales, Wien 1992. Arbeitslosenversicherungsgesetz – Sonderunterstützungsgesetz, Wien 1984; die Novellierungen wurden entsprechend den Angaben aus den Bundesgesetzblättern 1984ff. berücksichtigt.

## Zur Person des Autors:

Johannes Moser stammt aus Eisenerz/Steiermark, studierte Volkskunde (Mag.phil.1987; Dr.phil.1993) an der Universität Graz und absolvierte ein Postgraduiertenstudium aus Soziologie am Institut für Höhere Studien in Wien (1990-1992). Seit 1987 Mitarbeit an diversen Forschungsprojekten vor allem im Büro für Sozialforschung (Leiter: Christian Fleck & Hans Georg Zilian), seit 1990 Lektor am Institut für Volkskunde der Universität Graz, ebendort Vertragsassistent, seit dem Sommer 1993 wissenschaftlicher Assistent am Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Frankfurt am Main.



# Publikationen des Ludwig Boltzmann Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung

Anton Pelinka

## *Stand oder Klasse?*

Die christliche Arbeiterbewegung Österreichs 1933 bis 1938.  
*vergriffen*

Herbert Steiner

## *Käthe Leichter.*

Leben und Werk  
*vergriffen*

Karl R. Stadler

## *Opfer verlorener Zeiten*

Geschichte der Schutzbund-Emigration  
1934. Vorwort von Bruno Kreisky.  
1974, 400 S., DM 28,-, S 198,-

## *"Geschichte und Gesellschaft"*

### *Festschrift für Karl R. Stadler*

Hrsg. v. G. Botz, H. Hautmann  
und H. Konrad.

Vorwort von Christian Broda.  
1974, 581 S., DM 45,-, S 320,-

Wolfgang Neugebauer

## *Bauvolk der kommenden Welt*

Geschichte der sozialistischen Jugendbewegung in Österreich  
*vergriffen*

Inez Kykal/Karl R. Stadler

## *Richard Bernaschek - Odyssee eines Rebellen*

1976, 320 S., DM 28,-, S 198,-

Erwin Weissel

## *Die Ohnmacht des Sieges*

Arbeiterschaft und Sozialisierung nach  
dem Ersten Weltkrieg in Österreich.  
1976, 468 S., DM 38,-, S 268,-

Ludger Rape

## *Die österreichischen Heimweh- ren und die bayerische Rechte 1920-1923*

*vergriffen*

Friedrich Scheu

## *Humor als Waffe*

Politisches Kabarett in der Ersten Republik. Vorwort Hertha Firnberg.  
1978, 304 S. Text und 16 S. Bildteil, DM 32,-, S 228,-

G. Botz/H. Hautmann/H. Konrad/  
J. Weidenholzer (Hrsg.)

## *Bewegung und Klasse*

Studien zur österreichischen Arbeitergeschichte. 10 Jahre Ludwig Boltzmann Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung. Vorwort von Hertha Firnberg.  
1978, 848 S., DM 93,-, S 650,-

Karl Schneller

## *Gefangenschaft*

Ein Buch Sonette.  
Vorwort von Franz Taucher.  
1978, 200 S., DM 21,-, S 148,-

Ernst Hanisch

## *Der kranke Mann an der Donau*

Marx und Engels über Österreich.  
Vorwort von Eduard März.  
1978, 440 S., DM 52,-, S 368,-

Helmuth Konrad

## *Widerstand an Donau und Mol- dau*

KPÖ und KSC zur Zeit des Hitler-Stalin-Pakts.  
Vorwort von Karl R. Stadler.  
1978, 352 S., DM 38,-, S 268,-

Michael Genner

*Mein Vater Laurenz Genner*

Ein Sozialist im Dorf  
vergriffen

Ernst Papanek

*Die Kinder von Montmorency*

1980, 224 S. u. 8 S. Bildteil, DM 28,-, S 198,-

Helmut Konrad

*Das Entstehen der Arbeiterklasse in Oberösterreich*

1981, 520 S., DM 65,-, S 450,-

Ernst Glaser

*Im Umfeld des Austromarxismus*

Ein Beitrag zur Geistesgeschichte des österreichischen Sozialismus.  
vergriffen

Karl R. Stadler

*Adolf Schärf*

*Mensch - Politiker - Staatsmann*

Vorwort von Bruno Kreisky.  
1982, 567 S., DM 74,50, S 520,-

H.Konrad/W.Neugebauer

(Hrsg.)

*Arbeiterbewegung - Faschismus - Nationalbewußtsein*

Geleitwort von Hertha Firnberg und Bruno Marek.

1983, 493 S., DM 72,-, S 498,-

Helmut Konrad (Hrsg.)

*Geschichte als demokratischer Auftrag*

Karl R. Stadler zum 70. Geburtstag. Mit Beiträgen von Hertha Firnberg, Christian Broda und neun Mitarbeitern.

1983, 327 S., DM 68,-, S 450,-

G.Botz/K.R.Stadler/J.Weidenholzer (Hrsg.)

*Perspektiven und Tendenzen in der Sozialpolitik*

Oswin Martinek zum 60. Geburtstag.

1984, 285 S., DM 36,-, S 249,-

Altmüller/Konrad/Pelinka/Ravy/Stieg (Hrsg.)

*Festschrift - Mélanges - Felix Kreissler*

1985, 266 S., DM 42,-, S 298,-

Josef Weidenholzer

*Der sorgende Staat*

Zur Entwicklung der Sozialpolitik von Joseph II. bis Ferdinand Hanusch.

1985, 366 S., DM 69,-, S 480,-

Karl R. Stadler (Hrsg.)

*Sozialistenprozesse*

Politische Justiz in Österreich 1870-1936.

1986, 527 S., DM 58,-, S 389,-

Friedhelm Boll (Hrsg.)

*Arbeiterkulturen zwischen Alltag und Politik*

Beiträge zum europäischen Vergleich in der Zwischenkriegszeit.

1986, 243 S., DM 35,70, S 250,-

H.Hummer/R.Kannonier/

B.Kepplinger (Hrsg.)

*Die Pflicht zum Widerstand*

Festschrift Peter Kammerstätter zum 75.

Geburtstag

vergriffen

Hans Hautmann

*Geschichte der Rätebewegung in Österreich 1918-1924*

1987, 815 S., DM 83,-, S 528,-

Ingrid Bauer (Hrsg.)

*Von der alten Solidarität zur neuen sozialen Frage*

Ein Salzburger Bilderlesebuch.

1988, 240 S., mit 132 Fotos, DM 40,-, S 288,-

Felix Kreissler (Hrsg.)

*Fünzig Jahre danach - Der "Anschluß" von innen und außen gesehen*

Beiträge zum Internationalen Symposium von Rouen 29. Februar - 4. März 1988.

1989, 304 S., DM 42,-, S 298,-



R.G.Ardelt/H.Hautmann (Hrsg.)  
*Arbeiterschaft und Nationalsozialismus in Österreich*

In memoriam Karl R. Stadler.  
1990, 728 S., DM 58,-, S 388,-

Helmut Konrad/Arne Andersen  
(Hrsg.)

*Ökologie, technischer Wandel  
und Arbeiterbewegung*

ITH-Tagungsberichte, Band 26  
1990, 276 S., DM 42,-, S 398,-

Helmut Konrad (Hrsg.)

*"Daß unsre Greise nicht mehr  
betteln gehn!"*

Sozialdemokratie und Sozialpolitik im  
Deutschen Reich und in Österreich-  
Ungarn 1880-1914  
1991, 172 S., DM 35,-, S 248,-

Heidemarie Uhl

*Geschichte der steirischen  
Kammer für Arbeiter und Ange-  
stellte in der Ersten Republik*

Unter Mitarbeit von Ursula Leiner  
1991, 337 S., DM 40,-, S. 288,-

Winfried R. Garscha/Stefan  
Weigang (Hrsg.)

*Arbeiterbewegung - Kirche -  
Religion*

ITH-Tagungsberichte, Band 27  
*vergriffen*

Leopold Spira

*Kommunismus adieu*

Eine ideologische Biographie  
Mit einem Nachwort von Zdenek Mlynar.  
1992, 161 S., DM 29,-, S 198,-

Manfred Lechner/Peter Wilding  
(Hrsg.)

*"Andere" Biographien und ihre  
Quellen.*

Biographische Zugänge zur Geschichte  
der Arbeiterbewegung. Ein Tagungsbe-  
richt  
1992, 176 S., DM 35,-, S 248,-

R.G.Ardelt/E.Thurner (Hrsg.)

*Bewegte Provinz*

Arbeiterbewegung in mitteleuropäischen  
Regionen vor dem Ersten Weltkrieg  
1992, 413 S., DM 58,-, S 388,-

Helmut Konrad (Hrsg.)

*Arbeiterbewegung in einer ver-  
änderten Welt*

ITH-Tagungsberichte, Band 28  
1992, 216 S., DM 35, S 248,-

**Gemeinsam mit dem  
VEREIN FÜR GESCHICHTE  
DER ARBEITERBEWEGUNG**

Karl Renner

*Eine Bibliographie*

Zusammengestellt von Hans Schroth, un-  
ter Mitarbeit von E.Spielmann, G.Silvestri  
und E.K.Herlitzka.  
Einleitung von K.R.Stadler: "Karl Renner:  
der Mann und sein Werk"  
*vergriffen*

**SCHRIFTENREIHE DES  
LUDWIG BOLTZMANN IN-  
STITUTS FÜR GESCHICHTE  
DER ARBEITERBEWEGUNG**

Band 1:

Gerhard Botz

*Die Eingliederung Österreichs  
in das Deutsche Reich*

Planung und Verwirklichung des politisch-  
administrativen Anschlusses 1938-1940.  
1988, 3.Aufl., 196 S., DM 21,-, S 148,-

Band 2:

H.Schroth/H.Exenberger

*Max Adler. Eine Bibliographie*

Geleitwort von Hertha Firnberg.  
1973, 64 S., DM 19,-, S 128,-

Band 3:

Otto Staininger (Hrsg.)

*Ferdinand Hanusch*

Ein Leben für den sozialen Aufstieg (1866  
bis 1923)  
*vergriffen*

Band 4:

H. Hautmann/R. Kropf

*Die österreichische Arbeiterbe-  
wegung vom Vormärz bis 1945*

Sozialökonomische Ursprünge ihrer Ideo-  
logie und Politik. Vorwort von Karl R.  
Stadler.  
1978, 3. Aufl., 220 S., DM 21,-, S 148,-

Band 5:

John Bunzl

*Klassenkampf in der Diaspora*

Zur Geschichte der jüdischen Arbeiterbe-  
wegung  
*vergriffen*

Band 6:

G. Botz/G. Brandstetter/M. Pollak

*Im Schatten der Arbeiterbewe-  
gung*

Zur Geschichte des Anarchismus in  
Österreich und Deutschland.  
*vergriffen*

Band 7:

Hans Schroth

*Verlag der Wiener Volksbuch-  
handlung 1894-1934*

Eine Bibliographie  
Geleitwort von Bruno Kreisky  
1977, 64 S., DM 19,80, S 128,-

Band 8:

Franz West

*Die Linke im Ständestaat Öster-  
reich*

Revolutionäre Sozialisten und Kommuni-  
sten 1934-1938.  
Vorwort von Karl R. Stadler.  
1978, 356 S., DM 32,-, S 228,-

Band 9:

Helmut Konrad (Hrsg.)

*Sozialdemokratie und "An-  
schluß"*

Historische Wurzeln - Anschluß 1918 und  
1938 - Nachwirkungen.  
1978, 152 S., DM 21,-, S 148,-

Band 10:

Josef Außermaier

*Kirche und Sozialdemokratie*

Der Bund der religiösen Sozialisten 1926-  
1934. Nachwort von Josef Weidenholzer.  
1979, 238 S., DM 27,-, S 188,-

Band 11:

Leon Kane

*Robert Danneberg*

Ein pragmatischer Idealist.  
Geleitwort von Bruno Kreisky.  
1980, 196 S., DM 26,-, S 188,-

Band 12:

Josef Weidenholzer

*Auf dem Weg zum "Neuen  
Menschen"*

Bildungs- und Kulturarbeit der österreichi-  
schen Sozialdemokratie in der Ersten  
Republik. Vorwort von Karl R. Stadler.  
1981, 304 S., DM 42,50, S 298,-

## MATERIALIEN ZUR ARBEI- TERBEWEGUNG

Band 1:

Karl Flanner

*Die Anfänge der Wiener Neu-  
städter Arbeiterbewegung 1865  
bis 1868*

Eingeleitet von Eduard März.  
1975, 160 S., DM 11,-, S 80,-

Band 2:

Robert Schwarz

*"Sozialismus" der Propaganda*

Das Werben des "Völkischen Beobach-  
ters" um die österreichische Arbeiter-  
schaft 1938/39. Eingeleitet von Gerhard  
Bolz.  
*vergriffen*

Band 3:

Marie Tidl

*Die Roten Studenten*

Dokumente und Erinnerungen 1938 bis 1945

*vergriffen*

Band 4:

Helmut Konrad

*Nationalismus und Internationalismus*

Die österreichische Arbeiterbewegung vor dem Ersten Weltkrieg

*vergriffen*

Band 5:

Roman Rosdolsky

*Die Bauernabgeordneten im Konstituierenden Österreichischen Reichstag 1848/49*

Einleitung von Eduard März.

1976, 234 S., DM 18,-, S 128,-

Band 6:

Henriette Kotlan-Werner

*Kunst und Volk. David Josef Bach, 1874-1947*

Vorwort von Hertha Firnberg.

1977, 174 S., DM 18,-, S 128,-

Band 7:

Friedrich Vogl

*Widerstand im Waffenrock*

Österreichische Freiheitskämpfer in der Deutschen Wehrmacht 1938 bis 1945.

*vergriffen*

Band 8:

Karl Flanner

*Die Revolution von 1848 in Wiener Neustadt*

*vergriffen*

Band 9:

Gustav Otruba

*Wiener Flugschriften zur Sozialen Frage 1848*

I-Arbeiterschaft, Handwerk und Handel.

1978, 245 S., DM 24,-, S 168,-

Band 10:

Fritz Keller

*Gegen den Strom*

Fraktionskämpfe in der KPÖ - Trotzlisten und andere Gruppen 1919 bis 1945.

Einleitung von Helmut Konrad

*vergriffen*

Band 11:

Franz Seibert

*Die Konsumgenossenschaften in Österreich*

Geschichte - Wirtschaftliche und soziale Funktion - Perspektiven. Einleitung von Josef Weidenholzer.

1978, 202 S., DM 14,-, S 98,-

Band 12:

Karl R. Stadler

*Rückblick und Ausschau*

10 Jahre Ludwig Boltzmann Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung.

1978, 140 S., DM 10,-, S 68,-

Band 13:

Gerhard Oberkofler

*Die Tiroler Arbeiterbewegung*

Von den Anfängen bis zum Zweiten Weltkrieg

*vergriffen*

Band 14:

Peretz Merchav

*Linkssozialismus in Europa zwischen den Weltkriegen*

Einleitung von Helmut Konrad.

*vergriffen*

Band 15:

Raimund Löw

*Otto Bauer und die russische Revolution*

*vergriffen*

Band 16:

**Gustav Otruba**

*Wiener Flugschriften zur Sozialen Frage 1848*

II-Hof und Adel/Klerus und Kirchen/Bürokratie/Militärs/Bürger und Nationalgarde/Studenten und Universitäten/Bauern/Frauen/Juden.

1980, 388 S., DM 24,-, S 168,-

Band 17:

**Reinhard Krammer**

*Arbeitersport in Österreich  
vergriffen*

Band 18:

**Wilhelm Filla**

*Zwischen Integration und Klassenkampf*

Sozialgeschichte der betrieblichen Mitbestimmung in Österreich.

1981, 332 S., DM 24,-, S 168,-

Band 19:

**Reinhard Kannonier**

*Zwischen Beethoven und Eisler*

Zur Arbeitermusikbewegung in Österreich.

1981, 168 S., DM 14,-, S 98,-

Band 20:

**Peter Pelinka**

*Erbe und Neubeginn*

Zur Geschichte der Revolutionären Sozialisten 1934-1938.

Nachwort von Manfred Ackermann.

1981, 314 S., DM 24,-, S 168,-

Band 21:

**Henriette Kotlan-Werner**

*O.F.Kantz und der Schönbrunner Kreis*

Geleitwort von Hertha Firnberg und Hans Matzenauer.

1982, 370 S., DM 26,-, S 188,-

Band 22:

**Brigitte Perfahl**

*Marx oder Lassalle?*

Zur ideologischen Position der österreichischen Arbeiterbewegung 1869-1889. Mit Beiträgen von Helmut Konrad und Hermann Kepplinger.

1982, 327 S., DM 26,-, S 188,-

Band 23:

**Gerhard Oberkofler**

*Der 15. Juli 1927 in Tirol*

Regionale Bürokratie und Arbeiterbewegung. Vorwort von Helmut Konrad. 1982, 182 S., DM 18,-, S 128,-

Band 24:

**Helmut Konrad (Hrsg.)**

*Die deutsche und die österreichische Arbeiterbewegung zur Zeit der Zweiten Internationale*

Protokoll des bilateralen Symposiums DDR-Österreich 1981 in Linz.

1982, 154 S., DM 18,-, S 128,-

Band 25:

**Erich Wittmann**

*Zwischen Faschismus und Krieg*

Die Sozialistische Jugendinternationale 1932-1940. Vorwort von Raimund Löw.

1982, 207 S., DM 21,-, S 148,-

Band 26:

**Arye Gelbard**

*Der jüdische Arbeiter-Bund Rußlands im Revolutionsjahr 1917*

*vergriffen*

Band 27:

**Frank Vanry (Franz Weinreb)**

*Der Zaungast. Lebenserinnerungen*

Einleitung von Helmut Konrad.

1983, 365 S., DM 26,-, S 188,-

Band 28:

**Harald Walser**

*Die illegale NSDAP in Tirol und Vorarlberg 1933-1938*

*vergriffen*

Band 29:

**Reinhard Kannonier**

*Zentralismus oder Demokratie.*

Zur Organisationsfrage in der Arbeiterbewegung.

1983, 188 S., DM 21,-, S 148,-

Band 30:

Karin Maria Schmidlechner  
*Die steirischen Arbeiter im 19.  
Jahrhundert*

Vorwort von Helmut Konrad.  
1983, 394 S., DM 26,-, S 188,-

Band 31:

Karl Flanner  
*Wiener Neustadt im Stände-  
staat*

Arbeiteropposition 1933-1938.  
Vorwort von Johann Stippel.  
1983, 240 S., DM 24,- S 168,-

Band 32:

Michael John  
*Wohnverhältnisse sozialer Un-  
terschieden im Wien Kaiser  
Franz Josephs*

1984, 266 S., DM 24,-, S 168,-

Band 33:

Michael Mesch  
*Arbeiterexistenz in der Spät-  
gründerzeit*

Gewerkschaften und Lohnentwicklung in  
Österreich 1890-1914.  
Einleitung von Eduard März.  
1984, 377 S., DM 26,-, S 188,-

Band 34:

Raimund Löw  
*Der Zerfall der "Kleinen Interna-  
tionale"*

Nationalitätenkonflikte in der Arbeiterbe-  
wegung des alten Österreich (1889-1914).  
1984, 326 S., DM 26,-, S 188,-

Band 35:

H.Konrad/W.Maderthaner  
(Hrsg.)  
*Neuere Studien zur Arbeiterge-  
schichte*

Zum 25jährigen Bestehen des Vereins für  
Geschichte der Arbeiterbewegung.  
1984, 3 Bände, 277, 246, 260 S., DM  
58,-, S 400,-

Band 36:

Gerhard Steger  
*Christ und Gesellschaftliche  
Verantwortung*

Am Beispiel der Katholischen Sozial-  
akademie Österreichs 1958 bis 1980.  
Vorwort von P.Alois Riedlsperger SJ.  
1984, 220 S., DM 24,-, S 168,-

Band 37:

Ernst Panzenböck  
*Ein deutscher Traum*

Die Anschlußidee und Anschlußpolitik bei  
Karl Renner und Otto Bauer.  
1985, 231 S., DM 24,-, S 168,-

Band 38:

Willibald Holzer  
*Politischer Widerstand gegen  
die Staatsgewalt*

Historische Aspekte - Problemstellungen -  
Forschungsperspektiven.  
1985, 206 S., DM 24,-, S 168,-

Band 39:

Fritz Keller  
*Ein neuer Frühling?*

Sozialistische Jugendorganisationen 1945  
bis 1965.  
1985, 246 S., DM 24,-, S 168,-

Band 40:

Wolfgang Speiser  
*Die sozialistischen Studenten  
Wiens 1927-1938*

Vorwort von Heinz Fischer.  
1986, 207 S., DM 24,-, S 168,-

Band 41:

Helmut Konrad (Hrsg.)  
*Imperialismus und Arbeiterbe-  
wegung in Deutschland und  
Österreich*  
*vergriffen*

Band 42:

Gerhard Pfeisinger  
*Die Revolution von 1848 in  
Graz*

1986, 365 S., DM 26,-, S 188,-

Band 43:

Gerhard Oberkofler

*Die Tiroler Arbeiterbewegung*

Von den Anfängen bis zum Ende des 2. Weltkrieges.

Vorwort von Karl R. Stadler.

1986, 2. erw., Auflage von Band 13, 342 S., DM 26,-, S 188,-

Band 44:

Karl Mellacher

*Das Lied im österreichischen Widerstand*

Funktionsanalyse eines nichtkommerziellen literarischen Systems.

1986, 272 S., DM 24,-, S 168,-

Band 45:

Wolfgang Maderthaner (Hrsg.)

*Arbeiterbewegung in Österreich und Ungarn bis 1914*

Referate des österreichisch-ungarischen Historikersymposiums 1986.

1986, 250 S., DM 24,-, S 168,-

Band 46:

Sigrid Augeneder

*Arbeiterinnen im Ersten Weltkrieg*

Lebens- und Arbeitsbedingungen proletarischer Frauen in Österreich.

1987, 255 S., DM 40,-, S 280,-

Band 47:

Raimund Löw (Hrsg.)

*Historiographie der Arbeiterbewegung in Frankreich und Großbritannien*

Archive und Institutionen, Stand und Trends der Forschung.

1989, 103 S., DM 26,80, S 188,-

Band 49:

Stefan Riesenfellner (Hrsg.)

*Arbeitswelt um 1900*

Texte zur Alltagsgeschichte von Max Winter.

1988, 293 S., DM 40,-, S 280,-

Band 50:

Ingrid Bauer

*"Tschikweiber haum's uns g'nennt..."*

Frauenleben und Frauenarbeit an der "Peripherie".

1988, 289 S., DM 40,-, S 288,-

Band 51:

Wolfgang Quatember

*Erzählprosa im Umfeld der österreichischen Arbeiterbewegung.*

Von der Arbeiterlebenserinnerung zum tendenziösen Unterhaltungsroman (1867-1914)

1988, 182 S., DM 40,-, S 288,-

Band 52:

Helmut Konrad (Hrsg.)

*Probleme der Herausbildung und politischen Formierung der Arbeiterklasse.*

ITH-Tagungsberichte, Band 25

1989, 228 S., DM 28,-, S 198,-

Band 53:

Erika Thurner

*"Nach '45 war man als 'Rote/Roter' auch ein Mensch"*

Der Wiederaufbau der Salzburger Sozialdemokratie nach 1945.

1990, 447 S., DM 49,80, S 348,-

Band 54:

Karl Starke

*Kohlenbergbau im oberösterreichischen Hausruck*

Frühzeit 1760-1872

1991, 426 S., DM 49,80, S 348,-

Band 55:

Peter Wilding

*"...für Arbeit und Brot"*

Arbeitslose in Bewegung.

Arbeitslosenpolitik und Arbeitslosenbewegung in der Zwischenkriegszeit in Österreich (mit dem regionalgeschichtlichen Schwerpunkt Steiermark).

1990, 378 S., DM 49,80, S 348,-

Band 56:

Ulrike Weber-Felber

*Wege aus der Krise: Freie Gewerkschaften und Wirtschaftspolitik in der Ersten Republik*

1990, 354 S., DM 49,80, S 348,-

Band 57:

Katalin Soos

*Koloman Wallisch*

Eine politische Biographie.

1990, 270 S., DM 40,-, S 288,-

Band 58:

Harald Troch

*Rebellensonntag*

Der 1. Mai zwischen Politik, Arbeiterkultur und Volksfest in Österreich (1890-1918)

1991, 236 S., DM 40,-, S 288,-

Band 59:

Bela Rasky

*Arbeiterfesttage.*

Die Fest- und Feiernkultur der sozialdemokratischen Bewegung der Ersten Republik Österreich 1918-1934.

1992, 306 S., DM 49,80, S 348,-

Band 60:

Gerhard Melinz/

Susan Zimmermann

*Über die Grenzen der Armenhilfe*

Kommunale und staatliche Sozialpolitik in Wien und Budapest in der Doppelmonarchie

1991, 222 S., DM 26,-, S 188,-

Band 61:

Wolfgang Muchitsch

*Mit Spaten, Waffen und Worten*

Die Einbindung österreichischer Flüchtlinge in die britischen Kriegsanstrengungen 1939-1945.

1992, 288 S., DM 49,80, S 348,-

Band 62:

Helge Zoitl

*"Student kommt von Studieren!"*

Zur Geschichte der sozialdemokratischen Studentenbewegung in Wien.

1992, 504 S., DM 49,80, S 348,-